



Spurensuche

Am Neuen Palais

Sechs mörderische
Geschichten

Herausgegeben von
Brunhilde Wehinger

Spurensuche Am Neuen Palais

Brunhilde Wehinger (Hrsg.)

Spurensuche Am Neuen Palais

Sechs mörderische Geschichten

Universitätsverlag Potsdam

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Universität Potsdam.

Universitätsverlag Potsdam 2016

<http://verlag.ub.uni-potsdam.de/>

Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977 2533 / Fax: 2292

E-Mail: verlag@uni-potsdam.de

Redaktionelle Mitarbeit: Stefanie Börnicke und Maria Weilandt

Satz & Layout: Stefanie Börnicke

Umschlagfoto & -gestaltung: Kristin Schettler

Druck: docupoint GmbH Magdeburg

Das Manuskript ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-86956-350-3

Zugleich online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam:

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus4-83693](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-83693)

<http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-83693>

INHALT

Steven Dewart
WAAGE UND SCHWERT
7

Stefanie Börnicke, Friederike Weimar
KERN DER DINGE
35

Simone Weilandt
DER WUNDERBAUM
75

Stefanie Börnicke, Friederike Weimar
ZURÜCK AM NEUEN PALAIS
93

Martin Thormann
DER FLORIST
113

Paula-Sophie Brink
VERSPIELT
149

Nachwort
DER KRIMINALROMAN IM SPANNUNGSFELD
VON (SCHAUER-)ROMANTIK UND AUFKLÄRUNG
161

Steven Dewart
WAAGE UND SCHWERT

Prolog

Geborstenes Glas knirschte und splitterte unbarmherzig langsam unter den schweren Stiefeln des Fremden. Er hatte in einer dunklen, staubigen Ecke des Raumes gelauert, still verharrt und sein Opfer aufmerksam beobachtet, ohne den Blick von ihm zu nehmen. Jetzt war es wieder bei Bewusstsein, begann zu stöhnen. Er hatte ihm die Augen mit einem derben Tuch verbunden. Es war so straff gezogen, dass man auch dann nicht die Augen hätte öffnen können, wenn man dazu in der Lage gewesen wäre. Ihm wurden die Hände mit Kabelbindern hinter dem Rücken gefesselt, die sich selbst ohne Bewegung fortwährend weiter ins Fleisch zu schneiden schienen. Man hatte ihn an einer schmiedeeisernen Kette gerade so weit hinauf gezogen, dass seine Zehenspitzen den Boden verließen. Dabei hatte er sich die linke Schulter ausgekugelt und der Knochen war mit einem entsetzlichen Geräusch herausgesprungen. Doch all dies tat sein Peiniger ohne Rührung, keine Freude, kein Mitleid. Er betrachtete den jämmerlichen Charakter vor sich mit leeren, ausdruckslosen Augen. Es war nur ein Handwerk, weiter nichts.

Doch jetzt war sein Opfer wach, endlich. Er war bereit. Als es zu sich kam, versuchte es zu schreien und begann, wild den Kopf hin- und herzuwerfen, doch erstickte seine Verzweiflung in einem hysterischen Gurgeln. Etwas war da. Der Gefesselte wollte seine Zähne fühlen, doch seine Zunge war taub und ein stechend-reißender Schmerz wucherte rasend in seinem Kiefer. Er konnte es nicht fühlen, nicht fassen, nicht begreifen. Er begann, sich wie ein wildes Tier zu sträuben, gegen die Ketten, gegen die Schmerzen, gegen die Blindheit, die Kälte, die Angst. Die Fesseln schnitten tiefer, rissen und scheuerten an seiner bläulich-fahlen, zitternden Haut. Er war nackt und spürte bald, wie warmes Blut dampfend seine Arme hinunter in den Nacken rann, über jeden Wirbel, bis an die Ferse, um sich dort in eine gierig wachsende Lache zu ergießen. Er schmeckte das blutige Rinnsal, das unaufhörlich seinen Rachen hinab rann. Er stöhnte und kniff die Augen unter der Binde weiter zusammen. Seine Atemzüge waren flach und hastig. Da hörte er wieder ein kurzes Knirschen. Er hielt inne und sog scharf die kalte Luft ein. Er lauschte in die frostklirrende Nacht. Doch hörte er nur ein leises Quietschen und

das Schlagen von Fensterläden im Wind. Wieder und wieder. Er fror und horchte in die Stille. Nichts. Er versuchte, zu sprechen, erschrak aber bei den grausigen Lauten, die aus seiner Kehle drangen.

Plötzlich packte ihn jemand an den Haaren und riss seinen Kopf nach hinten. »Weißt Du ..., was ich bin?«, hauchte der Fremde. Dieser beobachtete, wie erdiger, kalter Schweiß das unrasierte, blutige Gesicht seines Opfers hinunter rann. Er roch seine Angst – und das widerte ihn an. »Ich ... bin das Gleichgewicht ...« Der Mann flüsterte in das andere Ohr seines Opfers: »Ich bin ... die Gerechtigkeit.« »Und ich bin dein Ende«, sprach er mit verachtender Stimme und schleuderte den Kopf des Gefesselten, der ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war, nach vorn. Er begann zu schluchzen. »Hör auf!«, hörte er die entfernte Stimme seines Peinigers. Dann ein metallisches Geräusch, ein Kratzen, etwas Schweres wurde vom Boden aufgehoben, dann das hohle Schwappen von Wasser. »Deine falsche Reue beleidigt mich.« Die Stimme war hasserfüllt und dicht vor seinem Gesicht, er spürte den heißen Atem seines Gegenübers. Dann ergoss sich etwas schrecklich Kaltes, Öliges über seinem Kopf. Er schnappte nach Luft und verschluckte die Flüssigkeit. Benzin. Eine neu aufkeimende wilde Panik durchpeitschte ihn und er versuchte, um sich zu treten, doch dazu fehlte ihm schon lange die Kraft. Er hustete stark und pendelte hilflos knapp über dem Boden hin und her.

Da wurde ihm die Augenbinde heruntergerissen. Gleißend helles Licht blendete ihn. Der dumpfe Schmerz durchzuckte seinen entkräfteten Leib. Er wendete den Kopf ruckartig zur Seite und kniff die Augen zusammen, doch nach einem kurzen Moment gewöhnte er sich daran und blickte vorsichtig blinzeln nach vorn. Er zwinkerte und erkannte schemenhaft eine Gestalt vor sich, die nun wortlos zur Seite trat und den Blick auf einige Bilderrahmen freigab. Die Fotos zeigten lächelnde Kinder. Angsterfüllt blickte er von einem zum anderen, schüttelte kraftlos den Kopf und begann zu wimmern. Da hörte er ein lautes Zischen und Rauschen hinter sich. Als sich sein Entführer vor ihm aufbaute, fiel sein Blick auf eine blaue Stichflamme, eine Lötlampe. Der Gefangene spürte eine rasende Todesangst und begann an der Kette zu zerren wie angeschossenes Wild. Für einen kurzen Moment spendete die zischende Flamme ein kaltes, blaues Licht und beschien das geisterhafte Gesicht des Tyrannen. Als er ihn erkannte, riss er die Augen auf. »Ich werde zusehen, wie Du brennst. Hier endet es.«

Hinter dem Spiegel

Zur selben Zeit wurde Liam Andersson unsanft aus dem Schlaf gerissen. Ihn plagten seit einiger Zeit regelmäßig Albträume. Schlimmer noch waren aber die Träume, in denen seine Welt noch in Ordnung schien, in denen er sich geborgen fühlte und glücklich war, um erst dann in dem Wrack von einem Leben zu erwachen, das er nun führte. Dann fiel es ihm schwer, zwischen Traum und Realität zu unterscheiden. Ausgebrannt und antriebslos. Die Seite des Bettes neben ihm war kalt, grau, ein gähnender Abgrund. Er setzte sich stöhnend auf, vergrub das Gesicht in den rauen Händen und atmete tief durch. Liam war seit einigen Jahren Ermittler im norwegischen Tromsø, im Norden des Landes. Tromsø war die größte Stadt im Umkreis, ein Flughafen, eine Universität und ein erträgliches Nachtleben. Die bekannte Hafenstadt lag auf einer Insel und war durch drei Brücken mit dem Umland verbunden. Hier hatte er seiner Familie etwas bieten wollen. Im Moment half er aber den Kollegen in Lunheim am gegenüberliegenden Ufer. Dort war man hoffnungslos überfordert und das Dezernat war chronisch unterbesetzt. Vor Lunheim breitete sich die Küste der norwegischen See aus und im Rücken lagen die Storstene, eine Bergkette, die einen atemberaubenden Blick auf die Stadt bot. Früher saß er ab und zu mit seiner Frau hier oben. Sie hatten stundenlang geredet, sich in den Arm genommen und die Aussicht genossen. Er war glücklich, doch wusste er jetzt nicht einmal mehr, wie sich das anfühlte.

Die grellen Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Autos blendeten den Kommissar durch das mit Eisblumen verschlagene Fenster und rissen ihn aus seinem Selbstmitleid. Er schloss die Augen und wandte das Gesicht ab. Sein Kopf glühte, jemand hatte wohl seinen Schädel aufgetrennt als er schlief, ihm Rasierklingen hineingeschüttet und alles feinsäuberlich vernäht. Mal wieder. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das Bild verschwamm ihm vor den Augen. Ihm wurde schlecht vor Schmerz. Er griff auf den Nachttisch, fand dort aber nur drei leere Packungen Ziconotid, gegen starke chronische Schmerzen, ein umgekipptes Whiskeyglas und einen randvollen Aschenbecher. Andersson zog sich am Bettpfosten hoch und taumelte ins Badezimmer. Er riss den kaputten Spiegelschrank auf und griff nach den Tabletten.

Der Kommissar drehte den quietschenden Wasserhahn auf. Das kühle Nass floss erst langsam, dann schnell und rauschend in den Abfluss. Er trank so gierig, als wollte er sich ertränken. Bevor der Schmerz abebbte, wurde er noch einmal heftiger. Die Kugel in

seinem Kopf hatte sich wieder ein winziges Stück bewegt, sie war unermüdlich und würde wohl nie aufgeben. Als er den Schrank schloss, blickte er in den fast blinden, gesplitterten Spiegel. Das verzerrte Bild zeigte ihm einen alten, müden Mann.

Er hatte tiefe Schatten unter den einst scharfen, eisblau-grauen Augen, die jetzt nur noch schwach vor sich hin glommen. Der un-rasierte schwarze Bart hatte sich hier und dort durch die Haut gezwängt. Über seine linke Wange und die verwegene geschwungene Augenbraue hinweg verlief eine schlecht genähte sieben Zentimeter lange Narbe, das Souvenir einer wilden Nacht in Belfast. Die Lippen waren schmal, seine Haut fahl geworden. Dass er erst Ende dreißig war, würde ihm niemand abnehmen. Er fuhr mit den Fingerspitzen über Wange und Lippen. Das Spiegelbild tat es ihm gleich. Es war echt, es war er. So manche Wahrheit kann einen Menschen zerstören, ihn wahnsinnig machen. Sie kann ihn erlösen.

Er goss sich einen Whiskey in ein fleckiges Glas und setzte sich langsam zurück aufs Bett. Der alte Mann nahm seufzend eine Schachtel Zigaretten aus der Schublade. Der kurze, flackernde Feuerschein seines Zippos verlieh ihm das Antlitz eines Dämons. Er blickte in die Dunkelheit und hörte flüsternde Echos der Vergangenheit. Wie eine schlechte Tonbandaufnahme hallten sie in ihm wieder. Ein uraltes Monster, das in den Tiefen seiner Seele lauerte, riss die Augen auf und starrte ihn an. Hätte man ihn eines Tages erschossen in diesem Zimmer aufgefunden – er wäre es wohl gewesen, der den Abzug gedrückt hätte.

Ein Anruf störte ihn in seiner stillen Starre. Das unpassend-nüchterne Klingeln seines Telefons durchschnitt die schattenhaften Erinnerungen. Er griff nach dem Gerät und stieß einen Seufzer aus. »Andersson, Morddezernat Tromsø.« Er versuchte, so kraftvoll wie möglich zu sprechen. »Äh, hallo Herr Kommissar, mein Name ist Noa, Noa Svensson, ihr neuer Kollege in Lunheim.« Andersson sagte nichts. »Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt?«

Die Stimme am anderen Ende klang jung, ein wenig unsicher, aber durchaus sympathisch. »Schon in Ordnung, Noa. Was kann ich für Sie tun?« Die Antwort war etwas zögerlich. »Wir haben eine Leiche.« Andersson schwieg. Leichen waren genau die Art von Abwechslung, die er jetzt brauchte.

Er hatte im Laufe seines Dienstes bei der Polizei schon so einige schreckliche Dinge gesehen, die er gern vergessen würde. Es gelang ihm immer, kleinste Details und Hinweise am Tatort zu entdecken, die allen anderen entgangen waren. Seine Kollegen sagten, er könne

die Toten zum Reden bringen – und das konnte er. Wie immer hatten die Toten alle Antworten, nach denen er auf der Suche war. Es ist nicht so, dass sie nicht sprechen wollten. Ganz im Gegenteil, sie hatten verdammt viel zu sagen und sobald sie einmal damit anfangen, würden sie nie wieder den Mund halten. Ihre Worte hielten ihn nachts wach.

»Herr Andersson, sind Sie noch da?«, fragte die Stimme am anderen Ende. »Wo ...?«, antwortete der Kommissar knapp. »Kennen Sie die Jagdhütte, oben in den Bergen, vom alten Bjørn?« »Ich bin in einer Stunde da.« Andersson legte auf. Ein kurzer Ton signalisierte, dass das Gespräch beendet war. Dann legten sich Stille und Finsternis wie ein schweres Tuch auf ihn zurück.

Die Hütte

Andersson ließ sich schwer in die Ledersitze seines alten, schwarzen Landrovers sinken. Der Geruch von hunderten Zigaretten, herbem Rasierwasser und einem billigen Lufterfrischer würde die Fahrt nicht sonderlich angenehm machen. Der Kommissar musterte sich kurz im Rückspiegel, richtete den schiefen Knoten seiner schwarzen Krawatte und sah sich einige Sekunden in die Augen. Er drehte den Zündschlüssel im Schloss, ein ungeschickt laminiertes Familienportrait baumelte daran. Es zeigte den Kommissar mit einer lachenden jungen Frau und einem kleinen Mädchen an den Händen, das eine Grimasse für die Kamera schnitt.

Der Motor heulte auf und der Wagen schob sich kraftvoll die Einfahrt hinauf durch den frischen Schnee. Als er die Insel über die Bruvegen-Brücke nach Osten verließ, blinzelte er über das Meer hinaus in das Zwielflicht des norwegischen Winters. Heller würde es jetzt nicht mehr werden, denn die Sonne stieg um diese Zeit nie über den Horizont hinaus. Dass es hier oben ein halbes Jahr so richtig dunkel sein würde, war aber nicht mehr als ein sich hartnäckig haltendes Gerücht. Nach einigen Kilometern über Lunheim hinaus bog er in einen Waldweg ein, der im Sommer kaum passierbar war. Eine Ansammlung von Schlaglöchern, Schlamm und umgestürzten Bäumen ließ kaum einen verirrtten Wanderer die Hütte des Einsiedlers, der früher dort oben in den Bergen gelebt hatte und den alle nur als Bjørn kannten, finden. Jetzt aber war alles gefroren und mit ein wenig Geschick ließ der Wagen sich an allen Hindernissen vorbei die steile, schmale Straße hinauf manövrieren. Nach einigen hundert Metern entdeckte er ein flatterndes Trassierband und eine junge Polizistin. Sie ging auf

seinen Wagen zu. Er hielt und ließ die Scheibe ein Stück herunter. »Oh, Guten Morgen Herr Kommissar. Es ist direkt dort vorn, einige Meter von der Hütte entfernt.« Die junge Frau rückte ihr Schiffchen zurecht und errötete ein wenig. Andersson nickte. »Danke.« Er fuhr noch ein kleines Stück und stieg dann aus. Den Rest würde er zu Fuß gehen müssen, aber ein wenig frische Luft würde ihm gut tun. Alles wurde langsam still um ihn. Weiter diese Straße hinauf verschwamm der Pfad vor ihm.

Die Farben fingen an zu verlaufen, wurden verschmiert und grau. Er tauchte ein in ein Vergessen gewährendes Schwarz-Weiß, vergrub die Hände in den Taschen seines Mantels und beobachtete seinen Atem, der in der Luft hing. Das erinnerte ihn an seine Kindheit. Er war auf einem Hof aufgewachsen, auf dem auch Pferde gezüchtet wurden. Er hielt Pferde immer für anmutige, edle Tiere. Eines Tages brach sich eines von ihnen beim Ausreiten das Wadenbein. Sein Vater kam, um es zu erschießen. Liam sollte noch Abschied nehmen. Wie das Tier auf der Seite lag und wieherte, sich im Schnee wand und heißen Atem aus seinen Nüstern stieß, der leidvolle Ausdruck in diesen Augen – daran erinnerte er sich jetzt.

Plötzlich vernahm Andersson einen seltsamen Geruch. Er hielt kurz inne und versuchte seine Sinne zu schärfen. Es roch nach verbranntem Holz, beißendem Rauch und nasser Asche. Der verharschte Schnee knirschte kaum noch unter seinen Füßen, als sich der schmale Pfad vor ihm öffnete und den Blick auf eine Lichtung freigab. Da erst merkte er, dass der Schnee geschmolzen war, obwohl die Hütte noch gute fünfzehn Meter entfernt lag, oder genauer, der zusammengeschmolzene Klumpen Asche, der noch davon übrig geblieben war. Für gewöhnlich blieben nach einem Brand immer noch Dinge zurück, die etwas erkennen ließen. Glas, Porzellan, Metall, irgendetwas. Doch hier war nichts mehr. Als Andersson dort stand und die schwelende Szenerie betrachtete, war ein Feuerwehrmann auf ihn aufmerksam geworden. Ein älterer Herr mit fleischigem, rotem Gesicht, einem dichten Oberlippenbart und tief liegenden Augen kam auf ihn zu. Bjarne stand auf dem Namensschild. »Sind Sie der leitende Ermittler?«, fragte eine rauchige Stimme, die nicht sonderlich erfreut klang, den Sonntagmittag hier verbringen zu müssen. »Andersson«, sagte der Kommissar und streckte ihm die Hand hin. Der Feuerwehrmann hatte einen kräftigen Händedruck. »Was für ein Feuer war das?«, fragte Andersson. »Tja, kein gewöhnliches, soviel steht fest«, antwortete der wuchtige Mann überflüssigerweise. »Haben Sie auf Brandbeschleuniger geprüft?« »Ja, bis jetzt sieht

alles so aus, als wäre das hier so etwas wie Kerosin gewesen und zwar nicht zu knapp. War aber schon alles aus, als wir hier zu Fuß ankamen.« Kommissar Andersson kniff die Augen zusammen und ließ seinen Blick über Schutt und Trümmer schweifen. Der Herr in Uniform fuhr fort: »Wissen Sie, Kerosin hat zwar einen wesentlich höheren Flammpunkt als beispielsweise Benzin, brennt es aber erst einmal, dann erzeugt es Temperaturen jenseits von zweitausend Grad. Genug, um Stahl zu schmelzen.«

»Und alle Hinweise auf den Täter«, entgegnete der Kommissar ernüchert. »Was ist mit der Leiche?« Sein Gegenüber wurde bleich. Er vermochte das Unbehagen, das diese Frage in ihm auslöste, kaum zu verbergen. »Da hinten«, sagte er und zeigte mit ausgestrecktem Finger in die Richtung der vielen Polizisten und Forensiker, ohne den Kopf zu wenden. Andersson bedankte sich knapp und ging auf die Gruppe zu.

»Guten Tag die Herren, hallo Alma.« Alma Håstersted war die leitende Forensikerin vor Ort. Sie war im Labor für Kriminalistik tätig, auch in Tromsø. Sie lächelte gezwungen und reichte dem Kommissar ein Paar Einweghandschuhe. Aus dem Grüppchen schob sich ein junger Mann hervor. Er sah gepflegt aus, kurzes blondes Haar, blaue freundliche Augen, ein kantiges Gesicht. Der Kommissar musste zu ihm aufschauen, er überragte ihn um wenigstens einen Kopf. »Wir haben heute Morgen miteinander gesprochen. Ich bin Noa.« Der Kommissar musterte ihn einen Moment. »Freut mich. In Ordnung Noa, fangen wir an. Was haben wir?« Andersson kniete sich neben den Toten, der bereits einzuschneien begann. »Eine männliche, weiße Leiche, Mitte dreißig. Vermutlich hat sich der Mord in der Hütte zugetragen, der Körper wurde dann hier abgelegt, der Schnee ist während des Brandes geschmolzen, also keine sichtbaren Fuß-, Schleif- oder Blutspuren in der unmittelbaren Umgebung. Wir haben aber nichts weiter angefasst, bis Sie hier waren.« Der blassblaue, leblose Körper lehnte mit dem Rücken an einem Baum, dessen verkohlte Äste sich grotesk gegen den grauen Himmel reckten. Die dünne Schicht von Asche und frischem Schnee auf dem Toten hüllten ihn in ein schmutzig graues Laken. Die Hände waren hinter dem Rücken verbunden. Der Kopf lag im Nacken, die Augen waren weit aufgerissen und verdreht. Die Lippen aufgeplatzt und blutig. Aus den Mundwinkeln war viel Blut geflossen. Das Haar war verbrannt. Aus der Unterseite des Kiefers ragte etwas heraus. »Ich brauche hier mal etwas Licht«, sagte der Kommissar, ohne seinen Blick abzuwenden. »Natürlich, hier.« Noa reichte ihm eine kleine Stabtaschenlampe.

Die anderen Ermittler waren still geworden und scharten sich hinter Andersson. Als der Lichtkegel in den Mund des Toten fiel, ging ein Raunen durch die Gruppe. »Ihm fehlen alle Zähne. Schneidezähne, Backenzähne, oben und unten. Sieht so aus, als hätte der Täter sie herausgebrochen. Und das hier ...« Als er in den Mund der Leiche griff, wandten sich einige Kollegen ab. Er fasste mit Daumen und Zeigefinger etwas im Mundraum des Toten und zog mit aller Kraft daran. Langsam bewegte sich der metallische Gegenstand, bis er mit einem Ruck herausgerissen wurde. Der Kopf des Toten kippte nach vorn und ein Schwall aus beinahe geronnenem schwarzen Blut ergoss sich in den frischen Schnee. Noa machte einen Schritt zurück, als das Blut ganz langsam wie kalter Teer über makellosen Marmor kroch.

»Ich geh mal zum Wagen, wenn das in Ordnung ist, Herr Kommissar.« Dieser blickte zu ihm herüber. Der junge Ermittler schien ein wenig zittrig auf den Beinen zu stehen. »Sicher.« Ein Kollege lachte leise: »Beruf verfehlt, was?« Andersson warf ihm einen geringschätzigen Blick zu. Dann stand er auf und hielt den Gegenstand in den Schein der Taschenlampe. Ein Zimmermannsnagel, damit hatte man dem Opfer die Zunge und den Kiefer durchschlagen. »Sonst irgendwelche Anzeichen von Folter, Frau Håstersted?« Mit dieser Frage wandte er sich an die Forensikerin, welche darauf die Lippen zusammenpresste und den Kopf schüttelte. »Sonst nichts weiter. Keine sichtbaren Knochenbrüche, Schnittverletzungen, nichts. Nicht einmal Hämatome. Nur ein Schultergelenk scheint lädiert, vermutlich durch die Aufhängung der Fesseln. Aber wie gesagt, wir haben ihn nicht angefasst. Das mache ich nachher in der Patho, dort werde ich auch die Blutproben untersuchen und auf Gifte, Betäubungsmittel und dergleichen prüfen.« »Gut so«, sagte Andersson und stand wieder auf, »lassen Sie ihn abholen.« Er streifte sich die schmutzigen Handschuhe ab. Dann ging er einige Schritte in den Wald hinein, griff nach seiner Taschenlampe und leuchtete schwach in die Finsternis. Es war kurz nach vierzehn Uhr. Jetzt war es wieder Nacht in Norwegen.

Noa kam auf ein Handzeichen des Kommissars hin herbei gelaufen. »Woher kommen die ganzen Fußspuren, die in den Wald hinein führen?«, fragte Andersson, als er mit dem Lichtkegel den Schnee vor ihnen abtastete. »Einige davon gehören wahrscheinlich unserem Täter. Die anderen zu einem Hundeführer, den wir angefordert haben. Die Suche hat aber nichts ergeben. Nach ungefähr zweihundert Metern münden die Spuren in einen Flusslauf, dort hat

der Hund die Witterung verloren.« Noa deutete mit ausgestrecktem Arm in die Schwärze vor ihnen. Mittleireile waren die Spuren kaum noch zu erkennen, auch wenn es nur leicht schneite. Der Himmel war verhangen und ließ kaum Mondlicht zu ihnen hinunter. »Wo entlang verläuft der Fluss?« Noa verstand, worauf er hinaus wollte. »Die Quelle liegt nicht weit von hier. Dort im Umkreis war nichts. Er mündet ins Meer, fließt dabei aber durch Lunheim. Unmöglich, dort noch Spuren zu finden.« Der Kommissar unterbrach ihn. »Haben Sie es versucht?« Ein kurzes Schweigen. »Nein, aber im Ort ist jetzt alles voller Menschen und es hat die ganze Zeit geschneit!« Noa klang ein wenig unbehaglich. Der Kommissar schaute wieder in den Wald hinein und sah dem diffusen Lichtstrahl nach, der sich in der Dunkelheit verlor und weit entfernt für einen Augenblick das Augenpaar eines Tieres aufblitzen ließ. »Sagen Sie, Noa ... Was fällt Ihnen hier auf?« Er deutete auf die verschneiten Fußspuren und kniete sich dann daneben. »Nun ...« Er räusperte sich, »drei verschiedene Spuren. Die unseres Ermittlers, die des Täters und ... dann wäre da noch der Hund.« Noa lächelte unsicher.

»Bleiben Sie bei der Sache, schauen Sie sich die Spuren unseres Unbekannten an.« Sein Assistent bückte sich hinunter. »Hm, das Profil eines Gummistiefels, wie ihn hier alle tragen. Ansonsten ...« Er hielt seinen Schuh neben den Abdruck. »Verdammt kleine Füße. Meinen Sie, es war eine Frau?« Andersson zog die Augenbrauen hoch und deutete mit dem Finger auf die Ränder des Abdrucks. »Schauen Sie, wie tief diese Abdrücke sind. Wenn die Dame nichts Schweres getragen hat, muss sie mindestens neunzig Kilo wiegen – und das bei einer geschätzten Schuhgröße von siebenunddreißig. Fällt Ihnen da jemand ein?«

Andersson konnte seinem Assistenten ansehen, wie angestrengt er nachdachte. »Nein, Herr Kommissar.« »Die Abdruckränder verraten in so weichem Boden etwas über Gehfehler. Bei O-Beinen sind die Außenränder stärker belastet, bei X-Beinen die Innenränder. Hier haben wir beides.« Noa legte den Kopf schief. »Suchen wir also nach einem übergewichtigen Kleinwüchsigen mit Gehfehler?« »Naja, bei der Schrittlänge würde ich zumindest Kinder und Kleinwüchsige ausschließen«, zwinkerte Andersson. Er schaute zurück und sah, wie die Spuren im Dunkel verliefen. »Verzeihung«, sagte Noa und räusperte sich. Der Kommissar atmete tief ein. »Die Abdrücke sind wertlos, er hat sich ein anderes Profil unter die Brandsohle geklebt.« »Herr Andersson, ich frage mich dann aber ...« Der Angesprochene blickte wortlos über die Schulter in Richtung seines Assistenten.

»Warum hat er die Leiche nicht in der Hütte verbrennen lassen?« Der Kommissar schaltete die Lampe aus. Sie standen allein im schwarzen Schneetreiben. In der Ferne bellte ein Fuchs. »Er wollte, dass wir sie finden. Er spielt mit uns.«

Das »Last Round«

Andersson fuhr mit Noa auf dem Beifahrersitz die Landstraße zurück nach Lunheim, hinunter durch eine schwarz-weiße Märchenlandschaft, die ihre Unschuld schon lange verloren hatte. Die Scheinwerfer konnten die Nacht kaum durchdringen, die Scheibenwischer waren machtlos gegen das immer stärker werdende Schneetreiben. Am Straßenrand flackerten hier und dort bedrohlich blitzende Wildaugen im verschmierten Grau dieses norwegischen Winters auf. Nach einiger Zeit brach Noa das Schweigen. »Wie wäre es, wenn ich Sie auf einen Whiskey einlade, Herr Kommissar? Also, nur wenn es Ihnen recht ist. Jetzt wo wir doch zusammen arbeiten.« Whiskey war etwas, das Andersson nicht ausschlagen konnte. Er mochte den unsicher lächelnden Jungen, auch wenn er lieber allein arbeitete. So hätte er einen Menschen weniger, um den er sich sorgen müsste. Wie diese verwegenen Cops im Film Noir, mit denen er groß geworden war. »Warum nicht.« Noa strahlte. »Schön! In Lunheim gibt es nur eine Bar, ich Ihnen den Weg.«

Als sie das »Last Round« betraten, verschaffte sich Andersson einen Überblick. Eine paranoide Angewohnheit, die er nicht mehr loswurde. Die dunkel getäfelte Räumlichkeit war klein und verwinkelt. Spärlich beleuchtet. Der Geruch nach abgestandenem Bier, altem Rauch und schlechtem Rasierwasser. Das Gemurmel verschmolz zu einem unverständlichen, bienenstockgleichen Summen. Hier und da war ein Wortfetzen herauszuhören. An den Holztäfelungen waren nostalgische Werbeschilder angebracht, die von vergangenen Zeiten in fernen Ländern erzählten. Ansonsten wurden hier scheinbar genauso viele menschliche Wracks und kaputte Träume angespült wie in allen andern Pubs auch.

Der Notausgang befand sich neben einer Tür mit der Aufschrift *Privat*, daneben die WCs. An einem Tisch saß eine Gruppe junger Leute, wohl Touristen. Am Tresen lehnte ein großgewachsener, breit gebauter Bursche. Er war im Nacken und an den Armen tätowiert. Er schien der Barkeeper zu sein und unterhielt sich mit einem kleingewachsenen, beleibten Fernfahrer mit dicker Brille, der gekrümmt auf einem Barhocker saß und sich an seinem Bier festhielt.

Der Barkeeper lachte laut auf und klopfte dem Mann freundschaftlich auf den Rücken. Als er Noa sah, nickte er ihm freundlich zu und begab sich wieder nach hinten, um ein Bier zu zapfen. Die beiden gingen auf den Tresen zu und nahmen auf den schweren Eichenholzhockern Platz. Der Wirt stellte das übervolle Glas so kraftvoll auf den Tisch, als hätte er es hinein rammen wollen. Die Krone schwappte über. »Hier, Herr Svensson. Und für Sie?«, fragte er und wandte sich dabei kühl an den Kommissar. »Whiskey und einen Aschenbecher.« Der Barkeeper grinste. »Sicher.« Er wandte den beiden wieder den Rücken zu. »Also?«, fragte Noa mit einer ungeschickten Mischung aus Neugierde und Höflichkeit. »Wie lange sind Sie schon Kommissar?« Andersson drehte den Kopf ein Stück in seine Richtung, ohne ihn anzusehen. »Solange ich denken kann. Ich hab' die Zeit aus den Augen verloren. Ich wusste eines Tages, dass dieser Weg der einzige war, der mir blieb.« Noa zog die Augenbrauen hoch und räusperte sich. Andersson schaute in das Glas, das ihm der Barkeeper zugeschoben hatte und verlor sich in den bernsteinfarbenen Wogen seines irischen Whiskey. »Was war der Grund?«, fragte Noa zögernd. »Der einzig richtige, Noa.«

Er sah ihm fest in die Augen. »Überzeugung. Ich wollte Gerechtigkeit, das Böse bekämpfen, den Armen und Schwachen helfen, Drachen töten und Jungfrauen retten. Ich war ein kleiner, dummer Junge und hatte keine Ahnung, wie die Welt funktioniert.« Noa grinste ein wenig und nickte zustimmend, als käme ihm das bekannt vor. Dann deutete er mit seinem Bierglas auf den Ehering des Kommissars.

»Wie geht's Ihrer Frau, haben Sie Kinder?« Anderssons Blick verlor seine Schärfe. Er stellte das Glas ab. Es schien, als starrte er durch den dunklen Dielenboden geradewegs in eine tobende Hölle, eine andere Welt. Noa spielte nervös mit dem vor ihm liegenden Bierdeckel. »Stimmt ... stimmt etwas nicht?« Andersson richtete sich ein wenig auf. »Eine Tochter.« Noa lächelte erleichtert. »Sie sind tot.« Noas Gesichtszüge entgleisten ihm, er errötete unmerklich. »Das tut mir leid. Ich dachte nur ...« er deutete wieder unbeholfen auf den Ring des Kommissars. »Schon gut«, antwortete dieser, hob ein wenig seine Hand und betrachtete den Ring. Er erinnerte sich daran, wie sie ihn ihm einst angesteckt hatte.

»Ich würde ihn wohl ohnehin nicht mehr abnehmen können, er hinterlässe nur Narben.« Sein Kollege sah ihn mitleidig an. Andersson zündete sich eine Zigarette an und lehnte sich ein Stück zurück. Er nahm einen tiefen Zug und ließ den bitter-beißenden Rauch seinen Rachen und die Bilder betäuben, die sich anbahnten. Dann legte er

den Kopf in den Nacken und blies eine dichte, graue Wolke zur Decke hinauf. »Ich weiß, es geht mich nichts an, aber ... darf ich fragen, wie es passiert ist?« Der Kommissar blickte durch den stämmigen Barkeeper hindurch. Um ihn herum begann es dunkler zu werden. Die Geräusche, das Gemurmel, das Gläserklirren, das Gelächter und die leise Musik wurden dumpfer und verstummten. Er fand sich in jener Nacht wieder.

Er kniete vor seiner Tochter, die auf dem Bettrand saß. »Hey Kleines. Was ist los, hm?« Er strich ihr lächelnd über die Wange. »Es ist so dunkel hier! Ich hab' Angst. Machst Du bitte das Licht an?« Er seufzte gutmütig. »Komm schon Herzchen. Du bist doch ein großes Mädchen ... oder etwa nicht?« Sie nickte stolz und strahlte ihn an. Hinter ihr wirbelten die schwarzen Schatten der Äste auf der rosa-weiß gestreiften Tapete umher. »Dacht' ich's mir«, sagte Andersson mit einem Augenzwinkern und deckte sie zu. »Wenn es keine Dunkelheit gäbe, wie würdest Du dann wissen, was Licht ist?« Sie zuckte mit den Schultern und zog sich die Decke bis unter die Nase. Er küsste sie auf die Stirn und wünschte ihr eine gute Nacht. Im Türrahmen blieb er kurz stehen und drehte sich um. Er betrachtete seine Tochter und lächelte stolz und glücklich in die Stille hinein.

Da hörte er brechendes Glas und Klirren aus dem Erdgeschoss. Seine Frau lag auf der Couch im Wohnzimmer und schlief. »Was war das?«, fragte seine Tochter erschrocken und setzte sich im Bett auf. Andersson eilte zu ihr und legte den Zeigefinger auf die Lippen. »Shhh. Du musst jetzt ganz still sein, versprich mir das.« Sie nickte zaghaft. »Ich schließe jetzt die Tür ab und bin gleich wieder zurück. Ja?« Sie nickte wieder, ein wenig ängstlich. Er zögerte und drehte sich noch einmal zu ihr um. »Ich liebe dich.« Er zog die Tür leise hinter sich zu. Unten hörte er Stimmen.

»Hier gibt's doch gar nichts! Du hast das Haus ausgesucht!«, sagte eine von ihnen gereizt. »Dann solltest Du mal die Frau sehen, die hier wohnt«, kicherte ein anderer. Anderssons Herz begann zu rasen. Ihm wurde heiß. Er schaute sich um. Er gehörte nicht zu den Menschen, die Waffen zu Hause aufbewahrten, das bereute er nun. Er drückte sich flach an die Wand und schob sich die Treppe hinunter. Er ging in die Knie und verlagerte bei jeder Stufe vorsichtig sein Gewicht, knarzendes Holz könnte er jetzt wirklich nicht gebrauchen. Seine Augen versuchten, etwas um die Ecke zu erhaschen. In der Küche brannte das Licht. Zwei Fremde durchwühlten die Schubladen. »Hier ist überhaupt nichts!«, fuhr der Eine den Anderen an. Andersson glitt von Schatten zu Schatten. Er dachte an seine Frau, er musste

zu ihr. Zu seiner Linken lag die Tür zum Wohnzimmer. Er legte die Hand auf die Klinke und lauschte. Er hielt den Atem an. Nichts. Nur sein Herzschlag. Den Tumult in der Küche nahm er nur noch dumpf wahr. Plötzlich flog die Tür vor ihm auf.

Sie waren zu dritt, damit hatte er nicht gerechnet. Als Andersson panisch an seinem Gegenüber vorbeiblickte, sah er den Arm seiner Frau leblos von der Sofalehne hängen. »Hey!«, schrie die dunkle Gestalt vor ihm und wollte ihn packen. Andersson besann sich, griff den Arm seines Angreifers und schlug ihm mit aller Wucht den Ellenbogen gegen den Hals. Der Mann brach zusammen. Plötzlich hörte er ein metallisches Geräusch. Jemand lud eine Pistole hinter ihm. Der Schlitten raste nach vorn. Andersson fuhr herum, der Mann riss die Waffe hoch. Er stand nur wenige Meter vor ihm. Zeit ist relativ. Alles um ihn herum fühlte sich unfassbar langsam an. Er starrte wie gelähmt in den Lauf der Waffe. Irgendwo in diesem Dunkel lauerte ein Geschoss in seinem Nest, kalt, zitternd, bebend, mordlüstern, willig ihn zu töten. Er fragte sich, wie es sich anfühlen, ob er Schmerzen haben würde. Er schloss die Augen und drehte den Kopf zur Seite.

Dann träumte er. Er war nicht mehr Herr seines eigenen Körpers. Er fand sich in einer mond hellen Nacht am Meer wieder. Er stand auf einem hohen Felsen und blickte die Klippen hinunter, die Leere unter seinen Füßen zerrte an ihm. Der Mond spiegelte sich in den wilden Wellen. Er war gefangen. Seine Gedanken überschlugen sich, sein Körper drehte sich um. Dort stand seine Frau, mit der Tochter an der Hand. Beide sahen ihn voller Mitleid an. Plötzlich blickte er in das sternengesäumte Himmelszelt und merkte, dass er rückwärts fiel.

Die schroffen Felsen flogen an ihm vorbei, der Wind riss an seinen Kleidern, er streckte die Hand aus, bis er im Wasser aufschlug. Um ihn herum war nichts als eiskalte Schwärze und das Rauschen des Meeres. Er wollte schwimmen, er musste zurück an die Oberfläche, doch so sehr er es wollte, sein Körper gehorchte nicht. Die schimmernde Wasseroberfläche wurde kleiner, dunkler, verschwand langsam. Er stieß einen stummen Schrei aus. Die Blasen stiegen hinauf, weg von ihm, unerreichbar, fern. Er rang nach Luft und sog nur Kälte ein, die langsam seine Kehle hinunterkroch. Er war atemlos, gelähmt, blind. Sein Verstand sagte ihm, dass er tot sein musste. Sein Verstand war ein verdammter Lügner.

Andersson rang nach Luft. Seine Hände krallten sich fest in das Laken. Er atmete so tief und hastig, als seien es die ersten Züge eines neuen Lebens. Draußen hämmerte stürmischer Regen gegen das Fenster, entfernter Donner hallte dumpf durch den Raum. Er war

wiedergeboren. Er richtete sich unter Schmerzen auf und schaute sich um. Er war an Geräte angeschlossen, lag in einem sterilen Krankenhausbett – und war allein. Sein Kopf dröhnte, er verspürte einen unbeschreiblich stumpfen Schmerz im ganzen Körper. Er betrachtete voller Unverständnis seine im schwachen Licht der Geräte beschienenen Hände. Die Vergangenheit ist ein gähnender, klaffender Schatten. Je schneller man läuft, desto größer und furchtbarer wächst er hinter einem heran und reißt sein Maul bis an die Fersen auf.

Er packte die Schläuche und Kabel, die sich in seinen Körper hineingebohrt hatten, und riss sie unter viel Widerstand mit zusammengebissenen Zähnen heraus. Er zog sich über den Rand des Bettes und fiel zu Boden, er kniete auf den kalten Fliesen und spürte, wie ihm warmes Blut aus den Wunden rann. Er hörte schnelle Schritte und aufgeregte Stimmen. Das Licht ging an und schoss wie ein Blitz durch ihn hindurch. Er war wieder blind.

»Herr Andersson!« Eine erschrockene Frauenstimme kam näher. »Mensch, was machen Sie denn! Herr Doktor, er ist wieder bei Bewusstsein!« Er spürte, wie er grob aufs Bett zurückgehoben und festgehalten wurde, er war schwach. »Wo ist meine Familie, ich muss zu ihnen«, flüsterte er. »Herr Andersson, beruhigen Sie sich«, bat die verzweifelte Schwester. Die Stimme eines älteren Herren drängte sich in die Szenerie.

»Sie lagen zwölf Wochen im Koma, Herr Andersson, Ihnen wurde in den Kopf geschossen.« Andersson gab seinen Widerstand auf. »Das Projektil steckt noch immer im linksseitigen Frontallappen. Wir können keinen Eingriff riskieren. Als man Sie fand, lagen Sie vornüber in Glassplittern. Sie haben viel Blut verloren, sehr viel Blut. Sie waren mehr tot als lebendig. Die Chancen, dass Sie noch einmal aufwachen würden, waren ...« Der Arzt schüttelte den Kopf. »Verschwindend gering. Sie müssen sich jetzt schonen.« Die eindringlichen Worte des Arztes hallten in dem kahlen Zimmer wider. Noch zu viel, um sie zu begreifen. Der Doktor gab der Schwester eine unverständliche Anweisung. »Wo sind sie ...?«, fragte Andersson, als ihm etwas gespritzt wurde. »Kommen Sie erst einmal wieder zu Kräften. Sie haben großes Glück gehabt«, entgegnete der Arzt. Dann gingen sie. Mit ihnen verließ das Licht den Raum, sein Bewusstsein trübte sich. Die Illusion kommt erst im Nachhinein. Wenn man sich fragt, »Warum ich?« und »Was wäre wenn?«, hätte man anders gehandelt, wäre es jemand anderes, der zurückblicken würde und sich diesen Fragen gegenüber sah? Die Tür schloss sich, er war wieder allein.

Noa saß fassungslos da und starrte ihn an. »Ihnen ... wurde in den Kopf geschossen?«, fragte er fassungslos. »Die Kugel ist noch da. Sie hält mich wach«, sagte er und tippte sich dabei an die Schläfe. »Kein Schmerzmittel kann das Ding entschärfen.« »Was haben Sie dann gemacht?« »Der Arzt sagte damals, es sei ein Wunder, dass ich überhaupt noch lebe. Es ist ein Fluch, nichts weiter. Ich habe erfahren, dass diese Monster meine Familie ermordet haben. Dann wurde ich Polizist.« »Sie wollten Rache.« Der Kommissar machte ein bitteres Gesicht und schüttelte den Kopf. »Nein. Ich will Gerechtigkeit – falls man das überhaupt trennen kann.« Noa lehnte sich zurück und nickte gedankenverloren. Das Gespräch wurde jäh von dem unpassend penetranten Handyklingeln des Kommissars durchschnitten. Auf dem hellen Display stand in schwarzen, kantigen Lettern der Name Alma. »Das Labor.« Andersson blickte Noa an. »Entschuldige mich.« Er stand auf und begab sich nach draußen. »Andersson, Morddezernat Tromsø.« Die Blicke der Gäste folgten ihm aus dem Lokal. »Hallo, Herr Kommissar. Ich hoffe, ich störe nicht. Wir haben einige Ergebnisse, die Sie interessieren dürften.« Alma war professionell, konnte den Stolz in ihrer Stimme aber nicht unterdrücken. »Schießen Sie los«, forderte der Kommissar knapp.

»Unser Toter ist ein gewisser Gregor Gentsson, wir haben seine DNS durch die Datenbank gejagt, er war ein verurteilter Straftäter.« »Was hat er ausgefressen?« Die Stimme am anderen Ende seufzte. »Das Übliche: Betäubungsmittel, illegaler Waffenbesitz, Körperverletzung. Aber ich habe mir seine Akten angesehen, da war noch mehr. Er stand in mehreren Fällen unter Verdacht, Kinder entführt und missbraucht zu haben.« Andersson spürte, wie der Hass in ihm aufkochte. Alma räusperte sich. »Man konnte ihm nie etwas nachweisen. In einem Fall jedoch kam es zu einem Prozess. Er hatte sein Opfer gebissen, am ganzen Körper.« Andersson beobachtete, wie der Wind den Schnee im sanften Schein einer Natrium-Laterne tanzen ließ. »Hat das Kind überlebt?«, erkundigte er sich. Ein kurzes Schweigen auf Almas Seite. »Er hat das Mädchen danach getötet.« Der Kommissar ballte die herabhängende Hand zur Faust und knirschte mit den Zähnen. Dieser Tod war zu gut für dieses Monster gewesen. »Und weiter?«, forderte er die Forensikerin auf. »Durch die Bissspuren konnte er einwandfrei zugeordnet werden. Es kam zum Prozess, der scheiterte jedoch, da sein Anwalt einige Verfahrensfehler aufdeckte. Als Gentsson freigesprochen wurde, musste der Vater des Mädchens zurückgehalten werden. Er schwor, dass er ihn umbringen würde, für das, was er seinem Kind angetan hatte.«

Andersson fragte sich, ob der Fall nicht geschlossen werden sollte. Gentsson hatte bekommen, was er verdient hatte. Er hätte wohl ähnlich gehandelt, wenn er die Mörder der Menschen, die er liebte, in die Hände bekäme. Aber dadurch würde sich das Gleichgewicht auch nicht wiederherstellen lassen. Es wäre schlimmer als zuvor. Die Tat, jemandem das Leben zu nehmen, würde dann nur an einem selbst haften, der Fluch würde weitergegeben werden – wie bei einer verdammt hässlichen goldenen Gans. Alma sprach weiter: »Der Vater hat also zweifelsohne ein Motiv und dass das Kind gebissen wurde, kann nur jemand wissen, der damals am Prozess beteiligt war, laut den Akten ging das nicht an die Presse. Ich denke, deswegen hat er Gentsson die Zähne herausgebrochen. Wir haben sie jetzt im Übrigen gefunden, sie waren allesamt in seinem Magen.« Er musste seine eigenen Zähne schlucken, dachte Andersson und ließ seinen Blick in die Ferne schweifen. »Und noch etwas, Gentssons letzter Mord geschah in der Hütte an den Storsteinen. Das ist allerdings ein offenes Geheimnis.« Der Kommissar atmete tief durch. »Sieht so aus, als müssten wir uns mal mit dem Vater unterhalten. Wie ist sein Name?« Man hörte das dumpfe Klackern einer Tastatur.

»Der Mann heißt Gunnar Lindqvist, die Adresse schicke ich Ihnen sofort. Noch drei Details, Herr Kommissar.« Er verfolgte einen vorbeifahrenden Geländewagen mit den Augen. »Eine Untersuchung des Nagels hat nichts gebracht, nichts Besonderes. Ein üblicher Zimmermannsnagel. Bezüglich der Schuhe hatten sie recht. Belastung, Größe und Schrittweite passten nicht zusammen. Das Profil ist wertlos. Dann wäre da noch das Kerosin. Zunächst dachte ich, es handle sich um den herkömmlichen Brennstoff, den man auch in Modellbauläden oder an jedem Flugplatz kaufen kann. Die Analyse im Gaschromatographen hat allerdings ergeben, dass es sich bei dem Treibstoff um sogenanntes JPTS-Kerosin handelt. Das ist militärischer Höhentreibstoff, der heute nur noch von zwei Raffinerien weltweit produziert wird. Keine Ahnung, wie er an sowas rankommen sollte.« Der Kommissar schaute auf die Armbanduhr. Es war sieben. Noch nicht zu spät für einen Besuch bei ihrem ersten Verdächtigen. »Danke für die Überstunden Alma, sehen Sie zu, dass Sie nach Hause kommen.« Er legte auf. Ein Rabe landete schwer auf dem Zweig eines eingeschnittenen Baumes und schlug kraftvoll mit den schwarzen Flügeln. Er bewegte ruckartig den Kopf und sah Andersson starr an. Da hörte er Noas Stimme hinter sich. »Alles in Ordnung?«, fragte er und zog sich gleich wieder den Kragen seines Pullovers über die Nase, um sich vor der Kälte zu schützen. »Tut mir leid wegen Ihrer Familie, ich

hätte nicht fragen sollen.« So blinzelte er einen Moment lang in den Schnee und vergrub die Hände in den Taschen. Der Kommissar nickte abwesend. Ohne sich umzudrehen, antwortete er: »Danke, Noa. Rufen Sie das Labor an, die haben Neuigkeiten. Ich fahre zu einem Zeugen.« Noa trat einige Schritte auf ihn zu. »Warten Sie, ich komme mit.« Andersson öffnete den Wagen mit der Fernbedienung. Der nächtliche Schnee leuchtete zwei Mal kurz auf. »Nicht nötig. Prüfen Sie andere Verdächtige, Zeugen, recherchieren Sie. Das bringt uns schneller voran«, sagte Andersson und schlug die Tür zu. Der Motor heulte auf und die Reifen ließen schmutzigen Schnee aufspritzen. »Großartig«, brummte Noa. Er drehte sich mit dem Rücken gegen den Wind und wählte die Nummer des Labors.

Der Vater

Der Kommissar fuhr langsam durch eine heruntergekommene Straße und hielt nach der Hausnummer Ausschau, die Alma ihm geschickt hatte. Ein abgemagerter Hund begleitete ihn unter Gebell einige Meter. Mørketvegen 7. Hier musste es sein. Er stieg aus und lehnte sich an seinen Wagen. Er ließ eine glimmende Zigarette in den Schnee fallen, es zischte kurz, als sie erlosch. Er betrachtete das Haus. Es hatte einen kleinen, verwahrlosten Vorgarten. Die Tür des Briefkastens hing kaum noch in den Angeln. Ein vergilbtes, handbeschriebenes Schildchen trug die Aufschrift G. Lindqvist. Hier war er richtig. Daneben hatte früher aber augenscheinlich noch ein weiterer Name gestanden, der nun durchgestrichen und nicht mehr zu lesen war.

Er ging einen kleinen, mit zerbrochenen Steinen gepflasterten Weg entlang zu einer Tür aus Milchglas und klingelte. Die Scheibe hatte einen Sprung und war noch staubig vom Sommer. Zu seinen Füßen fiel ihm eine wasserfleckige Zeitung auf. Er bückte sich danach und las die Schlagzeilen. Sie war bereits zwei Wochen alt. Als er sich nicht mehr gegen eine dunkle Vorahnung wehren konnte, klingelte er noch einmal, energischer. Andersson untersuchte die Tür auf Einbruchsspuren und drückte vorsichtig gegen das Schloss. Die Tür sprang mit einem kurzen Knarren einen Spalt auf.

Er nahm die Waffe aus dem Holster, prüfte das Magazin und lud die Waffe. Mit der flachen Hand schob er langsam die ätzende Tür auf. Dann griff er in seine rechte Manteltasche und schaltete eine kleine Stabtaschenlampe ein. Vorsichtig setzte er einen Fuß in den finsternen Flur und schlich ein Stück weit hinein. Ihm schlug ein widerlich-süßlicher Geruch entgegen. Hier war seit Wochen nicht

gelüftet worden. Selbst die Türklinken waren staubig, kein gutes Zeichen. »Kriminalpolizei Tromsø!«, rief Andersson mit fester Stimme. Doch ihm war bewusst, dass er damit eher sich selbst beruhigen wollte, er konnte diese Stille nicht ertragen. Aus den verwinkelten Zimmern des Hauses kam keine Antwort, nur einige aufgeschreckte Fliegen surrten in der Nacht umher. Seine Augen hatten sich langsam an die Dunkelheit gewöhnt.

Als er sich die Tür zu seiner Linken ansah, fiel ihm etwas auf. Ein kaum sichtbares Flackern drängte durch den Türspalt. Die Antworten, die er suchte, waren hinter diesem Stück dünnen Holzes verborgen. Er nahm einen tiefen Atemzug fauliger Luft und drückte ganz behutsam die Klinke herunter. Das Schloss gab den Weg in den hinter ihm liegenden Raum frei. Andersson fasste seine Waffe mit der anderen Hand und schob mit dem Fuß vorsichtig die Tür auf. Hier war der Geruch noch widerlicher. An der gegenüberliegenden Seite des Zimmers stand ein alter Röhrenfernseher. Das tonlose Bild rauschte und tauchte den Raum in ein gespenstisch flackerndes Schwarz-Weiß. Er suchte über das Rohr der Waffe das Zimmer ab, sein Blick folgte dem Korn. Er glitt über herumliegende, leere und volle Bier- und Schnapsflaschen, allerhand Scherben und folgte der Spur bis zu einem Sessel, der mit der Rückenlehne zum Kommissar stand – und machte den grauenvollen Schatten aus, der auf ihm thronte. Ein Mensch saß da, sein Kopf auf die Seite gekippt. Eine welke Hand mit gespannten, spitzen Fingern streckte sich die Armlehne hinab. Der Kommissar kniff die Augen zusammen und atmete scharf aus. Er senkte die Waffe und tat einige zaghafte Schritte auf den Körper zu. Das krause, dunkle Haar, die Tonsur – es war Gunnar Lindqvist. Der beißende Geruch von scharfem Alkohol klebte an ihm. Vorsichtig streckte er die Hand aus.

Als seine Finger den Hals des Leblosen berührten, zuckte er zurück, der Körper schoss auf und wirbelte herum »Was wollen Sie hier?«, schrie er und lallte dabei. Sein Atem stank nach Schnaps, fauligen Zähnen und Erbrochenem. »Ganz ruhig, ich tue Ihnen nichts. Mein Name ist Andersson, ich arbeite für die Kripo«, erklärte er. Lindqvists schielender Blick fiel auf die Waffe. »Ich glaube Ihnen kein Wort! Kommen Sie mir nicht zu nahe!« Er suchte unbeholfen mit einer Hand nach einer der Flaschen. »Hören Sie, ich will Ihnen nur ein paar Fragen stellen«, sagte Andersson, als er dem verängstigten Mann seinen Dienstausweis vorhielt. Der Alte betrachtete das Dokument argwöhnisch. »Ich komme vom Morddezernat in Tromsø«, versuchte er ihn zu beschwichtigen. »Vom Morddezernat?« Der Kommissar

nickte. »Sind Sie wegen meiner Tochter hier?« Andersson fühlte Mitleid. »Sozusagen.« Lindqvist fühlte sich sichtlich unwohl. »Oh je, wie sieht es denn hier aus. Ich habe nicht mit Besuch gerechnet, entschuldigen Sie. Hier!«, sagte er und fegte alte Zeitungen und Papiere von einem zerschlagenen Ledersessel.

»Setzen Sie sich.« »Danke«, entgegnete der Kommissar. »Noch kann ich stehen.« Der Verwahrloste nickte verlegen. Gunnar Lindqvist war laut Akte dreiundfünfzig Jahre alt, klein und gedrunken. Er war fett und blass. Neben der Halbglatze hing dunkles, krauses Haar herab. Unregelmäßiger Bartwuchs versteckte die großporige Haut. Die Augen waren ein wenig trüb und schielten leicht auseinander. Die Fingernägel waren gelblich, die Unterarme aufgekratzt. »Was ist mit meiner Tochter, haben Sie neue Beweise? Dieses miese Schwein gehört in den Kerker!«, schimpfte er. Andersson schaute ihn scharf an. »Er ist tot.« Zu sehen, wie Lindqvist damit umgehen würde, war für ihn absolut wichtig. Der lehnte sich zurück und grinste. Verluste können Menschen wahnsinnig machen. Dann nickte er und begann zu kichern. »Hat er gelitten? Ich hoffe, er hat gelitten!« Gespannt klatschte er in die Hände. »Sagen Sie's mir«, entgegnete der Kommissar. »Wie oft ich mir ausgemalt habe, was ich mit ihm machen würde«, sagte Lindqvist und schüttelte theatralisch die Fäuste. »Jeder seiner Zähne fehlte. Wir haben sie in seinem Magen gefunden.« Die Augen seines Gegenübers loderten auf. »Man hat diesem Scheißkerl die Zähne rausgerissen?« Andersson lehnte sich ein Stück vor. »Das scheint Sie ja nicht sonderlich abzustoßen. Wo waren Sie gestern Nacht?« Lindqvist senkte den Kopf. »Wo sollte ich schon gewesen sein? Ich war hier. Aber glauben Sie mir«, fügte er hasserfüllt hinzu, »ich wäre liebend gern dabei gewesen!« Er lächelte bitter und schüttelte wieder den Kopf. »Sie hätten sehen müssen, wie dieses selbstgefällige Arschloch Gentsson gegrinst hat, als er freigesprochen wurde! Hätte ich eine Waffe gehabt, ich hätte ihn an Ort und Stelle erschossen!«

Er stand auf und nahm ein Foto vom Regal. Im Gegensatz zu dem restlichen Mobiliar war es nicht verstaubt. Es zeigte ein Familienfoto mit Lindqvist in besseren Tagen. Das kleine Mädchen musste seine Tochter sein. Er bekam feuchte Augen, seine Stimme zitterte mehr als seine Hände, als er sich das Bild vorhielt. »Sehen Sie, wie hübsch sie ist, mein kleiner Engel.« Andersson dachte an seine eigene Tochter. Lindqvist hatte aufgegeben, er hingegen war auf seine eigene Weise stark geworden.

Liebe und Hass sind die mächtigsten menschlichen Antriebe. Wenn man erst einmal etwas gefunden hat, für das es sich zu leben lohnt, lebt man jede Sekunde in der Angst, es wieder zu verlieren. »Ihre Frau?«, fragte der Kommissar und deutete auf die Dame im Bild. »Die Hure hat mich hier allein gelassen. Hat jetzt einen Neuen.« Er drehte den Kopf zur Seite.

Andersson richtete sich auf. »Gunnar Lindqvist, ich muss Sie bitten, mit mir aufs Revier zu kommen. Sie sind vorläufig festgenommen, gegen Sie besteht dringender Tatverdacht wegen des Mordes an Gregor Gentsson.« Lindqvist schaute erschrocken zum Kommissar auf. »Was?« Andersson tat einen Schritt auf ihn zu und versuchte ihn zu beruhigen. »Kommen Sie. Sparen wir uns die Handschellen, es wird sich alles aufklären.« Der Mann sprang auf. »Ich geh' nicht in den Knast!« Er griff eine leere Flasche und hielt sie dem Kommissar vors Gesicht. »In zwei Minuten sitzen Sie bei mir im Wagen. Sie haben es in der Hand, wie das geschieht«, sagte er scharf. Lindqvist aber riss die Flasche hoch und holte aus, das Glas surrte kurz durch die Luft, als Andersson sein Handgelenk packte und den Schwung stoppte. Ein dumpfer Aufschrei war zu hören, als Andersson ihn mit der flachen Hand in die Rippen schlug, die Flasche fiel klirrend zu Boden. Mit der anderen Hand auf der Schulter seines Angreifers drückte er ihn zu Boden. Ein Knie ruhte auf dem Kopf von Lindqvist, der unkontrolliert zu schreien begann. »Sie wissen nicht, wie das ist, jemanden zu verlieren!« Die Handschellen klickten und er hob den Mann auf wie eine Puppe. Auf der Fahrt ins Dezernat sprach er kein Wort mehr.

Das Dezernat

Als er und sein Verdächtiger am Wachposten der Polizeidienststelle vorbei fuhren, warteten bereits zwei Beamte auf sie, um Lindqvist in die Untersuchungshaft abzuführen. Ohne Widerstand zu leisten, ließ er sich die Treppe hinauf bewegen. Andersson blieb im Wagen sitzen und sah ihm nach. Oben angekommen blieb Lindqvist kurz stehen und drehte sich über die Schulter zu ihm um. Das flackernd-kalte Neonlicht des Eingangsbereichs warf einen tiefen Schatten über seine Augen. Er grinste zu dem Wagen hinüber. Dieser Mann war nur noch ein verlorenes Stück Wahnsinn in leerer Haut, voller Gift. Er war ihm ein Mahnmal.

Andersson lehnte sich zurück, schloss die Augen. Er konnte ihm keinen Vorwurf machen, dass er den Mörder seines Kindes getötet

hatte. Gentsson hatte sein Leben zu Grunde gerichtet, dafür wurde er bestraft. Von außen betrachtet war er immer noch ein Mörder. Die Menschen hier würden sich ein Urteil bilden, über ihn richten, ohne verstehen zu können, oder zu wollen. Nichts ist ein Klischee, wenn es einem selbst widerfährt. Man konnte ihn dafür nicht anklagen, sein Leben war ohnehin nichts mehr wert. Andersson stieg aus dem Wagen und blinzelte in den schmutzig schwarzen Himmel. Noch immer fiel der Schnee wie Asche aus dem apokalyptischen Gestirn.

Andersson saß am Schreibtisch in seinem Büro. An die Wand waren Zeitungsausschnitte und Fotos von Fällen geheftet. Wirre Notizen hastig daneben geschrieben. Fälle, die er einmal bearbeitet hatte, die aber nie aufgeklärt wurden, die ihm keine Ruhe ließen. Er fühlte sich verantwortlich und brachte es nicht über sich, sie abzunehmen. Er wollte nicht aufgeben. Doch im Moment galt es, den Mörder eines anderen mordenden Monsters zu überführen. Rechtsstaatlichkeit war selten moralisch. Die Menschen, die mit den Fingern auf Andere außerhalb der Gruppe zeigten, gierten nach Rache, nach Strafe. Doch das System will nicht strafen, es will resozialisieren. In Anderssons Mundwinkel hing schlaff eine Zigarette und glomm vor sich hin. Er schrieb seinen Bericht, mit allen Einzelheiten. Die verbrannte Hütte, der Zustand der Leiche, die falschen Spuren, seine Begegnung mit dem verwehrlosten Rächer, der sein Kind verloren hatte. Er bemühte sich um Sachlichkeit, aber Sachlichkeit hatte in menschlichen Tragödien nichts verloren, sie besaß weder Pietät, noch Herz.

Es klopfte energisch an die Tür. Auf dem Glas zeichnete sich Noas Silhouette ab, der schon ungeduldig die Klinke in der Hand hielt. »Ja«, rief Andersson knapp. Noa kam hereingestolpert, er sah nervös aus und legte dem Kommissar ungefragt einige Akten auf den Tisch. »Der Anwalt!«, presste sein Assistent hervor. »Wir haben es die ganze Zeit übersehen. Hier!« Er öffnete eine von ihm zusammengestellte Akte mit der Aufschrift Ole Lundgren. Ein angeheftetes Portraitfoto zeigte einen breit gebauten Mann mit kräftigem Kiefer und klaren, stechenden Augen. Er trug kurzes, schwarzes Haar, mit einem leichten Graustich. Sein Bart war kurz getrimmt und gut gepflegt. Auf diesem Bild trug Lundgren eine perfekt gebundene schwarze Krawatte zu einem ausgesprochen teuren Anzug. »Ich habe ein wenig in den Zeitungsarchiven recherchiert, als ich noch mehr Hintergründe zum Prozess gesucht habe«, sagte Noa und kramte in den Unterlagen.

Er schob dem verdutzten Kommissar einige Ausschnitte hin, manche titelten: »Umweltsünder freigesprochen!«, »Schlächter von Tromsø wieder auf freiem Fuß« oder »Skrupelloser Anwalt rettet

Kinderschänder«. Einige Bilder zeigten Lundgren, wie er die Hände seiner Mandanten schüttelte. Sein Gesicht spiegelte professionelle Arroganz wider. Das Lächeln eines Siegers. Andersson warf einen Blick auf sein Dossier. Ole Lundgren war über mehrere Jahre hinweg bei der Kongelige Norske Luftforsvaret, der königlichen norwegischen Luftwaffe, in Island als Kampfpilot stationiert. Er absolvierte einige Auslandseinsätze und hatte bei der Militärakademie in Oslo Rechtswissenschaften studiert. Nach seiner Zeit als Soldat wurde er ein bemerkenswert erfolgreicher Anwalt, der für einige spektakuläre Freisprechungen und beinahe unzumutbare Strafmilderungen verantwortlich war. Die Öffentlichkeit hasste ihn. Moral war käuflich geworden und er zeigte der Welt ihren Preis. »Das ist es. Er kannte die Details aus dem Prozess, er hatte Kontakt zu Gentsson und die chemische Analyse des Kerosins passt zu seiner Laufbahn. Ich habe eine Liste seiner Mandanten geprüft, internationale Kundenschaft, die größte Ansammlung von Abschaum, die Sie sich vorstellen können.« Noa sah ihn an und griff nach einer langen Liste, mit dutzenden durchgestrichenen Namen. »Sie sind tot, bis auf ein paar Ausnahmen. Er verteidigt sie erst über Monate hinweg und wenn sie dann in die Freiheit entlassen werden, tötet er sie. Nur über das Motiv bin ich mir noch nicht im Klaren.« Er ließ das Blatt sinken. »In Ordnung Noa, gute Arbeit. Machen Sie ihn ausfindig.« Der junge Ermittler nickte sichtlich stolz und verließ das Büro. Andersson zog eine Schublade auf. In ihr lagen einige alte Fotos aus besseren Zeiten, eine Flasche Bourbon, seine Dienstwaffe und eine Menge loser Patronen. Er lud die Pistole, verstaute sie im Schulterhalfter und warf seinen Mantel über. Er beugte sich über den Schreibtisch und betrachtete Lundgrens Foto. »Heute Nacht endet es«, flüsterte er und löschte das Licht.

Auf dem Flur kam ihm Noa entgegen. Andersson ging festen Schrittes in Richtung Parkplatz, Noa lief neben ihm her. »Er ist auf der Landstraße außerhalb von Tromsø und fährt in Richtung Vågnes. Was will er dort?« Andersson stieß die Tür nach draußen auf. »Vågnes hat einen Hafen. Er könnte dort ein Boot haben, unter einem anderen Namen. Wenn er das schafft, haben wir ihn vorerst verloren.« Noa stutzte. »Warum sollte er so plötzlich fliehen?« Der Kommissar warf ihm einen skeptischen Blick zu. »Sie kennen Ihre Leute besser als ich. Anwälte haben immer Freunde bei der Polizei, Noa.« Dieser fuhr sich über die Stirn und fragte besorgt: »Was machen wir jetzt?« »Sie bleiben hier und koordinieren eine Sperrung des Hafens und der großen Landstraßenabzweigungen, lassen Sie

seine Wohnung und das Mobiltelefon überwachen. Das ganze Programm.« Noa folgte Andersson auf den Parkplatz, als dieser sich in seinen Wagen setzte. »Und Sie fahren ihm jetzt allein hinterher?« Noa klang nun eher empört als besorgt. »Ich brauche Sie jetzt hier. Das ist unsere einzige Chance. Ich zähle auf Sie«, sagte Andersson, zog die Tür zu und startete den Motor. Der Wagen ruckte bissig an, als Andersson das Gaspedal durchtrat. Er beobachtete den fassungslosen Noa kurz im Rückspiegel. Er konnte es nicht riskieren, dass ihm etwas passieren würde. Er stand noch am Anfang, alles lag noch vor ihm, er hatte Familie. Er selbst hingegen war ein alter Mann, der nichts zu verlieren hatte, ein fairer Tausch.

Die Flucht

Andersson raste die pechschwarze Landstraße hinunter, die Scheinwerfer fraßen sich unerbittlich ihren Weg ins Land hinein. Kaum ein anderer Wagen war um diese Zeit noch unterwegs. An die Stelle des ewigen Schnees war nun Eisregen getreten. Gefrorene Forken schossen aus der Schwärze über ihm hinab. Der Himmel drohte einzustürzen. Nebelschwaden zogen über die Straße hinweg, ungewöhnlich bei dieser Kälte, doch nur knappe hundert Meter links von ihm lag die Küste. Straßenschilder, Bäume und Leitpfosten zogen schemenhaft an ihm vorbei. Er starrte konzentriert in den schmalen, kurzen Lichtkegel vor ihm. Bei diesem Nebel war das Fernlicht völlig nutzlos.

Er hatte nicht mehr viel Zeit, er musste hellwach bleiben, ein Fahrfehler bei dieser Geschwindigkeit bedeutete das sichere Ende. Die Zehenspitzen seines rechten Fußes ruhten auf der Bremse, bereit die Muskulatur bis zum Zerreißen zu spannen, sollte sich ihm plötzlich ein Hindernis in den Weg werfen. Der Anwalt konnte nicht weit sein. Noa hielt ihn über die Ortung von Lundgrens Handy auf dem Laufenden. Bestialisch schrie der Motor auf, als der Wagen die schleichenden Nebelschwaden zerriss und dann wieder Dunkelheit zurückließ. Schemenhaft zeichneten sich plötzlich zwei rote Flecken vor ihm ab, ein dämonisches Augenpaar raste auf ihn zu.

Kaum hatte er die Bremslichter erkannt, schoss ihm das Heck eines voraus fahrenden Wagens aus dem schwarzen Nebel entgegen. Andersson stemmte sich in die Bremse. Er riss das Lenkrad herum, mit aller Macht bemüht, die Kontrolle über das Fahrzeug zu behalten. Der Wagen brach hinten aus und kam auf dem eisbehauchten Asphalt ins Schleudern.

Der Kommissar ging vorsichtig vom Gas und spürte durch das Lenkrad, wie die Räder auf der Straße tanzten. Es gelang ihm, die Kontrolle wiederzugewinnen, er schloss wieder auf und erkannte das Nummernschild. Lundgrens Wagen. Er lehnte sich hinüber, zog eine Taschenlampe aus dem Handschuhfach hervor und setzte zu einem Überholmanöver an. Er leuchtete dem Fahrer in der Vorbeifahrt ins Gesicht. Der hielt sich zwar geblendet die Hand vor das Gesicht, aber Andersson war sich sicher, ihn erkannt zu haben. Dann nahm er das Blaulicht unter dem Sitz hervor und klemmte es aufs Dach. Er beobachtete den anderen Wagen im Rückspiegel und bremste langsam ab. Der andere Fahrer tat es ihm gleich. Jetzt war es soweit, hier draußen musste er auf der Hut sein, ohne Hilfe. Lundgren war gefährlich. Gleich würde er halten. Er schnallte sich ab und legte sich seine Waffe in den Schoß. Auf einmal schlugen die Lichter hinter ihm einen anderen Kurs ein, Lundgren überholte ihn. Der Wagen war auf seiner Höhe, er wollte flüchten. »Verdammt!«, fluchte der Kommissar, das hatte ihm noch gefehlt. Er trat das Gaspedal durch und die Nadel des Drehzahlmessers schoss in den roten Bereich. Er näherte sich Lundgren. Ständig wechselten sie die Spuren. Jeder Versuch, auf gleiche Höhe zu kommen, wurde abgeschlagen.

Plötzlich zog Lundgren scharf auf die rechte Spur, das war Anderssons Chance. Doch als er aufholte, blendeten ihn die Lichter eines entgegen kommenden Fahrzeugs. Er musste sich wieder zurückfallen lassen. Er bremste, Lundgren tat es ihm gleich. Er wollte ihn nicht mehr auf die Spur lassen. Der Wagen vor ihnen bremste stark, schleuderte und rutschte schließlich in den Straßengraben. Andersson sah im Rückspiegel, wie im verunglückten Wagen das Innenraumlicht angeschaltet wurde. Der Fahrer war in Ordnung. Jetzt war der Weg frei und noch konnte er auf gleicher Höhe mithalten. Andersson durfte jetzt nicht zögern, er fuhr soweit nach links an den Straßenrand, wie es ihm möglich war, dann rammte er den Kotflügel von Lundgrens Wagen. Das Heck wirbelte herum und der Wagen geriet quer zur Fahrbahn. Er überschlug sich, donnerte in eine Schneewehe am Straßenrand. Andersson hielt seinen Wagen einige Meter vor dem Wrack an, das in eine weiße, feine Wolke gehüllt war.

Kommissar Andersson stieg aus dem Wagen und leuchtete über den auf dem Dach liegenden Wagen hinweg. Es knackte und knirschte, Glassplitter lagen ihm zu Füßen, die Räder drehten noch heftig nach. Er schritt langsam über das knirschende Glas und beugte sich zu dem Innenraum herunter. Die Reste eines zerschnittenen Anschnallgurtes drehten sich langsam im Wind.

Andersson riss den Kopf hoch. Er war weg! Der Kommissar machte ein paar schnelle Sätze von der Straße herunter und ließ seinen Blick über eine weiße Freifläche schweifen. Rechts der Straße erhob sich ein unheilvoll düsterer Wald. Da lief jemand die vom Mond beschienene Fläche hinauf, gleich hatte er den Waldrand erreicht und war im hüfthohen Nebel verschwunden. »Halt!«, gellte der kehlige Schrei dem Flüchtenden hinterher. Andersson stieß einen Fluch aus und setzte sich in Bewegung, der Schnee hemmte seine Schritte, aber er kam näher. Lundgren mochte trainiert sein, aber er war schwer, ein Kämpfer, kein Läufer. Andersson kam ihm näher, er war noch etwa zwanzig Meter vor ihm, als er im Wald verschwand. Der Kommissar zog sein Tempo noch einmal an, hier würde er ihn sonst verlieren. Die Muskulatur brannte, er spürte den Geschmack von Eisen, die kalte Luft schmerzte in seinen Lungen. »Halt! Stehenbleiben oder ich schieße!«

Andersson hoffte, er würde einfach stehen bleiben, aber hoffen war etwas, das er beinahe verlernt hatte. Er rannte weiter, sprang über Baumstämme, Äste kamen aus dem Nichts und peitschten ihm feine Schnitte ins Gesicht. Er hatte keine Wahl. Er blieb stehen und riss seine Waffe hoch. Er konzentrierte sich auf seinen Atem, holte tief und bewusst Luft, atmete aus und wieder ein. Jetzt hielt er den Atem an, blickte über das Absehen seiner Waffe, auf die sich schwer sein dampfender Atem legte. Das zerkratzte, mattschwarze Metall hob sich im Mondlicht ab. Er zielte auf die Beine des springenden Schattens vor ihm. Er blieb einfach nicht stehen. Andersson suchte den Druckpunkt. Auf einen Menschen zu schießen kostete Überwindung, zumindest beim ersten Mal. Der Schuss brach.

Für die Dauer eines Herzschlages war der Wald um ihn herum in ein trügerisch warmes Licht getaucht. Eine Stichflamme schoss aus dem Rohr und schickte das Projektil auf seine Reise. Jetzt lag es nicht mehr in seiner Hand, er hatte den ersten Stein angestoßen. Ein kurzes Zischen drang an Anderssons Ohr, als die heiße Hülse im Schnee erstickte. Der Schatten sackte in vollem Lauf leblos zusammen. Der Knall breitete sich durch die winterklare Nacht aus, ebte ab und loderte wieder auf. Bis er schließlich ganz verstummte. Der Kommissar hatte immer noch den Atem angehalten und hörte nun nur noch sein Herz schlagen und das entfernte Bellen einiger aufgeschreckter Hunde.

Er ließ die Waffe sinken. Der unverkennbare Geruch von verbranntem Pulver lag in der Luft. Der Mond ließ seine Haut fahl und tot erscheinen. Er betrachtete den dunklen Fleck im Schnee, der weit

vor ihm lag. Er erinnerte ihn daran, wie er selbst hätte sterben sollen. Der Schuss war ein Ausrufezeichen zu allem, was ihn hierher geführt hatte.

Langsam ging er auf Lundgren zu. Wenn er dieses Monster wirklich getötet hätte, hätte Andersson ihn nicht einmal aufhalten wollen. Es war seine Pflicht, nicht sein Wille. Jede Entscheidung trug Konsequenzen eines unbegreiflichen Ausmaßes, die zu errahnen niemand im Stande gewesen wäre. Während er langsam auf den Körper zuschritt, sah er, in welche Falle er getappt war, doch zu spät.

Lundgren hatte seinen Mantel über eine Schneewehe geworfen. Andersson kam sich lächerlich vor, dann sah er aus den Augenwinkeln, wie eine Hand seine Waffe packte, eine Faust traf ihn an der Schläfe, dann in die Rippen. Alles begann sich zu drehen, noch ehe Lundgren ihm die Beine wegriss. Andersson fiel auf den Rücken, wobei der Sturz so heftig war, dass ihm unter einem Stöhnen die Luft aus den Lungen gepresst wurde. Er konnte kaum atmen. Als er wieder zu sich kam, sah er in den Lauf seiner eigenen Pistole.

Es war nicht das erste Mal, dass jemand eine Waffe auf ihn richtete. Der Tod war nur einen Schritt entfernt. Er hasste ihn, hieß ihn aber auch willkommen. In diesem Moment spürte er einen Hauch Sterblichkeit. »Wovor haben Sie Angst?«, schrie der Kommissar. Der Hüne spannte den Hahn, der mit einem Klicken einrastete und wie ein Sprinter nervös auf sein Startsignal wartete. Die beiden Männer atmeten schwer in die mondhelle Nacht hinein. Das Einzige, wovor Andersson sich fürchtete, war, gleich in einem Krankenhaus aufzuwachen. Er stützte sich auf. »Haben Sie Gentsson getötet?«, fragte er fordernd. Stille. Der Schatten nahm den Kopf ein wenig zurück, die Mündung der Waffe auf Andersson gerichtet. »Gentsson war einer von ihnen, ja.« Die tiefe Stimme klang beherrscht und fest, nicht stolz, aber überzeugt. »Warum?«, fragte Andersson. »Ich nehme an, Sie kennen meine Akte. Ich bin Anwalt und ich bin erfolgreich in dem, was ich tue. Ich verdiene mein Geld damit – Menschen den Sand für ihr Stundenglas zu verschaffen, die mehr als den Tod verdient haben. Einer meiner ersten Mandanten wurde wegen Kindesmissbrauchs angeklagt. Ich war von seiner Unschuld überzeugt, ich kämpfte für ihn! Ich wollte Gerechtigkeit.« Lundgren ballte die waffenlose Hand zur Faust. »Nachdem er freigesprochen wurde, dauerte es keine zwei Monate und er vergewaltigte und ermordete einen kleinen Jungen. Ich habe keine Kinder, ich würde keine in diese Welt setzen. Aber es zerriss mir das Herz, den Schmerz der Eltern mit anzusehen. Noch am selben Abend suchte ich ihn auf, noch vor der Polizei, und schlug

ihm den Schädel ein. Was glauben Sie, wie sehr ich gehasst werde, dafür, dass diese Menschen frei herumlaufen? Wie viele Drohbriefe und Anrufe ich erhalte? Ich wurde auf der Straße angespuckt. Über diese Zeit bin ich selbst zu einem widerwärtigen Monster geworden, vor dem ich die Menschen schützen wollte. Aber ich bin zu erfolgreich, um damit aufzuhören. Die Justiz ist zu menschlich, Herr Kommissar, das brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Diese Ungeheuer haben ihr Recht auf Leben verwirkt. Ich bin ein notwendiges Übel. Ich weiß, was Ihnen und Ihrer Familie zugestoßen ist.« Andersson drehte den Kopf zur Seite. »Sie hätten sie selbst getötet, hätten Sie die Gelegenheit gehabt, habe ich recht?«, fragte Lundgren. Andersson schwieg. »Fangen Sie nicht damit an. Sie würden in ein Loch stürzen, dessen Ausmaß Sie zu begreifen nicht imstande sind. Und wissen Sie, was so ein Loch ausmacht? Ganz gleich, wie viel Zeit Sie damit verbringen herauszuklettern, Sie könnten jederzeit wieder fallen.« Lundgren kniete sich neben Andersson, die Mündung der Waffe berührte beinahe seine Stirn. Andersson wusste nicht, was er tun sollte. Dort wo die Antwort liegen sollte, steckte ein Stück Kupfer. »Sie haben die Wahl, Herr Kommissar. Schützen Sie hunderte von Monstern, oder lassen Sie eines laufen und die anderen jagen.«

Lundgren drehte die Waffe und hielt sie Andersson hin. Der zögerte einen misstrauischen Moment lang, griff dann aber danach. Lundgren beugte sich nach vorn, bis kurz vor das Gesicht des Kommissars. Dabei schien zum ersten Mal ein kaltes Licht in seine Augen. »Also, was werden Sie tun?« Andersson betrachtete die Waffe und steckte sie dann entschlossen ins Holster. Lundgren nickte und lächelte, dann streckte er die Hand aus und half Andersson hoch. »Tut mir leid wegen der Schläge. Ich wusste nicht, ob Sie mir zuhören würden«, sagte Lundgren. »Was ich mache, mag nicht unbedingt richtig sein, aber es ist notwendig. Das wissen Sie genauso gut wie ich. Ich verlange nichts von Ihnen, ich brauche nur Zeit.« Dieser Mörder hatte Werte und Moral, das machte ihn beinahe zu einem von den Guten. Keiner von uns ist ein Heiliger. Andersson griff in seine Tasche und nahm einen Schlüssel heraus. »Nehmen Sie meinen Wagen, fahren Sie nach Süden, dort wird man Sie nicht suchen.« Lundgren nahm den Schlüssel und bedankte sich. Sie standen kurz nebeneinander und schauten in Richtung des Morgengrauens. Die Wolken über ihnen waren aufgerissen und gaben den Blick auf die letzten Sterne frei. Sie waren ein Stück dichter am Himmel. Es wurde Frühling. »Leben Sie wohl, Herr Kommissar.« Lundgren trat bei Seite und ging in Richtung der Landstraße. Andersson drehte sich

nach ihm um. »Ach ... Lundgren?« Der Anwalt blieb stehen und hob lächelnd den Kopf. »Sagen Sie, in welcher Richtung liegt eigentlich der Strand?« Lundgren lachte leise und deutete durch die Bäume hindurch. »Dort, hinter den Dünen.« Andersson hob dankend die Hand und ging in die Richtung, die Lundgren ihm gezeigt hatte.

Am Strand

Als er auf dem Kamm angekommen war, wehte ihm ein starker, frischer Wind ins Gesicht. Am Fuße der Düne stand eine weiß getünchte Holzbank. Er setzte sich und ließ seinen Blick über das Meer schweifen. Weiße Schaumkronen wurden von den Wellen ans Ufer getragen, Möwen zogen ihre Kreise, der salzige Duft der norwegischen See belebte ihn. Am Horizont rissen die letzten Wolken auf und gaben den Blick auf die sich majestätisch erhebende, goldrote Sonne frei. Er schloss die Augen und atmete tief ein. Er hörte ein Geräusch, das ihm beinahe in Vergessenheit geraten war. Das Zwitschern der Vögel. Er fühlte, wie die ersten, zarten Sonnenstrahlen seine Haut wärmten, und spürte, dass er seinen Frieden gemacht hatte. Kommissar Andersson lächelte.

Als der einsame Mann auf der weißen Bank am Meer gefunden wurde, war er seit einigen Stunden tot. Eine Hirnblutung hatte ihm ein schmerzloses Ende bereitet. Das Geschoss in seinem Kopf hatte sich ein letztes mikroskopisches Stück bewegt und war am Ende seines Weges angekommen. In den Händen hielt er ein Foto, das ihn mit einer bildhübschen Frau und einem lachenden Kind auf dem Arm zeigte. Dieses Mal würde er nicht mehr aufwachen, dieses Mal blieb er bei ihnen.

Ende.

1. Die Kiesgrube

Die Hitze spiegelte sich flimmernd auf dem Asphalt. Mit einem lauten Fluchen bog Bernecke mit dem Wagen um die Ecke. Solch heiße Tage verheißen nichts Gutes. Menschen neigen in der Hitze dazu, im wahrsten Sinne des Wortes überzukochen und Dummheiten zu begehen.

»Willst du nicht anhalten?« Die junge Stimme seines Beifahrers riss ihn aus seinen Gedanken. Sandler schaute ihn fragend an. Der junge Mann von dreiundzwanzig Jahren kam frisch von der Polizeischule. Er war ihm erst vor wenigen Monaten an die Seite gestellt worden. Widerwillig hatte Bernecke sich seiner angenommen, obwohl er selber das perfekte Klischee eines Filmkommissars erfüllte: Einzelgänger, tiefe raue Stimme, immer etwas griesgrämig, aber zugleich hellwach und stets bei der Sache. Wenn Sandler sich gut anstellen würde, dann würde er es noch sehr weit schaffen, das wusste Bernecke. Dennoch war er noch nicht bereit, seinen Platz als Leitwolf aufzugeben, und bewahrte professionelle Distanz. Mehr als ein »geht schon« brachte er nicht heraus, nachdem ihn sein Helfer darauf aufmerksam gemacht hatte, dass er sich beim Abbiegen seinen Kaffee über die Hose geschüttet hatte. Zum Glück war es nur einer dieser neumodischen kalten Kaffees, womit ein Verbrühen ausgeschlossen und ein Anhalten überflüssig war.

Bernecke kümmerte sich nicht weiter um sein Missgeschick, sondern schaute wieder auf die Straße. Die Spiegelung der Hitze auf dem Asphalt wurde durchbrochen von den Abgasen des Polizeiautos, als es über die Straße hinweg raste. Es war früh am Tag, die Sonne brannte bereits erbarmungslos nieder, wie an den ganzen letzten Tagen dieser Augustwoche, als Bernecke und Sandler zu ihrem Einsatz gerufen wurden. »Leichenfund in der Kiesgrube« wurde ihnen über den Polizeifunk durchgegeben.

Der Kiestagebau lag außerhalb der Stadt in dem alten Industriegebiet und bildete einen scharfen Kontrast zum sonst so beschaulichen Rothfelsen mit seiner Weitläufigkeit, den Wiesen, Weiden und Wäldern. Es war ein kleiner Ort. Die meisten Einwohner kannten sich und grüßten einander auf der Straße. Kriminalität war vielen ein Fremdwort, auch wenn die Halbstarcken der Stadt des Öfteren Unru-

he stifteten. Meistens blieb es jedoch bei Rasereien und Wandschmierereien. Graffiti nannten sie ihre Kunstwerke, für Bernecke waren es Höhlenmalereien. An eben solchen Malereien fuhren sie gerade vorbei, als er das Auto in Richtung der Kiesgrube lenkte. Bernecke konnte sein Gemurmel zu diesem Thema nicht unterdrücken, Sandler nicht seinen Kommentar in Form eines gutmütigen, besonnenen Lächelns. Auch wenn sie wie Tag und Nacht waren, so verstanden sie sich und nahmen die Eigenarten des Anderen hin.

Nach der Kurve erreichten sie die Einfahrt zum Kiesgrubengelände. Ein großes Blechschild tauchte vor ihnen auf mit der Aufschrift »Kiehls Kiesel«, einfache Schrift auf einem schlichten Stück Metall, fast minimalistisch, ohne moderne Höhlenmalerei. An der Schranke wartete bereits ein Polizeibeamter und winkte sie zu sich. Bernecke ließ das Fenster hinunter. »Morgen. Wo lang?« »Guten Morgen, Herr Kommissar. Ganz schön elendig, bei dem Wetter hier raus fahren zu müssen, was? Die Leiche liegt am Ende der Schienen, immer gerade aus, nach hundert Metern dann links. Nicht zu übersehen, eigentlich können Sie es gar nicht verfehlen. Der Gerichtsmediziner ist auch schon eingetroffen.« Er wies ihnen gestikulierend den Weg und Bernecke setzte das Auto wieder in Bewegung. Langsam fuhren sie durch den Schotter, vorbei an dem alten Fabrikgebäude. »Hier hat sich kaum etwas verändert«, murmelte Bernecke vor sich hin. Sandler schaute ihn fragend an, die Augen leicht zusammengekniffen und verschlafen. Im Gegensatz zum immer wachen Bernecke fiel es ihm nach wie vor schwer, so früh am Morgen aufzustehen. Bernecke nahm dies zum Anlass, ihm einen kurzen Abriss der Firmengeschichte darzulegen.

»Die Firma wurde vor rund vierzig Jahren gegründet, ist also älter als du, Jungspund. Ich persönlich kenne sie hauptsächlich aus meinen Kindertagen. Mein Vater war hier Arbeiter am Band und meine Mutter nahm mich oft mit, wenn sie ihm Essen auf die Arbeit brachte. Damals schien mir das alles wie ein großer Spielplatz mit den ganzen Versteckmöglichkeiten und Maschinen.« Er schaute gedankenversunken auf das schmale Langhaus, das quer zum Hauptgebäude stand. Sandler meinte, ein kurzes freudiges Funkeln in den Augen des alten Kommissars zu sehen. »Wie dem auch sei«, räusperte er sich, »die Begründer sind Wilfried, genannt Willy, Kiesel und Manfred Knauf. Freunde seit ihrer Kindheit, Bekannte meines Vaters, wie es in einer Kleinstadt eben ist. Sie fingen im kleinen Stil an, mit einer Kiesgrube, die heutzutage gar nicht mehr in dieser Form existieren könnte. Sie waren dennoch sehr erfolgreich und das Unternehmen

wuchs stetig. Sie verschafften der Stadt viele Arbeitsplätze und waren hoch angesehene Männer. Neider gab es natürlich auch, das bringt der Erfolg mit sich. Allerdings zerstritten sie sich.« Sandler warf ein müdes »Warum?« ein, um sein Interesse an der Geschichte zu zeigen. »Aus unbekanntem Gründen und die Firma stand deshalb kurz vor der Schließung. Knauf kam jedoch kurz darauf bei einem Autounfall ums Leben, als er betrunken von einer Kneipe nach Hause ging. Vielmehr ist er nach Hause gewankt und hat das Auto nicht kommen sehen. Das ist knapp fünfundzwanzig Jahre her. Er hinterließ eine Frau mit Kleinkind. Tragisch das Ganze.« Bernecke schüttelte den Kopf und rollte langsam weiter über den Kies, der unter den Reifen knirschte.

Sie bogen nach links ab und sahen die Erstermittler und den Gerichtsmediziner in einem Halbkreis um die Leiche versammelt. Das bedeutete selten etwas Gutes, das wusste Bernecke, selbst in einer Kleinstadt wie dieser, vor allem an Tagen wie diesem. Die Hitze bringt die Menschen dazu, Dummheiten zu begehen.

2. Stein auf Stein

Bernecke wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Klimaanlage hatte ausgerechnet am heißesten Tag des Jahres ihren Geist aufgegeben. Vielleicht war das Auto inzwischen wirklich schrottreif, aber er konnte und wollte sich nicht davon trennen. Zu viel Gutes und Schlechtes verband er mit dem alten VW. Wenigstens konnte er seine Zivilkleidung tragen. Einer der Vorzüge, wenn man als Kriminalermittler arbeitet. Mit seinem Kaffee in der Hand und Sandler zu seiner Rechten bewegte er sich zielstrebig in Richtung des Halbkreises, der sich aus den bereits eingetroffenen Kollegen gebildet hatte. Während sie sich dem Tatort näherten, schweifte sein Blick über die Kiesberge und blieb an einem Hügel haften, auf dem sich ein großer graubrauner Raubvogel niedergelassen hatte. Eine kleine Steinlawine brach los und suchte sich ihren Weg in das Tal. Erinnerungen kamen ihm, wie er als Kind mit seinen Freunden heimlich in den Gruben gespielt hatte, aufgeschürfte Knie und Versteckspiele in der Weite der Anlage. Er hatte damals Glück gehabt, denn die Grube war kein Ort, an dem Kinder spielen sollten. Und so kam es, dass eines Tages, es war der Beginn der Sommerferien vor rund zwanzig Jahren, ein Kind in einer der Gruben verschüttet worden war. Nun sollte sich ein zweiter Toter dazugesellen. Eigentlich ein Wunder, dass bisher niemand sonst hier umgekommen ist, dachte er bei sich und schaute in den

Himmel. Diesmal war es eine ältere Stimme, die ihn aus seinen Gedanken riss.

»Morgen Bernecke.« Es war der Polizeibeamte Wolf, der ihn daran erinnerte, dass er einen Tatort zu untersuchen hatte. Tatort: Es war noch gar nicht geklärt, ob es sich um einen solchen handelte. Doch die Hitze ließ es wie selbstverständlich als einen Tatort erscheinen. Langsam näherte er sich dem leblosen Körper. »Ach du Scheiße«, stieß er brummig hervor »ist das nicht der alte Kiehsel?« Er schaute hinab. Zu seinen Füßen lag ein etwa einmeterachtzig großer Mann. Er trug passend zu den Temperaturen einen feinen Leinenanzug. Sein Hut lag mehrere Meter vom Körper entfernt, die entblößte Glatze für jeden sichtbar. Die Morgensonne spiegelte sich auf der blanken Haut. Die Brille lag mit zerbrochenem Glas direkt neben ihm. Trotz seiner fünfundsechzig Jahre sah er, auch noch als Toter, sportlich aus. Er lag mit dem Gesicht nach oben und unter seinem Kopf hatte sich eine kleine Blutlache gebildet. »Tod durch äußere Gewalteinwirkung, primär durch den Sturz auf die Schienen der Baggerführung, sekundär durch heftige Schläge auf den Oberkörper. Todeszeitpunkt zwischen 23 und 1 Uhr nachts, so zumindest meine erste Einschätzung.« Der Gerichtsmediziner schob seine Brille zurück und blickte zu Bernecke hinüber. »Ich werde den Körper obduzieren und eine Blutuntersuchung anordnen. Bei einem so hohen Tier müssen wir alle Möglichkeiten berücksichtigen.« Bernecke nickte ihm zu und begann sich ein genaueres Bild des Tatortes zu machen. Kiehsel ist durch den Aufprall auf ein Stück Metall im Boden zu Tode gekommen, das war offensichtlich und hätte einen Unfall vermuten lassen können. Der zerknitterte, beschmutzte Anzug und der weit entfernt liegende Hut deuteten auf einen Kampf hin. Zudem stellte sich die Frage, was er um diese Zeit alleine hier draußen gesucht hatte. Die Kühle und Stille der Nacht hatten ihn wohl kaum hierher gelockt. »Was wolltest du hier?«, fragte Bernecke den Toten. Aber auf eine Antwort konnte er vergeblich warten. Er wandte sich Sandler zu, der lebendig war und ihm antworten konnte. »Was ist dein erster Eindruck?« Sandler nahm sich kurz Zeit, seine Antwort zu sortieren. »Es ist nicht auszuschließen, dass er den Täter kannte, da seine Uhr und die teuren Manschettenknöpfe noch vorhanden sind. Auch das Bargeld in den Hosentaschen fehlt nicht. Somit kann ein Raubüberfall ausgeschlossen werden.« Bernecke war zufrieden, nickte und deutete ihm mit einer ungeduldigen Handbewegung fortzufahren. »Es muss etwas Persönliches gewesen sein. Darauf deuten die Schläge hin. Der Täter hat sich persönlich schmutzig gemacht, um Kiehsel

zu schaden. Wahrscheinlich war der Tod durch das Metallstück nicht geplant, kam ihm aber entgegen und ersparte ihm weitere Arbeit. Es kann natürlich auch ein Unfall gewesen sein. Eine zufällige Begegnung schließe ich aber aus. Dafür liegt das Gelände zu weit ab von der Stadt. Der Täter muss mit dem Auto gekommen sein, da Busse hier spät abends nicht mehr fahren. Wahrscheinlich hatte er im Auto auf eine passende Gelegenheit gewartet. Außerdem ist es unwahrscheinlich, dass Kiehse hier abends alleine einfach so lang läuft. Dafür hat er bestimmt Mitarbeiter.« Er schaute Bernecke fragend an, denn er war noch nie in einer Kiesgrube gewesen und kannte die Arbeitsabläufe nicht. Er stammte aus einer Beamtenfamilie, in der jeder seiner geregelten Arbeit nachging. Seinen Berufswunsch hatte er mit Händen und Füßen durchsetzen müssen. Die Belohnung dafür erhielt er in diesem Moment. »Sehr gut«, stimmte Bernecke zu. »Es gibt tatsächlich Nachtwächter, auch auf einer Kiesgrube. Es bestand keine Notwendigkeit für Kiehse, persönlich hier lang zu spazieren des Nachts. Er musste einen Grund gehabt ... « Bernecke unterbrach den Satz und ging ein paar Schritte nach rechts. Seine Aufmerksamkeit galt nicht länger Sandler.

Zielstrebig ging er in Richtung eines kleinen Kieshaufens. Er zog sich seine Handschuhe über und griff nach unten, um ein kleines Stück Papier zwischen den Steinen aufzuheben. Die Spurensicherung hatte diese Stelle noch nicht abgesucht. Argwöhnisch betrachtete er das Stück Zellulose. Es handelte sich um einen kleinen schmalen Streifen und sah aus wie eine abgerissene Kinokarte, nur mit weniger Beschriftung. »Was ist das?« Sandler kam neugierig auf ihn zu. »Wonach sieht es denn aus?«, fragte ihn Bernecke und hielt ihm den Gegenstand entgegen. Der junge Polizist streifte sich die Gummihandschuhe über, nahm Bernecke den Fetzen aus der Hand und betrachtete ihn genau. »Vielleicht eine Erinnerungskarte? Eine Kinokarte? Nein.« Er schüttelte den Kopf, »ich muss passen, ich komme nicht drauf.« Bernecke löste auf. »Nicht ganz. Es ist ein Reinigungszettel. Den erhält man, wenn man etwas in der Wäscherei abgibt. Auf dem oberen Teil stehen dein Name und dein zu reinigendes Kleidungsstück. Diesen Teil trennst du ab und gibst ihn dem Personal, damit es dir dein Kleidungsstück zuweisen kann. Den unteren Teil, diesen hier, behält man als Quittung. Es wird manuell das Abholdatum vermerkt und du bekommst einen Stempel. Dort, siehst du, ist das Datum.« Er tippte auf die kaum lesbare Schrift. »Man kann es fast noch erkennen. Das wird uns bestimmt nützlich sein. Gib es der Spurensicherung, sie sollen es gründlich

auf Fingerabdrücke untersuchen.« Nachdem er Sandler den Zettel gegeben hatte, streifte er sich seine Gummihandschuhe ab. »Ich weiß, bei welcher Reinigung wir vorbeischaun müssen.«

Auf dem Weg zum Auto begegneten sie einem Polizisten, der eine alte Frau zum Streifenwagen führte. »Ist das schon eine Verdächtige?«, fragte Bernecke, nachdem sich die Frau ins Auto gesetzt hatte. »Nein«, erwiderte der junge Mann, »das ist Kiehls Sekretärin. Sie hat die Leiche gefunden.« Bernecke nickte und kratzte sich das stoppelige Kinn. »Bringt ihr sie gleich aufs Revier oder erst ins Krankenhaus?« »Aufs Revier.« Die Antwort, die er hören wollte. »Gut, dann schickt sie nicht sofort nach Hause. Möglich, dass ich sie auch noch befragen möchte.« Er wandte sich Sandler zu, der zurück auf die Weite der Kiesgrube blickte. »Lass uns fahren. Wir haben viel zu tun.«

3. Sauber und Fein

Bernecke parkte das Auto in der Nähe der Reinigung unter einem Baum, damit es sich abkühlen konnte. Solche Kompromisse musste er eingehen, wenn er schon kein neues Auto haben wollte. »Also, ich würde sagen, du hörst erst einmal nur zu«, sagte er zu seinem jungen Kollegen. Sandler nickte. »Bei so etwas muss man überlegt vorgehen. Lass mich das Gespräch führen, damit du siehst, wie es ablaufen sollte.« Er trommelte nachdenklich mit den Fingern auf dem Lenkrad, den Blick auf den jungen Polizisten gerichtet. Dieser betrachtete gerade eine schwarze Katze, die mitten auf dem Gehweg lag und sich den Pelz wärmen ließ. »Es ist übrigens ganz normal, dass man bei den ersten Toten grün anläuft.« Sinders Wangen erröteten. »Aber wenigstens hast du dich nicht übergeben«, lachte Bernecke, »das hätte die Gerichtsmediziner bestimmt in ihrer Arbeit behindert. Wer weiß, welche Beweismittel du vernichtet hättest.« Auf diese Weise versuchte er ihn aufzuheitern. Sandler schnalzte nur mit der Zunge. »Schluss mit lustig«, erwiderte der Kommissar. »Komm, ehe wir hier schmelzen wie die Polkappen.«

Außerhalb des Autos war die Hitze so schwer und dick, dass man sie hätte schneiden können. Sie flimmerte über den Asphalt. Bernecke kam ins Schwitzen und bereute es, die Jacke nicht im Auto gelassen zu haben. Dem jungen Polizisten dagegen schien die brütende Hitze nichts auszumachen. Er wirkte frisch und fast erleichtert, dass er aus dem Auto heraus war. »Denkst du wirklich, dass wir bei der Reinigung fündig werden?«, fragte er und sah zu Bernecke, der sich

leise fluchend aus der Jacke pellte. »Wenn wir Pech haben, lässt bestimmt die ganze Stadt dort ihre Sachen reinigen.« »Mag sein«, erwiderte Bernecke, »aber auf dem gefundenen Schnipsel kann man fast noch das Datum erkennen. Wir können die Sache also eingrenzen.« »Und wenn er Kiehse selbst gehört hat?«, warf Sandler ein. »Glaub' ich nicht«, raunte der Kommissar kopfschüttelnd. »So ein erfolgreicher Kerl lässt die Anzüge bestimmt von seiner Sekretärin abholen und hinbringen. Sicherlich wusste er nicht einmal, was ein Reinigungszettel ist. Wahrscheinlich hätte er das für irgendetwas gehalten, was man zu der Wäsche in die Waschmaschine wirft.« Er musste über seinen eigenen Witz lachen und auch Sandler konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Nein, nein«, unterbrach Bernecke, »man soll über Tote nicht schlecht reden.«

Sie überquerten die Straße und Bernecke informierte Sandler über die Betreiber der Reinigung. »Der Mann der Besitzerin hat früher für unseren Herrn Kiehse gearbeitet. Vor ein paar Wochen jedoch wurde fast ein Drittel der Mitarbeiter entlassen, ganz plötzlich, ohne Grund. Die entlassenen Männer haben gestreikt und eine Abfindung verlangt, ohne Erfolg.« »Denkst du, dass einer dieser Männer Kiehse getötet hat?«, wollte Sandler wissen. »Im Streit kann alles passieren. Die Männer haben jahrelang in der staubigen Kiesgrube gearbeitet und nachdem sie entlassen wurden, bekamen sie nichts. Nicht einmal ein Dankeschön. Würde dich das nicht auch wütend machen?« Die Katze wich fauchend vom Gehweg, als Sandler und Bernecke an ihr vorbei liefen und sie aufscheuchten. Sandler dachte kurz über Berneckes Frage nach. »Sicher wäre ich wütend, aber ich würde nicht zum Mörder werden.« Sie erreichten die Reinigung.

Die Werbetafel über der riesigen Fensterfront zeigte eine lachende Waschmaschine. *Wäscherei Hegelein macht's sauber und fein* stand in einem verschnörkelten Schriftzug über der Fensterscheibe, welche durch den trockenen Staub des Sommers kaum einen Sonnenstrahl durchließ. »Alles kriegen sie anscheinend nicht sauber«, raunte Bernecke, der hinter Sandler den schlauchartigen Raum betrat, an dessen Wänden links und rechts riesige Waschmaschinen standen. Die Hitze war hier noch unangenehmer, feucht und schwül, die Luft klamm und angefüllt mit dem beißenden Geruch der Reinigungsmittel, der bei Sandler ein Jucken in der Nase auslöste. Die einzige Luftquelle, die aber kaum etwas brachte, war ein Deckenventilator, der mit einem lauten Brummen rotierte. Sie traten ein und das Glöckchen über der Tür klingelte leise. Es erschien niemand. »Hallo?«, rief Bernecke und trat an den Tresen. Die Klingel vor ihm lockte ihn, sie

zu schlagen. Er sah sich prüfend um, ohne wirklich zu wissen, was er suchte. Sandler stand vor einer laufenden Waschmaschine und betrachtete die geblümete Bettwäsche, die gerade geschleudert wurde.

»Entschuldigung, dass Sie warten mussten.« Silvia Hegelein schob den Perlenvorhang zur Seite und trat aus dem Hinterzimmer an den Tresen. »Herr Bernecke, schön Sie zu sehen. Wie kann ich Ihnen helfen?« Sie lächelte Bernecke an. »Hallo Frau Hegelein. Heute bin ich beruflich hier.« Er wies auf Sandler. »Das ist mein Kollege Sandler. Ich würde ihrem Mann gerne ein paar Fragen stellen. Ist er zugegen?« Frau Hegelein wirkte leicht beunruhigt. »Erwin? Er ist gerade nicht da. Ist alles in Ordnung? Ist etwas vorgefallen?« »Es ist ihm nichts passiert. Es geht um eine andere Sache«, beruhigte Bernecke sie und begann, ihr Fragen zu stellen. »Ihr Mann hat für Kiehnel und Knauf gearbeitet, richtig?« »Ja«, antwortete sie. »Erst für Kiehnel und Knauf, dann nur noch für diesen Kiehnel. Er wurde entlassen, angeblich zu langsam und zu alt, um zu lernen, wie man mit den neuen Maschinen umgeht.« Sie wies auf die Waschmaschinen im Laden. »Mit Maschinen kennen wir uns aus.« »Das glaube ich«, antwortete Bernecke verständnisvoll. »Wo war ihr Mann von gestern Abend bis heute früh?« »Wo soll er gewesen sein? Wir haben zu Abend gegessen und dann ist er zum Angeln. Warum fragen Sie mich das?« »Man hat Wilfried Kiehnel heute Morgen tot aufgefunden.« Silvia Hegelein reagierte mit einem fast unmerklichen Wimpernzucken. »Was hat mein Mann damit zu tun?«, fragte sie schroff. »Wir haben am Tatort einen Reinigungsschein ihrer Wäscherei gefunden. Dem müssen wir selbstverständlich nachgehen.« Silvia Hegelein sah hektisch zwischen den beiden Polizisten hin und her. »Sie glauben doch nicht, dass mein Mann etwas damit zu tun hat?«, brach es aus ihr heraus. »Erwin würde so etwas nie tun. Nie.« »Sie glauben gar nicht, welche Milchbubis angeblich nichts tun können«, entgegnete Bernecke trocken. »Soll das witzig sein?«, fragte sie wütend. »Sie unterstellen meinem Mann Mord.« »Wir unterstellen gar nichts. Wir gehen derzeit nur den Hinweisen nach«, versuchte Bernecke sie zu beruhigen. »Pah«, machte sie. »Da kann ich Ihnen hunderte Verdächtige nennen. Dieser Kiehnel machte sich doch nur Feinde. Der Kerl war ein gemeines Drecksschwein, Entschuldigung, aber so ist es. Erst feuert er meinen Mann nach über dreißig Jahren und jetzt wird Erwin auch noch angedichtet, dass er ihn getötet haben soll.« Sie sah Sandler wütend an. »Zurzeit ist er, wenn überhaupt, nur ein Verdächtiger. Das ist der übliche Vorgang. Frau Hegelein, eine Bitte hätte ich noch. Wir müssten einen Blick in Ihr Auftragsbuch werfen.

Wir müssen nachprüfen, ob bei den Personen, die in letzter Zeit ihren Service in Anspruch genommen haben, jemand Verdächtiges dabei ist.« »Das würde meinen Mann entlasten?« Ein hoffnungsvoller Blick in den Augen der Frau. »Das würde es, ja«, mischte sich Sandler ein. »Das würde es möglicherweise«, sagte Bernecke und warf seinem Kollegen einen mahnenden Blick zu. Die Frau zog eine Schublade auf und holte ein schmales Büchlein hervor. »Das ist für die letzten Monate, wollen sie auch die Bücher von Januar bis Mai?« »Nein, danke. Die aktuellen reichen uns.« Bernecke nahm ihr das Buch ab. »Wo, sagten Sie, ist ihr Mann?« »Beim Tümpel, hinter den Kuhweiden.« »Ich bringe Ihnen das Buch so schnell wie möglich zurück«, versprach Bernecke.

Sie verließen die Wäscherei und gingen zum Auto. »Und jetzt? Fahren wir zum Tümpel?« Sandler wollte den nächsten Schritt wissen. »Ich fahre dorthin, du aufs Revier«, sagte der Kommissar und reichte ihm das Buch. »Geh es durch, mach Notizen und kopiere es.« »Denkst du wirklich, dass irgendein Name uns weiterhilft?«, fragte Sandler. »Natürlich denke ich das«, antwortete Bernecke bestimmt. »Durfstest du ihr all diese Hinweise geben? Was, wenn sie wirklich etwas damit zu tun haben oder sie den Täter kennt?« »Ich glaube kaum. Sie sitzt jetzt hinten in ihrem kleinen Lager und regt sich auf. Wahrscheinlich hat ihr Mann damit wirklich nichts zu tun.« »Wahrscheinlich«, murmelte Sandler. »Wie komme ich aufs Revier zurück?« Bernecke sah die Straße hinunter. »Mit dem Bus, oder laufen, bei dem schönen Wetter. Sonne tut dir ganz gut. Glaub mir, in ein paar Jahren, wenn du nur noch im Revier über irgendwelchen Fällen hockst, wirst du diese Möglichkeiten vermissen.« Er stieg in sein Auto, beugte sich über den Beifahrersitz und kurbelte das Fenster hinunter. »Du musst da lang und dann weiß ich auch nicht weiter«, rief er dem jungen Polizisten zu. »Wir sehen uns um sechs auf dem Revier. Wäre schön, wenn du bis dahin etwas vorzuweisen hättest.« Bernecke raste davon in Richtung Norden. Sandler hielt zögernd inne, dann wandte er sich um und lief blind in irgendeine Richtung.

4. Große und kleine Fische

Er parkte das Auto in der Nähe des Waldes hinter einem weinroten Kombi und stieg aus. Es musste eine Ewigkeit her sein, seitdem er das letzte Mal hier gewesen war. Die hohen Wiesen waren in der Sommerhitze der vergangenen Tage verdorrt und die Kühe auf der Weide gegenüber lagen regungslos im Schatten einer großen Eiche.

Er stopfte sich den letzten Rest seines Mittagskuchens in den Mund und wischte sich den Puderzucker von den Lippen. »Blödes Wetter«, grummelte er, den Kopf in den Nacken legend und zum Himmel blinzeln. Jetzt zur Mittagszeit schien kaum mehr ein Lüftchen zu wehen, nicht einmal die wenigen Wolken am Himmel zogen vorbei. Bernecke erhoffte sich, Milderung im Wald zu finden, den er durchqueren musste, um zur Lichtung und zum See zu gelangen. Dort sollte Erwin Hegelein angeln. Wer geht schon bei dem Wetter angeln, dachte Bernecke bei sich. Da bekommt man den Sonnenbrand gratis zum Fisch.

Nicht einmal im Wald war es erfrischend, die Hitze flimmerte zwischen den Eichen und die Mücken schwirrten um sie herum. Angezogen von seinem süßen Schweiß ließen sie sich einfach nicht abschütteln, ganz gleich, wie heftig er nach ihnen schlug und dabei seinen Kaffee verschüttete. Einen einfachen Kaffee hatte er bestellt, einen *Coffee To Go*, wie die junge Generation es nannte, hatte er erhalten. Er erwischte eine besonders fette Mücke, die sich gerade auf seiner Hand niedergelassen hatte. Heißer Kaffee schwappte auf seine Hand. Es konnte nur noch besser werden.

Erwin Hegelein hockte in einem winzigen Boot, den Rücken gekrümmt und starrte ins Nichts. Bernecke trat auf den Steg und sah sich um. Außer Schilf, Wiese und Wald gab es nichts Auffälliges. Ein perfekter Ort, um eine Leiche loszuwerden, immerhin kam hier kaum ein Mensch vorbei, nicht einmal im Sommer. »Herr Hegelein?«, brüllte er über den See, doch der Mann hörte ihn nicht. »Erwin Hegelein!« Keine Reaktion. Er schob sich die Finger zwischen die Lippen und pfiiff. Der Mann zuckte zusammen, setzte sich kerzengerade auf und blickte in seine Richtung. »Ich möchte mit Ihnen reden, würden Sie bitte ans Ufer kommen«, rief Bernecke ihm zum dritten Mal zu. Er war sich sicher, dass der Mann ihn bei den ersten beiden Rufen ignoriert hatte. Jetzt kam er langsam an den Steg gerudert. Bevor er ausstieg, vertäute er das Boot mit Sorgfalt. Bernecke trank derweil seinen Kaffee aus und kämpfte weiter mit den Mücken.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte Erwin Hegelein und hievte einen Eimer mit Wasser auf den Steg. »Ein paar meiner Fragen beantworten.« »So, Fragen.« Im Gegensatz zu Silvia, das glaubte Bernecke zumindest, wusste Erwin Hegelein nicht, wer er war. »Kommissar Bernecke«, er zeigte seine Polizeimarke. »Polizei?« Erwin wurde blass um die Nase, »ist irgendetwas passiert?« »In der Tat«, erwiderte der Kommissar. Endlich stieg der Mann aus dem Boot und trat neben Bernecke.

Der Kommissar holte sein Notizbüchlein aus der Hosentasche. »Wo waren sie gestern Abend?« »Angeln. Darf ich fragen, warum Sie das wissen wollen, Herr Bärschenke.« »Bernecke. Und heute Morgen?« »Ich war die ganze Nacht hier.« Er wies auf ein grünes Zelt zwischen den Bäumen. »Bin heute Morgen nur kurz zu meiner Frau gefahren, um mit ihr zu frühstücken.« Bernecke machte sich Notizen. »Haben Sie jemanden, der bezeugen kann, dass Sie gestern Abend hier waren?« »Sehen Sie sich doch um, wer soll schon mitbekommen haben, dass ich hier war. Niemand.« Mit einer Handbewegung wies Hegelein auf die menschenleere Lichtung. »Waren Sie den ganzen Abend hier?« »Bin nach dem Abendessen losgefahren.« »Wann war das?« »So gegen halb acht, vielleicht sieben. Ich guck' doch nicht ständig auf die Uhr.« »Nachdem Sie sich von Ihrer Frau verabschiedet haben, hat Sie da noch irgendwer gesehen. Waren Sie vielleicht tanken, ein Bier trinken?« Aus dem Eimer kam ein leises Gluckern, während das Frage- und Antwortspiel weitergeführt wurde. »Nein«, sagte Erwin Hegelein, den Blick in den Metalleimer gerichtet. »Das Auto habe ich vorgestern betankt. Wollen Sie die Rechnung?« Bernecke schüttelte den Kopf. »Und ich trinke nicht mehr. Darf ich jetzt endlich erfahren, um was es eigentlich geht und warum Sie das mitschreiben?« Langsam wurde Hegelein nervös. »Sie haben mehrere Jahre für Kiehse gearbeitet, nicht wahr?« Bernecke bemerkte schon bei seiner Frage, dass er einen wunden Punkt getroffen hatte. Hegelein konnte kaum an sich halten. »Für das Arschloch? Ja. Ganz recht. Seit ich mit sechzehn bei Kiehse und Knauf eine Ausbildung gemacht habe. Ich war immer pünktlich, fleißig, nie krank und dann, ganz plötzlich heißt es, dass unsere Arbeit von Jüngeren übernommen wird. Oder von Maschinen. Gastarbeiter sind das bestimmt. Das sollten Sie den Kiehse mal fragen, woher der seine billigen Arbeitskräfte nimmt.« »Wann haben Sie Herrn Kiehse das letzte Mal gesehen?« »Bei der Demo, kurz nach der Entlassung. Als klar war, dass wir nichts ausgezahlt bekommen.« »Sie sind nicht gestern Abend, nachdem sie mit ihrer Frau zu Abend gegessen und sich verabschiedet hatten, zu Kiehse ins Büro gefahren und haben sich mit ihm unterhalten?« »Nein, behauptet er das? Warum auch immer er das sagen sollte, ich will mit dem nichts mehr zu tun haben. Was sollte ich da auch machen, auf Knien um meine alte Stelle betteln? Das würde dieses Großmaul gerne sehen. Nein, danke.«

Bernecke unterstrich etwas in seinem Notizbuch doppelt. »Sie wissen demnach nicht, dass man Willy Kiehse heute Morgen tot aufgefunden hat?« Im Gesicht von Erwin Hegelein hellte sich etwas

auf, ein Flämmchen Freude. »Wirklich?« Er konnte sich das Lachen nicht verkneifen, »woran ist er gestorben, etwa an Habgier?« »Sie sollten mit Ihren Witzen vorsichtig sein, Herr Hegelein.« »Es tut mir leid, dass ich so schadenfroh bin, aber um ehrlich zu sein, gönne ich diesem Kerl den Tod.« »Den hat er wahrlich erhalten. Er wurde erschlagen.« »Erschlagen ... Warten Sie, Sie denken doch nicht, dass ich das getan habe, nur weil ich meine Meinung kundgetan habe, nachdem man uns hinterrücks rausgeworfen hatte?« »Es handelt sich hier nur um das übliche Prozedere, wir müssen alle Verdächtigen befragen, um Unschuldige ausschließen zu können. Man fand am Tatort ein Papierstück. Einen Reinigungsschein aus der Wäscherei Ihrer Frau, deswegen bin ich hier« »Und Sie denken, dass ich, oder sogar meine Frau ... Verdächtigen Sie etwa auch meine Frau?«, rief er empört. »Zurzeit nicht, nein«, erwiderte Bernecke. »Halten Sie Silvia da gefälligst raus.« Erwin Hegelein schnappte vor Wut nach Luft. »Was wollten Sie vorher sagen, Herr Hegelein?« »Warum sollte ich am Tatort einen Schein aus der Wäscherei meiner Frau verlieren? Warum sollte ich den überhaupt mit mir herumtragen? Ich verabscheue diesen Mann wirklich, aber ...«, er hielt inne und starrte auf den Bleistift, der zwischen Berneckes Fingern Millimeter über dem Papier zitterte. Bernecke schaute Erwin Hegelein an. »Das schreib ich nicht auf, also sagen Sie, was Sie sagen wollen.« Herr Hegelein gab ihm eine ehrliche Antwort: »Ich mach' mir nicht die Finger schmutzig. Die Gefahr, ertappt zu werden, ist viel zu groß. Das ist es mir nicht wert.«

Erneut blubberte es im Eimer, ein hektisches Schlagen gegen die Innenwand war zu hören. »Wegen dem gehe ich nicht in den Knast. Er hat mir mein Leben versaut, in meinem Alter finde ich keinen Job mehr und meine Frau darf jetzt ackern. Aber noch mehr lasse ich mir das Leben nicht versauen.« Er beugte sich hinab zum Eimer. »Es tut Ihnen nicht leid, dass man Herrn Kiehnel erschlagen hat?« »Nein«, sagte Erwin Hegelein kopfschüttelnd. »Er hat das verdient. Das wird jeder sagen, den Sie fragen werden.« Erwin Hegelein beugte sich zum Eimer hinab. »Was tun Sie da?« wollte Bernecke wissen. »Ich werfe die gefangenen Fische zurück ins Wasser.« »Warum machen Sie das, wollen Sie die Fische nicht essen?« Bernecke blickte ihn verwundert an. »Ich nehme immer den größten Fang. Die kleineren Fische werfe ich zurück ins Wasser, damit sie noch wachsen können.« Der Mann warf einen Fisch nach dem anderen in den See. »Warum sollten immer die Großen gewinnen. Damit bringe ich das Gesetz des Stärkeren etwas durcheinander.« »Ein wenig, sicher«, erwiderte

Bernecke mit Blick in den Eimer, in dem jetzt nur noch eine dicke, blauglänzende Forelle im trüben Wasser hin und her schwamm. »Eine letzte Frage habe ich noch, Herr Hegelein.« »Wenn es wirklich die letzte ist«, seufzte der Mann. »Haben Sie in den letzten Minuten mit Ihrer Frau telefoniert?« »Nein. Kein Empfang. Warum ist das jetzt wichtig?« »Reines Interesse.« Erwin Hegelein wischte sich die nassen Hände an seinem Hemd ab, den Blick, wie Bernecke zuvor, auf den Fisch gerichtet, der ihn aus glasigen Augen anlotzte. »Eigentlich haben Sie doch gar keine Beweise, die für mich sprechen, oder?« »Das darf ich Ihnen nicht sagen. Ich muss Sie außerdem bitten, dass Sie nicht mit ihrer Frau darüber sprechen.« Hegelein nickte. »Ich habe diesen Mann nicht getötet. Selbst wenn ich es mir oft vorgestellt habe. Aber ich habe es nicht getan.« »Sie wissen, dass Sie die Stadt in der nächsten Zeit nicht verlassen sollten?« Bernecke sah ihn an. »Mal sehen, was sich machen lässt«, raunte der Mann. »Haben Sie sonst noch Fragen, oder darf ich mich wieder den wichtigen Dingen zuwenden?« »Ist das ihr Wagen, der vor dem Waldweg am Straßenrand steht?« »Ja, was ist damit?«, fragte Erwin Hegelein genervt. »Steh ich zu dicht an der Straße, oder ist mein TÜV abgelaufen?« »Nein, nein. Ich wollte es nur wissen.« Der Mann nickte, den Blick zur Seite gewendet. »Ich habe die Ehre«, raunte er schließlich und sprang vom Steg ins Boot, das die ganze Zeit auf den Wellen hin und her schwappte.

Bernecke hob seinen Kaffeebecher auf und wandte sich um, schritt über den Steg, unter seinen Füßen das Glucksen und Schmatzen der Wellen, die gegen die Pfosten schlugen. Er glaubte nicht daran, dass Erwin Hegelein der Mörder war. Vielleicht hatte er einen triftigen Grund – Rache, Totschlag – aber Bernecke war überzeugt, dass dieser Mann nie so weit gehen würde. Er blickte über die Schulter und sah zum Boot, das in der Mitte des Sees trieb. Erwin Hegelein hockte wie ein Fels auf der kleinen Bank und starrte auf den Köder im Wasser. Fast, als hätte ihr Gespräch nie stattgefunden. Erwin Hegelein war schwächling und klein, die Gewalteinwirkungen, die er heute Morgen gesehen hatte, sahen aus, als ob sie von einer stärkeren Person ausgeübt worden waren. Genaueres würde der pathologische Befund liefern. Der Kommissar klappte sein Notizbuch zu, holte sein Handy aus der Jackentasche und überprüfte den Empfang. Kein Empfang, wie der Mann gesagt hatte, hier würde ihn niemand anrufen können.

Zurück am Auto, ging er neben dem Wagen von Erwin Hegelein in die Knie, schaute sich die Reifen an. Kratzte mit dem Bleistift am

Profil und holte Dreck heraus, den er in einem Plastiktütchen verstaute. Keine Steine oder Kiesel, die darauf hingewiesen hätten, dass er in der Kiesgrube gewesen sein könnte. Nichts. Er richtete sich wieder auf und blickte zurück zu der Kuhweide auf der anderen Straßenseite. Unbeweglich lagen die Kühe im Schatten eines Baumes und kauten mit geschlossenen Augen. Bernecke genoss die Stille, dann stieg er ins aufgeheizte Auto, warf den leeren Kaffeebecher in seinen improvisierten Mülleimer und startete den Wagen. Vielleicht hatte Sandler etwas Neues herausgefunden, irgendetwas, was ihnen weiterhalf. Bis jetzt hatten sie nichts, schon gar nichts, was für Erwin Hegelein als Täter sprach. Wer weiß, vielleicht lag der Autopsiebericht schon vor und öffnete neue Türen. Außerdem würde er sich noch einmal mit Wilfried Kiehls Sekretärin zusammensetzen und sie befragen. Er fuhr los, raste über die Landstraße in Richtung Stadt, im Radio lief sein Lieblingslied, er drehte die Musik voll auf und pff mit. Heute war ein schöner Tag.

5. Die Sekretärin

Inzwischen war es kurz vor sechs und immer noch heiß. Als Bernecke das Büro betrat, überkam ihn zum ersten Mal an diesem Tag das Gefühl angenehmer Frische. Die alten Mauern spendeten eine wohltuende Kühle, die von der Hitze draußen ablenkte. Er steuerte direkt auf Sandler zu, der mit einer jungen Frau sprach, die sich auf seinen Tisch stützte und unentwegt mit den Augen zwinkerte. »Sandler«, rief er, »du sollst arbeiten, anstatt dir neue Freunde zu machen.« Sandler warf dem Mädchen einen entschuldigenden Blick zu. Sie nickte, erhob sich und ließ die beiden Männer allein. »Hast du etwas herausgefunden?«, fragte Bernecke im Vorbeigehen. »Ja. Moment, warte.« Sandler sprang von seinem Stuhl auf und eilte dem Kommissar nach, der in seinem Büro verschwand. »Ist diese ... diese Frau«, fragte er Sandler, während er in seinen Unterlagen suchte, »ich meine die Sekretärin von Willy Kiehlsel. Ist sie noch da?« »Ja, du meinst Margarete Hering. Sie ist noch da. Ich habe etwas Interessantes herausgefunden, zwei Namen ...« Bernecke unterbrach ihn, ohne es zu merken. »Ich möchte jetzt mit ihr sprechen. Kannst du sie bitte ins Verhörzimmer bringen?« Sandler nickte folgsam, ließ aber nicht davon ab, seine Entdeckungen vorzutragen. »In dem Auftragsbuch, das uns Silvia Hegelein überlassen hat, gibt es zwei Namen, die dich interessieren werden.« Mit einer Handbewegung dämpfte Bernecke den Enthusiasmus des jungen Kollegen. »Sofort, Sandler. Zuerst

spreche ich mit Maren Hering.« »Margarete«, korrigierte Sandler, »kann ich dabei sein?« »Ja, du sollst schließlich etwas lernen. Aber halte dich bitte im Hintergrund. Diese Frau hat ihren ermordeten Chef gefunden, da muss man Feingefühl zeigen.«

Margarete Hering, die siebzugjährige Sekretärin von Wilfried Kiehse, wirkte noch älter, als sie auf dem Stuhl saß und auf ihre knöchigen Finger starrte, mit denen sie das Taschentuch in winzige Schnipsel riss. Bernecke stellte eine Tasse Kaffee neben sie und lächelte freundlich, als sie ihn flüchtig mit ihren wässerigen Augen ansah. »Also, Frau Hering«, sagte er bemüht sanft und ließ sich auf dem Stuhl neben Sandler nieder, »wie geht es Ihnen?« Er schaute ihr fest in die Augen, um ihr ein Gefühl von Sicherheit zu geben. »Etwas müde, durcheinander. Ach, es ist so traurig.« Ohne dass sie es mitbekam, stellte er das Diktiergerät an, das zwischen ihnen auf dem Tisch lag. »Bis jetzt sind sie wahrscheinlich die Einzige, die es traurig findet, was Herrn Kiehse passiert ist.« Sie zuckte wütend zusammen. »Der Willy war ein netter Mann. Nicht jeder wusste mit seiner Art umzugehen, aber zu mir war er immer freundlich und ehrlich. Natürlich war er mein Chef und streng, aber er war immer freundlich. Immer.« »Wie lange haben Sie für ihn gearbeitet?« Bernecke arbeitete seinen Fragenkatalog ab. »Ach.« Sie sah nachdenklich aus dem vergitterten Fenster unterhalb der Decke. »Ich bin seit der Gründung der Firma dabei, das heißt nicht seit dem ersten Tag, aber seit dem ersten Jahr. Ja, er war immer freundlich.« Sie lächelte, als sie sich an alte Zeiten zurückerinnerte und kicherte leise. »Manchmal hab ich Blumen gekauft, die hab ich auf seinen Schreibtisch gestellt. Er hat sich immer bedankt. Ja, er war immer freundlich.« Sie senkte den Blick und wischte sich die Tränen von den Wangen. »Immer freundlich«, flüsterte sie. »Er hat mir immer einen guten Morgen gewünscht und einen schönen Feierabend und an meinem Geburtstag gab er mir frei.« Bernecke sah flüchtig zu Sandler, der an seiner Armbanduhr spielte. »Waren Sie gestern im Büro? Wenn ja, wann haben Sie das Büro verlassen, Frau Hering?« Sie überlegte nicht lange. »So wie jeden Sonntag, wenn ich für drei Stunden vorbeikomme. Ich war immer sehr sorgfältig, was die Arbeit anging. Das habe ich von meiner Mutter.« Sie lächelte zufrieden. »Wie viel Uhr war es genau, als sie gingen?«, wollte Bernecke wissen. »Es muss gegen sieben gewesen sein, ja, gegen sieben, denn ich habe noch das Ende meiner Sendung sehen können. Aber das habe ich schon ihrem Kollegen erzählt.« Sie schaute verwundert auf. »Ich weiß. Wir müssen das leider alles nochmal durchgehen. Es tut mir leid,

dass wir sie noch nicht gehen lassen können, aber sie können sich denken, dass das eine ziemlich große Sache ist.« »Ja. Eine schreckliche Sache, nicht wahr?«, flüsterte sie. »Der arme Willy, einfach tot. Wahrscheinlich Jugendliche, die lungern oft auf dem Gelände rum und trinken, vor allem am Wochenende.« Bernecke dachte an seine Fragen und fuhr fort. »War Herr Kiehseel noch in seinem Büro, als sie gingen?« »Natürlich«, platzte es aus ihr heraus. »Er hat immer bis spät in die Nacht gearbeitet, auch am Wochenende. Er ging nie vor mir. Nie.« »Hatte er keine Frau, die auf ihn wartete?« »Nein. Herr Kiehseel war alleinstehend. Dabei war er immer freundlich, etwas eigen. Ja. Manchmal war er aber etwas aufbrausend und laut.« Sie kicherte erneut. »Aber freundlich.« Sandler konnte sich einen Seufzer und Augenrollen nicht verkneifen. Bernecke, sah ihn mahnend an.

»Gestern Abend. War er da auch noch da, als Sie gingen?« »Ja. Ich habe mich von ihm verabschiedet und eine gute Nacht gewünscht.« »War er irgendwie verändert. Kam er Ihnen seltsam vor?« »Seltsam?«, wiederholte sie langsam. »Wie meinen Sie das?« Sie schaute ihn fragend an. »War er nervös, laut, launisch? Irgendwie anders als sonst?« »Nein. Nein, wie immer. Er sagte Gute Nacht. Nein, er war wie immer. Ein bisschen nervös vielleicht.« Sie dachte nach. »Ich fragte ihn, ob er noch Besuch erwarte, denn er trug seinen guten Anzug.« »Und, was sagte er?« »Er sagte nein, wahrscheinlich nicht.« Bernecke machte sich Notizen »Glaubten Sie ihm?«, hakte er nach. »Ja, natürlich! Warum sollte er lügen, Herr Kommissar?« Die alte Dame wirkte sichtlich empört. Bernecke fuhr schnell fort. »Heute Morgen, was war da? Könnten Sie mir bitte den Ablauf des Vormittags schildern?« Sie sammelte sich kurz und rekonstruierte dann die Ereignisse. »Ich musste aufschließen. Das war seltsam. Er war selten zu spät. Manchmal dachte ich«, sie kicherte wieder, »ich dachte, er würde im Büro schlafen, weil er immer vor mir da war.« »Was haben Sie gemacht, als er nicht kam?« »Bei ihm daheim angerufen, aber es nahm niemand ab. Dann habe ich es auf dem Mobiltelefon versucht.« Sie senkte den Blick. »Es ist so schrecklich, der arme Willy. Er ging auch nicht ans Handy. Ich dachte, ich höre das Klingeln seines Mobiltelefons. Er hatte diese lustige Melodie.« Sie summte leise eine ihnen unbekannte Melodie. »Es war kaum zu hören, aber ich war mir sicher. Ich dachte, er würde gerade über den Hof kommen, deswegen wollte ich ihm die Tür öffnen. Aber er kam nicht.« Sie wischte sich mit einem Taschentuch über die Augen. »Dann ging ich nach draußen, immer der Melodie nach. Ich dachte, vielleicht hat er das Telefon verloren und es liegt irgendwo. Und dann sah ich ihn. Er

lag hinter dem Haus bei den Schienen.« »Was haben Sie getan, nachdem Sie ihn dort liegen sahen?« »Ich bin hin, und ...«, sie stockte, brach in Tränen aus und vergrub das Gesicht in den Händen. »Der arme Willy. Er war tot, das sah ich sofort. Man spürt das, wissen Sie, Herr Kommissar? Da ist nur noch eine Hülle, aber keine Seele. Nur ein Körper.« Sie wischte sich über die Wangen. »Haben Sie ihn angefasst, irgendetwas aufgehoben?« Eine obligatorische Frage, die Bernecke bei allen Ermittlungen stellte. »Nein, das habe ich Ihrem Kollegen auch schon erzählt.« Sie sah erschöpft aus. »Ich bin müde, meine Katze ist allein zuhause und hat Hunger. Kann ich jetzt gehen? Bitte. Außerdem hab ich alles gesagt, was ich sagen konnte.« »Aber natürlich«, antwortete Bernecke. Sie stand von ihrem Stuhl auf und strich sich mit fahrigem Fingern über ihre strenge Frisur. »So etwas wünscht man doch niemandem, nicht wahr, Herr Kommissar, nicht einmal dem Kiehse!« »Ich danke Ihnen, Frau Hering«, sagte er nachdrücklich und drückte die Stopptaste des Aufnahmege­rät­es.

Bernecke und Sandler ließen sich im Revier an dem großen Tisch nieder, an dem sie ihre Besprechungen abhielten. Jetzt waren sie allein in dem hellen, kargen Zimmer. Bernecke schüttelte mitleidig den Kopf. »Arme Frau, dass sie so etwas erleben musste auf ihre alten Tage. Wenigstens wissen wir jetzt, dass Herr Kiehse sehr nett war«, sagte Sandler. »Auch wenn sie die Einzige ist, die dieser Meinung ist«, erwiderte Bernecke nachdenklich. In Gedanken ging er noch einmal das Gespräch mit Frau Hering durch. Im Laufe seiner Karriere hatte er genug Frauen kennengelernt, die unschuldig wirkten und sich dann doch als Täterin herausstellten. Er würde sie im Hinterkopf behalten.

Bernecke fiel das Adressbuch ein und die interessanten Ergebnisse, die Sandler vortragen wollte. »Du hast vorhin von zwei Namen gesprochen, über die du gestolpert bist. Was hast du rausgefunden?« »Das wird dir gefallen.« Sandler klappte die schmale Mappe auf und verteilte die Kopien über den ganzen Tisch. »Hier«, sagte er und tippte mit dem Finger auf einen Namen. »Dieser Mann ist Stammkunde bei den Hegeleins und er hat früher für Willy Kiehse gearbeitet. Er war in der letzten Woche mehrmals in der Wäscherei und vor ein paar Tagen kam eine Beschwerde über ihn bei uns rein, dass er ständig in der Nähe der Kiesgrube herumlungern würde.« »Hast du die Kollegen darauf angesprochen?«, fragte Bernecke. »Noch nicht, ich wollte es erst dir sagen.« »Gut, denn er ist es bestimmt nicht.« Sandler wirkte verwundert. »Nicht, warum?« »Weil ich den Mann kenne. Er ist über achtzig und hat einfach nur zu viel Zeit und ist

gerne unter Menschen. Wir können dennoch jemanden vorbeischicken, der ihn befragt. Fürs Protokoll« – ein Versuch, Sandler nicht zu entmutigen. »Ach so. Okay«, antwortete dieser leicht enttäuscht. »Was hast du noch?« »Eine gewisse Hannah Knauf. Sie war in der letzten Woche da und hat einen Anzug abgegeben. Der Name kam mir sofort bekannt vor. Du hattest von ihrem Mann erzählt.« Bernecke schaute erstaunt auf. »Hannah Knauf, sagst du?« »Ja, genau«, bestätigte Sandler nickend, »die Frau von Manfred Knauf.« Bernecke dachte angestrengt nach. »Hannah Knauf? Du erinnerst dich an das, was ich dir erzählt habe? Sie und ihr Mann standen kurz vor dessen Tod in ständigem Streit mit Wilfried Kiehse. Betriebliche Differenzen, nahm man an. Nach dem Tod Knaufs gab es Uneinigheiten über die weitere Führung des Unternehmens.« »Hätte sie dann nicht ein Motiv?«, ein fragender Blick Sandler. »Kiehse wurde erschlagen und du hast ihn gesehen. Er war ein massiger Mann. Hannah Knauf ist eine alte Frau. Aber wir statten ihr dennoch einen Besuch ab. Rein formal.« »Versteht sich.« Sandler nickte zustimmend.

Bernecke ging die Kopie der Auftragsliste durch und fuhr mit dem Finger über die Namen auf der Liste. Plötzlich blieb er bei einem Namen stehen. »Was ist mit ihm?« Der junge Kollege sah ihn an. Bernecke hatte das Gefühl, als ob endlich Licht ins Dunkle kommen würde. »Frederikson? Er war letzte Woche da, um einen Anzug reinigen zu lassen«, las Sandler von seinen Notizen ab. Er merkte, dass Bernecke den Namen sehr gut zu kennen schien und schaute ihn fragend an. »Wer ist das?« »Boris Frederikson. Das war einer meiner ersten Fälle. Auch so eine unschöne Geschichte.« »Was denn für eine?«, fragte Sandler. »Kannst du dich an die erwähnten Unglücksfälle in der Grube erinnern? Früher haben oft Kinder in der Kiesgrube gespielt. Sie war unbewacht und ungesichert. Irgendwann wurde dort ein kleiner Junge verschüttet, der mit seinen Freunden gespielt hatte. Der kleine Emil. Als man ihn ausgrub, war er bereits erstickt. Schreckliche Geschichte. Jedenfalls forderte die Familie des toten Kindes Schmerzensgeld und wollte, dass mehr in die Sicherheit des Gebietes investiert wird. Sie wollte Kiehse zur Rechenschaft ziehen. Ihrer Meinung nach war er schuld daran, dass so etwas überhaupt passieren konnte. Keine Zäune, keine Wachmänner. Nichts.« »Und?« Sandler wollte das Ende der Geschichte wissen. »Was denkst du wohl? Kiehse gewann den Prozess. *Eltern haften für ihre Kinder*, den Spruch kennst du.« »Das ist bitter«, der junge Polizist sah wütend aus, »aber wer ist denn nun dieser Boris Frederikson genau?«, fragte Sandler. »Das ist der große Bruder des Jungen. Ich

kann mich gut an ihn erinnern. Er hatte ganz klare, wütende Augen, ein so strenges erwachsenes Gesicht. Dabei war er erst fünfzehn. Die Familie ist kurz danach weggezogen, wahrscheinlich zu viele Erinnerungen. Ich kann mich nicht erinnern, ihn je wiedergesehen zu haben.« Bernecke schaute aus dem Fenster. »Es kann doch gut sein, dass er zurückgekommen ist und sich jetzt rächen wollte. Wie lange ist das her?« Sandler schaute Bernecke nachdenklich an. »Lange«, antwortete dieser, »aber für Rache gibt es bekanntlich keinen genauen Zeitpunkt. Ich hatte schon Racheakte, die fast vierzig Jahre später begangen wurden.« Sandler las in seinen Notizen nach. »Silvia Hegelein hat unter dem Namen von Boris Frederikson vermerkt, dass er im Hotel *Grüner Adler* wohnt. Was macht er wohl in seiner alten Heimatstadt? Offene Rechnungen begleichen?« »Das werden wir gleich herausfinden«, sagte Bernecke und schlug die flache Hand auf den Tisch. »Kollege, ich denke, wir haben eine heiße Spur. Boris hat ein Motiv, er ist nur für kurze Zeit in der Stadt, noch dazu alleine in einem Hotel, wo er ein und aus gehen kann, wie er will. Dem stattdessen wir gleich morgen früh einen Besuch ab. Ruf aber vorher an und frag nach, ob er wirklich noch da ist.« Sandler hatte mit diesem Auftrag gerechnet. Er sprang von seinem Stuhl auf und eilte aus dem Raum.

Bernecke erhob sich langsam von seinem und trat ans Fenster, schob die Lamellen der Jalousien auseinander und blickte durch den Spalt auf die Straße, die vor dem Gebäude lag. Grau in Grau und darüber ein blauer, wolkenloser Himmel, an dem eine ungnädige Sonne auf die Dächer schien. Er hatte ein gutes Gefühl. Mit Boris Frederikson hatten sie endlich einen Mann gefunden, der ein wirkliches Motiv haben könnte. Außerdem, und darauf vertraute er an erster Stelle, sagte ihm sein Gefühl, das leise Pochen in der linken Schläfe, dass diese Spur richtig sein musste. Sandler kam zurück und blieb in der Tür stehen. »Er war gerade nicht zu erreichen, aber die Dame an der Rezeption hat mir versichert, dass er noch im Hotel ist und vor übermorgen nicht abreisen wird.« »Sehr gut«, brummte Bernecke. Besser konnte es nicht laufen. Gleich morgen Mittag würden sie diesem Frederikson einen Besuch abstatten, doch jetzt ging es erst einmal nach Hause.

6. Alte Rechnungen

Nachdem er am Abend nach Hause gefahren war, hatte Bernecke für einen Moment abschalten können. Er hatte sich ein Brot gemacht und es beim Fernsehen gegessen. Erst nach den Spätnachrichten,

die den Mord von Willy Kiehnel vermeldeten, hatte er sich an seinem Schreibtisch niedergelassen, um seine Notizen zu überfliegen. Irgendwann nach Mitternacht war er in einen festen Schlaf gesunken.

»Hast du das gelesen?« Inga, Berneckes Kollegin, hielt ihm am nächsten Morgen auf dem Revier die Zeitung unter die Nase. Sie war sichtlich genervt »Was ist das?«, fragte Bernecke, der gerade erst angekommen war und noch einen Kaffee vom Wachsein entfernt war. »Die Zeitungen sind voll davon. Überall geht es um den Mord an Kiehnel«, fauchte sie. »Ja, gestern Abend kam es schon in den Nachrichten«, erwiderte Bernecke achselzuckend. »Das ist doch nichts Neues. Die Menschen wollen über alles Bescheid wissen und informiert sein. Oft zu unserem Leidwesen.« »Ich weiß, aber das ist Mist.« Inga war sauer. »Diese Unruhe in der Stadt hat uns gerade noch gefehlt. Wir haben doch noch gar nichts, was wir rausgeben können.« »Reg dich nicht auf«, lachte Bernecke und nahm einen Schluck frisch gebrühten Kaffee. »Mach ich aber. Übrigens will der Gerichtsmediziner dich sprechen.« Genervt verließ sie den Raum. »Das ist mal eine gute Nachricht, vielleicht hat er neue Erkenntnisse«, rief ihr Bernecke hinterher. Möglicherweise welche, die gegen Boris Frederikson sprechen. Bernecke war sich sehr sicher, dass dieser Mann etwas damit zu schaffen hatte. Warum sonst sollte er in seine alte Heimatstadt gekommen sein, genau zu der Zeit, zu der Wilfried Kiehnel umgebracht wurde? Da musste es einen Zusammenhang geben. Sie würden ihn herausfinden.

Bernecke fuhr mit dem Fahrstuhl in den Keller und lief den langen Flur entlang. Vor dem Büro des Gerichtsmediziners blieb er stehen und klopfte, obwohl die Tür offen stand. »Guten Morgen«, grüßte er erwartungsvoll den Gerichtsmediziner. Robert Lohse sah auf und lächelte. »Bernecke, Morgen.« »Ich bin wegen Willy Kiehnel hier. Gibt es irgendetwas, das uns hilft? Irgendetwas, mit dem wir irgendwen an die Wand nageln können?« »Da hättest du auch anrufen können. Wirklich Neues habe ich leider nicht.« Er zuckte mit den Schultern. »Nichts? Was ist mit dem toxikologischen Befund? Liegt der schon vor?« Robert Lohse sah ihn schuldbewusst an. »Tut mir leid, erst morgen. Ich hab zwar Druck gemacht und gesagt, dass es wichtig ist, aber erstens haben die noch andere Fälle und zweitens hatten sie die Proben, wie mir scheint, kurzzeitig verschlampt. Die Hitze bringt alles durcheinander.« Er schüttelte den Kopf. »Hast du denn schon irgendetwas anderes für mich?« Bernecke wirkte ungeduldig, wie ein Kind auf dem Jahrmarkt, das unbedingt mit der Attraktion

fahren will, die gerade geschlossen ist. Lohse versuchte ihn durch die bisher bekannten Fakten zu besänftigen. »Im vorläufigen Befund sieht es so aus, als ob er erschlagen wurde. Willst du die Leiche nochmal sehen?« »Nein danke, ich hab schon genug gesehen.« »Er hat eine ziemlich heftige Blessur am Hinterkopf, deutliche Zeichen von Gewalteinwirkungen.« Lohse wühlte in seinen Unterlagen. »Ist er daran gestorben?«, fragte Bernecke. »Sehr wahrscheinlich. Bis jetzt deutet alles darauf hin. Aber wir warten noch auf den toxikologischen Befund.« »Denkst du, es war mehr als eine Person?« »Hm, nein. Ich denke, es war eine Person. Von der Statur her würde ich sagen um die ein Meter achtzig groß und achtzig Kilogramm schwer, eher etwas mehr. Ich bin noch nicht ganz fertig, was die Untersuchungen angeht.« Bernecke konnte seine Enttäuschung schlecht verbergen. »Tut mir leid, aber bei der Hitze bekommen wir lauter Fälle eingeliefert, die alle auf den ersten Blick wie ungewöhnliche Tode aussehen, um sich dann als Hitzschlag herauszustellen. Ich versinke in Arbeit. Morgen kann ich dir Genaueres sagen.« »Ja, okay«, grummelte Bernecke in sich hinein. Dass der Besuch beim Gerichtsmediziner weniger erfolgreich abgelaufen war, als er erhofft hatte, verbesserte nicht gerade seine Laune.

Es war immer noch brütend heiß, als Bernecke und Sandler zum Hotel fuhren, in dem Boris Frederikson wohnen sollte. »Morgen soll es regnen«, sagte Sandler, der auf dem Beifahrersitz saß und Zeitung las. »Morgen, immer heißt es morgen. Diese blöde Hitze, da fängt der netteste Labrador an, die Katze zu beißen.« »Was?« Sandler musste lachen. »Alte Bauernweisheit meiner Großmutter. Hast du vorhin nochmal im Hotel angerufen? Nicht, dass wir umsonst hierhergefahren sind.« »Die Frau an der Rezeption meinte, dass er noch auf seinem Zimmer sei. Zumindest hat er den Schlüssel nicht abgegeben. Was soll man bei dieser Hitze schon großartig machen in dieser Stadt?« Sandler dachte ernsthaft über seine Frage nach. »An den See fahren. Oder in die Berge«, erwiderte Bernecke. Er rollte mit dem Auto auf den Parkplatz vor dem grauen unscheinbaren Hotel, das nur an der grünen Schrift über der Tür als solches zu erkennen war. Er manövrierte das Auto in eine Parkbucht und stieg aus. Sandler tat es ihm gleich und eilte seinem Vorgesetzten über den erhitzten Asphalt des Parkplatzes nach. »Denkst du, er wird gestehen, wenn er es getan hat?« Der junge Polizist konnte sich die Frage nicht verkneifen. »Mit Sicherheit nicht. Ich denke, wir müssen ihn beobachten. Lass uns abwarten, wie das Gespräch abläuft. Wenn er Probleme macht, nehmen wir ihn mit aufs Revier und verhören ihn dort.«

Sie betraten das Hotel durch eine gläserne Drehtür. Die junge Frau an der Rezeption sah freundlich auf. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie Bernecke, der mit den Fingern auf der spiegelblanken Oberfläche des Anmeldetresens trommelte. »Ich möchte gerne mit einem gewissen Herrn Boris Frederikson sprechen.« »Erwartet er Sie, Herr ...?« »Bernecke und das ist mein Kollege Sandler. Er erwartet uns nicht, aber ich muss mit ihm sprechen.« Bernecke fischte nach seiner Polizeimarke und wedelte damit vor den Augen der jungen Frau herum. Sie schaute verlegen und deutete mit den Fingern nach links. »Herr Frederikson ist im Séparée. Er ist nicht zu übersehen. Er ist bis jetzt der einzige Gast dort.« »Ich danke Ihnen«, antwortete Bernecke freundlich.

Boris Frederikson sprang den beiden sofort ins Auge. Er war ein massiger Mann mit Stiernacken und kurzen Haaren. Bernecke erkannte in seinen Zügen den Jungen von damals, nur gealtert, aber mit demselben strengen Blick, den der Kommissar noch von den Fotos in Erinnerung hatte. Er saß alleine an dem langen Tresen aus Mahagoniholz und nippte an einem Glas. »Guten Morgen«, begrüßte ihn Bernecke freundlich und ließ sich neben ihm am Tresen nieder. »Ist es nicht etwas früh für Whisky? Stoßen Sie auf etwas an?« Boris schwenkte sein Glas und betrachtete die bernsteinfarbene Flüssigkeit mit zufriedennem Blick. »Für einen guten Whisky ist es nie zu früh. Vor allem nicht für einen Laphroaig.« Er konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Seine Stimme klang freundlicher als er aussah. »Darf ich fragen, wer Sie sind?« Er schaute die beiden Männer an. »Kommissar Bernecke.« Frederikson sah ihn erstaunt an. »Kommissar? Hab ich was verbochen? Hat man mich gesehen, wie ich gegen dieses Haus gepinkelt habe?«, fragte er belustigt. Bernecke schien weniger amüsiert. »Wir ermitteln im Mordfall Kiehse und gehen gerade jedem Hinweis nach. Dazu müssen wir auch Sie kurz befragen, wenn es nicht zu viel Ihrer kostbaren Zeit in Anspruch nimmt.« »Willy Kiehse, der Dreckskerl aus dem Drecksloch.« Boris schwenkte sein Glas und schaute konzentriert hinein, als ob er eine Glaskugel befragen wollte. »Hab das heute Morgen schon in der Zeitung gelesen und was soll ich sagen, ja, ich stoße an.« Er hob sein Glas. »Darauf, dass die Hölle ihn verschluckt.« »Ist das nicht etwas grob?«, fragte Sandler, der hinter Bernecke an der Bar stand. »Grob?«, lachte Boris über den Kopf des Kommissars hinweg. »Im Gegenteil, Kleiner, das ist milde ausgedrückt.« Bernecke beendete die Unterhaltung. Er hatte Besseres zu tun, als zwei Halbstarken beim Wortgefecht zuzusehen.

Er zückte sein schwarzes Büchlein und seinen Stift. »Wo waren sie vorgestern Abend?« »Bei einem Freund, die ganze Nacht. Junggesellenabschied. Er heiratet morgen.« Der Kommissar machte sich Notizen und hakte nach. »Sie haben also ein Alibi?« »Hieb und stichfest, mit Zeugen und allem Drum und Dran.« Boris Frederikson lächelte Bernecke selbstsicher an. »Ich muss Sie diesbezüglich leider enttäuschen, Herr Kommissar.« Dieser ließ sich davon nicht beeindruckt und fuhr trocken fort. »Eine andere Frage. Wir haben bei der Leiche einen Reinigungsschein gefunden, der uns zur Reinigung der Familie Hegelein geführt hat.« Wieder diese Selbstsicherheit bei Boris Frederikson »Ja, die Hegelein-Reinigung kennt bestimmt niemand hier in dieser Stadt und bestimmt bringt dort auch niemand seine Kleider hin, außer ein Mörder.« Boris zwinkerte Bernecke zu und nahm einen weiteren Schluck von seinem Whisky. »Worauf wollen Sie hinaus, Herr Bernecke?« Bernecke zeigte sich nach wie vor unbeeindruckt. »Ist es wahr, dass Sie dort etwas abgegeben haben, Herr Frederikson?« »Ja«, antwortete Boris. »Ich bin nur zu Besuch hier und wohne in einem Hotel. Irgendwo muss ich doch meine Sachen reinigen lassen. Würden Sie mit dreckigen Unterhosen im Koffer heimreisen? Warum fragen Sie mich das eigentlich alles? Bin ich etwa ein Verdächtiger? Falls ja, muss ich Sie enttäuschen. Ich hab' Kiehsel nicht umgebracht.« Er stellte sein Glas mit einem heftigen Knall auf den Tresen, sodass der Whisky Wellen schlug. Die Geduld des Kommissars ließ langsam nach. »Herr Frederikson, Sie sind also nicht zu ihrem alten Spielplatz gefahren und haben dort ein wenig Kiehselchubsen gespielt?« »Bitte was ...?«, lachte Boris mit bitterem Ton, »ich weiß gar nicht, was Sie damit sagen wollen.« »Herr Frederikson, wir wissen, dass Kiehsel damals nicht belangt wurde, nachdem ihr kleiner Bruder Emil in der Kiesgrube umkam, weil es nicht genügend Sicherheitsvorschriften gab. Das muss Sie doch verärgert haben und immer noch ärgern, oder nicht?« Er sah ihn herausfordernd an. Boris blinzelte zurück. »Ja, ich gebe es zu. Natürlich war ich damals wütend und habe vielleicht auch gesagt, dass ich ihn am liebsten tot sehen würde. Aber das ist Jahre her. Woher wissen Sie das überhaupt alles?«

Boris nahm einen letzten Schluck und drehte sich zu Bernecke um. Er wirkte ruhig und aufgebracht zugleich. »Wissen Sie, das mit meinem Bruder war ein blöder Unfall, ein Unfall. Das lässt sich nicht mehr ändern, auch nicht durch den Mord an diesem Widerling Kiehsel. Ich bitte Sie, Sie sollten diese Sache einfach begraben und den Mörder in Ruhe lassen.« »Leider ist Mord ein Kapitalverbrechen«,

antwortete Bernecke harsch. »Wissen Sie was, Herr Kommissar? Sie sollten die ganze Stadt auf Ihre Liste der Verdächtigen setzen und nicht nur Menschen herauspicken, die von Kiehnel auf irgendeine Art und Weise verletzt oder hintergangen worden sind.« Er zog einen Zettel aus seiner Hosentasche und kritzelte einen Namen und eine Adresse darauf. »Das ist die Adresse von meinem Freund, der morgen heiratet und auf dessen Junggesellenabschied ich war. Überprüfen Sie mein Alibi.« »Das werden wir«, antwortete Bernecke und erhob sich. Auch Sandler, der die ganze Zeit ruhig gewesen war, rutschte von seinem Hocker. »Glauben Sie nicht, Herr Frederikson, dass wir es nicht herausfinden werden, wenn Sie jetzt Ihren Kumpel anrufen und ihn bitten, für Sie zu lügen.« »Keine Angst.« Boris lachte. »Ich bin ein ehrlicher Mensch und ich verspreche Ihnen, ich rufe nicht bei ihm durch und kündige Sie an.« Er zwinkerte Bernecke zu. Der fand sein Verhalten nach wie vor weniger lustig, »Ich bitte Sie vorerst in der Stadt zu bleiben, bis wir weitere Informationen haben«, brummte er. »Gerne, wenn sie mir die Tage im Hotel bezahlen, die ich länger bleiben muss. Allerdings weiß ich auch, dass Sie mich ohne Beweise nicht zwingen können zu bleiben.« »Wir werden sehen«, antwortete der Kommissar, »einen schönen Tag noch.« »Ihnen auch, Herr Bernecke.«

Die Ermittler fuhren zur angegebenen Adresse, ohne ein Wort zu wechseln. Bei den Temperaturen vermieden sie alle unnötigen Anstrengungen. Smalltalk gehörte heute dazu. Erst als Bernecke das Auto vor dem Einfamilienhaus parkte, ergriff der junge Polizist das Wort. »Du glaubst, dass er es war, oder?« »Ja«, antwortete der Kommissar. »Ich glaube, er hat die Hochzeit seines Freundes als Vorwand genutzt, um in die Stadt zu kommen und eine alte Rechnung zu begleichen.« Sandler nickte. »Er wirkte ziemlich zufrieden.« »Auf mich wirkte er ein wenig zu selbstsicher«, fügte Bernecke den Überlegungen hinzu. »Wir werden sehen, was sein Freund zu berichten hat.« Sie stiegen aus und gingen den breiten Kiesweg entlang. An der Haustür drückte Sandler den Klingelknopf und wenige Sekunden später öffnete ihnen ein junger Mann mit verschlafenen Augen. »Guten Morgen, sind Sie Karsten Kaminski?«, fragte Bernecke, der den Namen aus seinem Notizbuch ablesen musste. »Ja, Sie sind hoffentlich niemand, der mir zu so früher Stunde ein Abo andrehen möchte?« Er musste über seinen eigenen Spruch lachen. Bernecke zeigte ihm seine Polizeimarke. »Kommissar Bernecke«, er wies auf den jungen Mann neben sich, »und mein Kollege Sandler. Wir müssen kurz mit Ihnen reden. Dürften wir hineinkommen, Herr Kaminski?«

»Aber natürlich«, antwortete der junge Mann sichtlich verunsichert und ließ sie herein. »Bitte, die Tür links, ins Wohnzimmer. Und wenn sie leise wären, wäre ich Ihnen sehr dankbar, meine Freundin ... meine Verlobte schläft noch.«

Sie ließen sich auf dem Sofa nieder und warteten bis Karsten Kaminski mit einer Tasse Kaffee zurückkam und sich in den Sessel fallen ließ. »Oh, verzeihen Sie, möchten Sie auch einen Kaffee? Ich bin noch etwas verschlafen.« »Nein, danke«, antwortete Bernecke für beide, bevor Sandler überhaupt reagieren konnte. Er wollte nicht länger bleiben als nötig. »Gut. Also, um was geht es, Herr Bernecke?« Kaminski wirkte beunruhigt. »Wo waren Sie letzten Sonntag, in der Nacht vom 12. zum 13. August?« Kaminski lachte glücklich auf, als er sich an den besagten Abend erinnerte. »Ich habe in einem Lokal meinen Junggesellenabschied gefeiert. Ich heirate morgen.« »War Ihr Freund Boris Frederikson auch dabei?« »Der Bo? Aber natürlich, ich bin mit ihm zur Schule gegangen. Wir sind alte Freunde. Ihm ist doch hoffentlich nichts passiert?« »Ihm geht es gut, keine Sorge. Wie lange war er anwesend?« Karsten stockte und sah die beiden Polizisten mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Warum wollen Sie das wissen?« Im Flur klapperte der Briefschlitz. Eine Zeitung fiel auf die Fußmatte. Bernecke ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Sie haben doch sicher mitbekommen, dass man Wilfried Kiehnel gestern ermordet aufgefunden hat?« Kaminski wirkte mit einem Mal hellwach.

»Moment. Denken Sie etwa, dass Boris damit etwas zu tun hat?« »Das darf ich Ihnen nicht sagen. Ich muss aber wissen, wo sich Herr Frederikson in der besagten Nacht aufhielt. War er während der ganzen Feier anwesend?«, wiederholte Bernecke mit Nachdruck. Der junge Mann biss sich wütend auf die Unterlippe und schwieg. »Wissen Sie, Herr Kaminski, Ehrlichkeit ist des Arbeiters Brot mit Honig. Wenn Sie morgen Hochzeit feiern wollen, dann sollten Sie lieber die Wahrheit sagen.« Der Bräutigam in Spe druckste herum. »Er war nicht die ganze Zeit da. Irgendwann war er weg. Ich dachte, er hätte zu viel getrunken und ist mit einem Taxi zurück ins Hotel. Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen, nur am Telefon gehört.« »Wann verließ er die Feier?« »Ich weiß es nicht genau. Nach Mitternacht. Davor. Irgendwann eben. Aber er hat Kiehnel nicht erschlagen, der Boris ist ein feiner Kerl.« Er sah den Kommissar mit Entschlossenheit an. »Er hätte dennoch einen feinen Grund«, brummte Bernecke. »Sie spielen auf die Sache mit seinem kleinen Bruder Emil an, aber das ist Jahre her. Gut, damals waren wir jung und Boris schwang große Reden,

dass er es Kiehsel heimzahlen wollte, aber wir waren Kinder.« Er zuckte mit den Achseln. »Er sprach von Rache?«, fragte Bernecke und schrieb weiter in seinem Buch. »Rache? Nein«, schüttelte Kaminski vehement den Kopf. »So kann man das nicht sagen. Er war wütend und traurig, Meine Güte, er hatte seinen kleinen Bruder verloren und Kiehsel bestritt, dass die Kiesgrube unzureichend gesichert war. Er gab Emil und der Familie die Schuld. Wer wäre da nicht wütend?« Er sah Bernecke ungläubig an, der sich dadurch nicht beeinflussen ließ. »Warum glauben Sie, dass Boris nicht späte Rache ausgeübt hat?« Kaminski wurde ungehalten. »Weil ich ihn kenne, verdammt. Damals wäre es anders gewesen. Zum Glück zog er mit seinen Eltern weg. Wer weiß, was passiert wäre, aber ich schwöre Ihnen, jetzt ist er ganz anders. Er war es nicht. Glauben Sie mir. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.« »Dann hoffe ich, dass Sie einen guten Arzt kennen, der die Verbrennungen heilen kann.« Bernecke erhob sich. »Wir kommen möglicherweise auf Sie zurück, Herr Kaminski.« »Ja, tun Sie das, Herr Kommissar, vielleicht nur nicht unbedingt morgen. Und glauben Sie mir bitte, Boris war es nicht.« »Das möchten wir gerne selbst beurteilen«, wies ihn Bernecke zurecht, während der Bräutigam in Spe beide zur Tür brachte.

Sandler sah ihn zögernd an. »Denkst du, wir haben unseren Mörder?« »Ja, es sieht sehr danach aus. Wir müssen es nur noch beweisen können«, erwiderte dieser. »Und was ist mit Hannah Knauf?«, wollte Sandler wissen. »Zu ihr fahren wir jetzt, auch wenn ich es für unnötig halte, aber alle Verdächtigen müssen befragt werden.« Sandler nickte. »Hier!« Bernecke warf ihm die Autoschlüssel zu. »Du darfst fahren. Ich bin gerade gut aufgelegt.«

7. Freunde fürs Leben

Sandler parkte Berneckes Wagen vor einem kleinen gepflegten Grundstück, in dessen hinterem Teil ein paar große Obstbäume standen. Vor dem Haus hatten Sonnenblumen ihren Platz gefunden. Der Rasen war trotz der Hitze grün und schien ungehemmt wachsen zu dürfen. Es gab weder einen Carport noch eine Garage auf dem Grundstück. Ein schmaler Steinweg, gerahmt von Solarleuchten, führte von der Gartentür zur Veranda. Ohne vorne zu klingeln, ging Bernecke durch das offene Gartentor, gefolgt von Sandler, geradewegs zur Haustür. Er schellte, doch nichts rührte sich im Haus. Er schellte erneut und ein blechernes Poltern, gefolgt von einem »Moment bitte« war zu hören. Sekunden später öffnete Hannah Knauf

ihnen die Tür mit diesem freundlichen Lächeln, das nur warmherzige alte Frauen zu besitzen scheinen. Sie war klein, unter einsechzig schätzte Bernecke. Ihr Haar, eine Mischung aus grau und blond, war akkurat in Wellen gelegt. Sie musste gerade in der Küche zu Gange gewesen sein, denn über ihrer adretten Bluse und dem feinen Rock, trug sie eine geblümete Schürze. Sie hatte ein wenig Make-up aufgelegt. Auch wenn es nicht die schmeichelhaftesten Farben waren, wie selbst Bernecke feststellen konnte, passte es zu ihrem heiteren Gemüt. Und sie duftete nach Blumen. Es war aber noch ein anderer Duft im Haus, der ihnen sofort in die Nase stieg.

»Guten Tag meine Herren, was kann ich für Sie tun? Oder sind Sie nicht meinetwegen, sondern wegen dem Kuchen hier?« Ein gütiges Lächeln. Hannah Knauf sah die Männer erwartungsvoll an. Bernecke ergriff das Wort. »Frau Knauf, es tut uns leid, Sie stören zu müssen, aber es gab einen Vorfall, über den wir mit Ihnen sprechen müssen. Dürften wir kurz hereinkommen?« Das Lächeln der alten Dame verlor ein wenig an Strahlen. »Aber gewiss. Ich hoffe es ist nichts Ernsthaftes passiert?« Mit einer Handbewegung wies sie die Männer einzutreten. Durch den schmalen Flur ging es geradeaus in die Küche, aus der der verführerische süße Duft drang. Rechts davon gingen das Wohnzimmer und das Esszimmer ab. »Geben Sie mir bitte einen Moment, meine Herren, ich muss noch eben kurz in die Küche. Sie können gerne schon Platz im Wohnzimmer nehmen. Ich komme sofort.« Bernecke betrat den Raum als Erster und setzte sich auf das alte, gemütliche Sofa. Die Fenster standen weit auf. Es wollte einfach nicht kühler werden. »Was für Hundstage«, murmelte der alte Kommissar, während sein junger Partner neben ihm Platz nahm und mit einem Nicken seine Zustimmung zeigte.

Kurz nach ihnen kehrte Hannah Knauf aus der Küche zurück, die Küchenschürze hatte sie abgelegt. Sie setzte sich ihnen gegenüber. Mit wachen, gespannten Augen sah sie die beiden Männer an, als Bernecke ihr die Nachricht überbrachte. »Frau Knauf, vielleicht haben Sie schon in der Zeitung gelesen oder im Radio gehört ...« Sie schüttelte den Kopf. »Mich hat die Hitze gestern so matt gemacht, dass ich mir einen ruhigen Tag daheim gegönnt habe. Ich hatte weder den Fernseher noch das Radio an. Es muss etwas Schlimmes sein, wenn es sogar in der Zeitung steht, nicht wahr?« Ihre hellen Augen wurden größer und eine merkliche Unruhe breitete sich in ihrem Körper aus. »Frau Knauf, Wilfried Kiehnel wurde gestern Morgen tot aufgefunden. Alles deutet auf ein Tötungsdelikt hin. Um den Täter zu finden, müssen wir Ihnen ein paar Fragen stellen. Fühlen Sie

sich dazu in der Lage?« Eine große Traurigkeit breitete sich in ihren Augen aus. Mit einem Taschentuch, das ihr Sandler reichte, trocknete sie ihre feuchten Augenwinkel und schaute dabei wehmütig aus dem Fenster. »Jetzt bin nur noch ich über«, flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme. Bernecke beobachtete sie unverwandt, während Sandler beklommen auf dem Sofa saß und darauf wartete, neue Notizen machen zu können. »Frau Knauf«, begann Bernecke, der sich bemühte sanft zu klingen, »wir müssen Ihnen nun ein paar Fragen stellen. Es ist in unser aller Interesse, den Täter ausfindig zu machen. Dafür brauchen wir so viele Informationen wie möglich.« Sie drehte sich den Männern zu und versuchte, ihre Fassung wiederzuerlangen »Natürlich wollen wir das. Wie kann ich Ihnen dabei helfen?«

Bernecke klappte sein Notizbuch auf. »Sagt Ihnen die Hegelein-Reinigung etwas?« Darüber musste sie nicht lange nachdenken. »Ja, ich habe dort vor kurzem den Anzug meines verstorbenen Mannes Manfred reinigen lassen. Das mache ich jedes Jahr zu seinem Geburtstag, müssen sie wissen.« Sie stand auf und ging zu den Fotos, die auf einer Anrichte platziert waren. Sie nahm eines der Fotos vom Sims und betrachtete es näher, dann reichte sie es dem Kommissar. Das Bild zeigte sie in jungen Jahren mit ihrem Mann und einem kleinen blonden Jungen, der unverblümt den Fotografen anlächelte. »Das ist aus dem Jahr, in dem mein Mann starb. Unser Sohn war noch so klein. Wie die Zeit vergeht. Jedes Jahr backe ich ihm einen Kuchen zum Geburtstag. Er liebte Pfirsichkuchen. Ich lasse seinen feinsten Zwirn reinigen und lege ihn auf seine Bettseite. Ich weiß, es ist albern, aber man soll mit Traditionen nicht brechen, nicht wahr?« Ein kurzes Lächeln huschte über ihr trauriges Gesicht. »Frau Knauf, es ist bekannt, dass Herr Kiehse nicht nur Freunde in der Stadt hatte. Fällt Ihnen jemand ein, der es auf ihn abgesehen haben könnte? Lassen Sie sich bitte ruhig Zeit.« Bernecke sah, wie es in ihr arbeitete. Schließlich antwortete sie ihm: »Nein. Mir fällt niemand ein. Es ist so lange her, dass wir Kontakt hatten, dabei sind wir früher die besten Freunde gewesen.« Sie stand noch immer an der Anrichte und nahm ein weiteres Foto in die Hand, das sie ausgiebig betrachtete. Es zeigte ihren Mann Manfred und Willy Kiehse vor ihrer Firma mit dem riesen Firmenlogo. Zwei junge Männer, stolz auf ihre erste eigene Firma. Beide mit einem hoffnungsvollen Lächeln. »Dieses Foto hab ich geschossen«, erklärte Hannah Knauf. »Wissen Sie, uns gab es früher fast nur im Dreierpack, wie man so schön sagt. Ich habe die Firmengründung miterlebt, den Aufstieg und die Streitereien, die Geschäftspartner so haben. Sie wissen ja, wie Männer sind, vor allem

die jüngeren.« Sie schaute zu Sandler, der sichtlich verlegen wurde und den Blick abwenden musste. Bernecke musste schmunzeln. Dennoch vergaß er nicht, warum sie hier waren.

»Ihnen fällt also niemand ein, der es auf Herrn Kiehse abgesehen haben könnte?« Sie schaute ihn mit festen Augen an. Ein Hauch von Wehmut schwang mit. »Nein, tut mir leid. Nach dem tragischen Tod meines Mannes fehlte etwas ... Der Kitt, der uns zusammenhielt. Nachdem Manfred nicht mehr hier war, ließ der Kontakt mehr und mehr nach. Zum Schluss beschränkte er sich nur noch auf das Geschäftliche. Ich hatte Anteile an der Firma. Eigene und die meines Mannes. Ich habe sie aber vor fünf Jahren verkauft, um endgültig abschließen zu können. Diesbezüglich habe ich meinen Frieden gefunden.« Ein sanftes Lächeln kehrte in ihr Gesicht zurück und mischte sich unter die Wehmut. Sandler schrieb weiter in seinem Notizbuch, während Bernecke aufmerksam zuhörte. »Kennen Sie einen Boris Frederikson?«, fragte er. Hannah Knauf zog nachdenklich die Augenbrauen zusammen. »Frederikson, Frederikson ... Der Name kommt mir bekannt vor.«

Sie dachte einen Moment lang nach, dann fiel es ihr ein. »Frederikson. Das war doch der kleine Junge, der in der Kiesgrube verunglückt ist damals. Der kleine Emil. Eine furchtbare Geschichte. Ich hatte keinerlei Einfluss auf die Entscheidungen von Wilfried damals. Wenn es nach mir gegangen wäre, dann wäre das alles anders abgelaufen. Es war beschämend wie Wilfried damals über die Familie und den Tod des Kleinen gesprochen hat. Aber das lag daran, dass er selbst nicht wusste, was es heißt eine Familie zu haben. Ich weiß nicht, ob er es überhaupt jemals wusste.« Sie schaute nachdenklich aus dem Fenster. Dann fiel ihr die Frage des Kommissars ein. »Ist Boris ein Verwandter?« Sie schaute Bernecke fragend an. »Ja, es ist der große Bruder. Er hat damals mit der Familie die Stadt verlassen. Seit ein paar Tagen ist er wieder hier.« Hannah Knauf sah ihn erstaunt an. »Glauben Sie, er hat etwas damit zu tun? Das wäre ja schrecklich.« Sandler nickte zustimmend und machte weiter seine Notizen. »Möchten Sie ein Stück Kuchen?«, unterbrach Hannah Knauf das Gespräch. »Die Früchte sind dieses Jahr besonders schön geworden. Es wäre eine Schande, wenn ich sie ganz alleine essen müsste. Es würde mich wirklich freuen, wenn Sie ein Stück nehmen. Gerade nach dieser schrecklichen Nachricht, die Sie mir überbringen mussten.« Noch immer war Traurigkeit in den Augen zu sehen und die beiden Männer konnten diese Bitte einfach nicht abschlagen. Während Bernecke einen großen Bissen von seinem Kuchenstück nahm,

blätterte er mit akrobatischem Geschick in seinem Notizbuch, um das Gespräch fortführen zu können. »Auch wenn ich Sie damit nur ungerne behellige, aber ich muss Sie fragen, wo Sie zum Tatzeitpunkt waren. Genauer gesagt am Sonntagabend zwischen 23 und 1 Uhr.« Hannah Knauf nickte ihm verständnisvoll zu. »Gewiss möchten Sie das, Herr Kommissar. Sie sagten Sonntagabend? Das ist ganz einfach. Sie erinnern sich, was ich über Traditionen sagte? So ist es auch am Sonntag der Fall. Da schaue ich immer meinen Sonntagskrimi. Schon seit Jahren, auch wenn die Fälle in meinen Augen immer abstruser werden. Aber so ist das, wenn man nur noch zum Rand der Zielgruppe gehört.« Sie lächelte. »Nachdem der Krimi zu Ende war, habe ich mir einen Tee mit Milch gemacht und bin dann nach oben gegangen. Das muss gegen 22 Uhr gewesen sein. Danach habe ich noch ein wenig in meinem Buch gelesen und bin dann eingeschlafen. Ich müsste lügen, um Ihnen die genaue Zeit sagen zu können, aber es muss zwischen 23.30 und 0 Uhr gewesen sein. Brauchen Sie es noch genauer, Herr Kommissar?« Sie blickte erst zu Sandler, dessen bester Freund heute das Notizbuch war, und dann zu Bernecke, der ihr nach wie vor seine ganze Aufmerksamkeit widmete.

»Frau Knauf, ich denke, wir haben erst einmal genug gehört. Falls wir weitere Fragen haben, melden wir uns bei Ihnen.« Sie nickte zustimmend. Bernecke wandte sich seinem Kollegen zu. »Sandler, falls dir keine weiteren Fragen einfallen, fahren wir jetzt los. Wir haben die Zeit und Nerven von Frau Knauf schon ausreichend beansprucht.«

8. Die Sprache des Blutes

Nach der Befragung von Hannah Knauf gab es auf dem Revier nicht mehr viel zu tun. Bernecke beauftragte Sandler, ein paar Akten zu ordnen und den obligatorischen Kaffee zu kochen, den er für seine Konzentration brauchte. Er selbst saß grübelnd am Schreibtisch und versuchte, aus den Einzelteilen ein großes Ganzes zu bilden. Aber es passte weder vorne noch hinten. Ihm fehlten die Beweise, um Boris Frederikson festnehmen zu können. Dieser hatte ein Motiv und die Möglichkeit. Lediglich das Alibi bot Angriffsfläche, aber keine ausreichend große. Die Fingerabdrücke auf dem Reinigungszettel stammten von Frau Hegelein. Wahrscheinlich waren die Fingerabdrücke des Tatverdächtigen auf dem fehlenden Teil. Zu ärgerlich, dachte Bernecke. Weitere verwertbare Spuren waren nicht aufgefunden worden. Keine Radspuren im Kies, kein Augenzeuge, nichts.

Es brachte ihn zur Weißglut. Der mögliche Täter wurde ihnen auf dem Silbertablett serviert, aber er hatte keine Handhabe ihn festzunehmen. »Sollte es vielleicht gar nicht Frederikson gewesen sein?«, murmelte er. Diesen Gedanken verjagte er aber sofort wieder aus seinem Kopf. »Abwarten, was die Blutanalyse sagt. Blut lügt nicht.« Er konnte heute nicht mehr viel ausrichten und beschloss, Feierabend zu machen. Nicht, ohne Sandler vorher noch einen Kaffee zu stibitzen.

Am nächsten Morgen war er wie so oft einer der ersten im Büro. Schweiß tropfte ihm von der Stirn. Die Hitze wollte einfach nicht nachlassen. Er setzte Kaffee auf und ordnete die Fakten, die er später bei der Besprechung vortragen wollte. Er war nervös. Frederikson würde nur noch diese Woche in der Stadt sein. Wenn die Blutanalyse keine Hinweise lieferte, würde er ihn ziehen lassen müssen. »Aber was sollte die Analyse zeigen?«, dachte er laut und Sandler, der gerade zur Tür hereinkam, griff seine Überlegung auf, wenn auch zögerlich. »Vielleicht ist ein Betäubungsmittel nachweisbar. Oder ein zu hoher Alkoholwert und es war doch ein Unfall?« Er stockte leicht. »Obwohl. Das würde sich widersprechen mit den heftigen Blutergüssen. Und wenn es ein Unfall gewesen wäre, hätte sich der Täter melden können. Außer, er hätte nicht genug Mumm.« Sandler stellte seine Überlegungen ein. »Es ist zum Verrücktwerden.« Bernecke schaute nachdenklich aus dem Bürofenster. »Wir sind der Hauptspur nachgegangen. Ein möglicher Täter wird uns präsentiert. Und anstatt die Praline auspacken und essen zu dürfen, müssen wir sie in der Schachtel auf der Fensterbank liegen lassen. Da läuft sie an und wird weiß. Ich hasse es, wenn meine Schokolade weiß wird.« Sandler ging hinüber in die Teestube und kam mit zwei vollen Kaffeetassen zurück. Eine stellte er Bernecke auf den Tisch, der ihm mit einem Nicken dankte. Dann ging er zu seinem Schreibtisch und fing an, die Fakten durchzugehen.

Eine Stunde nach Sinders Eintreffen, die Uhr zeigte kurz nach neun, hatten sich alle zuständigen Beamten in dem kleinen Raum versammelt, um neue Instruktionen für den Tag zu erhalten. Die Größe des Raumes war bei den hohen Temperaturen denkbar ungünstig, die Hitze stand regelrecht in dem Zimmer. Ein Grund mehr für Bernecke, die Fakten so schnell wie möglich darzulegen. »Es gibt bisher nur Indizien und das Hauptaugenmerk der Ermittlungen muss von nun an auf aussagekräftige Beweise gelegt werden. Nur so können wir jemanden hinter Gitter bringen und den Fall abschließen. Von unseren Hauptverdächtigen bekommt Boris Frederikson

unsere größte Aufmerksamkeit. Sein Alibi ist nicht wasserdicht. Es fehlen uns aber Zeugen, um nachweisen zu können, dass er sich am Sonntag an der Kiesgrube aufgehalten hat. Er besitzt als Einziger die Größe und Masse des Angreifers. Was aber das Wichtigste ist, er hat das Motiv schlechthin für einen Mord an Wilfried Kiehse. Sein kleiner Bruder kam damals in der Kiesgrube um. Seine Familie zog daraufhin weg. Und genau zu dem Zeitpunkt, als Kiehse umgebracht wird, befindet er sich in der Stadt. Das wäre ein großer Zufall, dennoch fehlt uns der entscheidende Beweis, dass er am Tatort war. Seine Fingerabdrücke konnten nicht auf dem Wäschereizettel nachgewiesen werden. Nur die von Frau Hegelein. Kein Wunder, wie wir wissen. Wir müssen daher etwas übersehen haben. Unsere Aufgabe ist es nun, das letzte entscheidende Puzzleteil zu finden.« Mit diesen Worten und der Anordnung einer erneuten Tatortuntersuchung beendete Bernecke seine Ausführungen.

Gerade als er mit Sandler den Konferenzraum verließ, kam ihm der Pathologe entgegen. Sein Schritt war schnell, in der linken Hand wedelte er heftig mit einem Blatt Papier. »Sie werden nie erraten, was die Blutuntersuchung ergeben hat«, begrüßte er die beiden Männer aufgeregt. Sandler schaute ihn erwartungsvoll an, Bernecke blieb gelassen. »Schießen Sie los, Kollege.« Das ließ sich der Pathologe nicht zweimal sagen. »Die Untersuchung ergab einen besonders hohen Gehalt an Zyanid im Blut. Dieser wird hervorgerufen durch Cyanwasserstoff, besser bekannt als Blausäure. Das ist eher ungewöhnlich, denn oft wird Zyankali, das Salz der Blausäure, für absichtliche Vergiftungen benutzt. Früher haben die alten Ägypter Verbrecher mit Pfirsichkernen hingerichtet. Bei einer Vergiftung mit Blausäure färbt sich die Haut hellrot. Es sei denn, es handelt sich um eine sehr hohe Konzentration, dann bleiben diese Verfärbungen aus. Die Vergiftung ist dann mit dem bloßen Blick nicht erkennbar. Blausäure kann chemisch gewonnen werden, kommt aber auch in natürlichen Substanzen vor. Manche Menschen haben deshalb Angst vor Kernen im Steinobst und werden ganz panisch, wenn sie mal einen verschlucken. Total unsinnig, denn die Dosis macht das Gift. Aber Sie wissen ja wie Menschen sind, wenn sie nur Halbwissen haben.« Mit einem Zwinkern beendete der Mediziner zufrieden seine Ausführungen. Bernecke der schweigend zugehört hatte, wandte sich Sandler zu. »Es gab in Amerika einen Auftragskiller, Richard Kuklinksi, der bevorzugt mit Zyankali gearbeitet hat, wenn man es denn Arbeit nennen kann. Seine Morde waren leise und effektiv. Der Tod sah meist nach einem Herzinfarkt aus. Kaum jemand ordnete in

dieser Zeit eine toxikologische Untersuchung des Blutes an. Wenn nun die Blausäure der Grund für den Tod von Wilfried Kiehnel ist und nicht die Tritte und der Schlag auf den Hinterkopf ... Das wirft ein ganz neues Licht auf die Ermittlungen. Sandler hol' doch bitte neuen Kaffee, gerne auch so einen Matte Lachiatto.« Der Kommissar lachte zufrieden angesichts der neuen Ergebnisse.

9. Der Kern der Dinge

Die Reifen kamen auf dem flackernden Asphalt zum Stehen. Es war noch immer heiß, doch Wolken kündigten ein abkühlendes Gewitter an. Bernecke hatte dafür jedoch keine Augen. Während der Fahrt hatte er Sandler seine Vermutungen erklärt. Sein Blick haftete auf den großen Bäumen im hinteren Gartenstück. Er ging voran, den schmalen Kiesweg entlang, gerade zu auf die hübsche, weiße Eingangstür aus Massivholz. Er schellte an der Tür.

Schritte im Flur. Kurz darauf öffnete Hannah Knauf ihnen die Tür. Ihr warmes Lächeln erhellte den Raum. Bernecke konnte es jedoch nicht erwärmen. Er kam gleich auf den Punkt »Frau Knauf, wir müssen Ihnen ein paar weitere Fragen zum Mord an Herrn Kiehnel stellen. Hätten Sie etwas dagegen, wenn wir hereinkommen?« Sein Tonfall war harsch und die Frage selbst mehr Aufforderung als Bitte. Hannah Knaufs Lächeln ebte ab, verschwand aber nicht gänzlich. »Natürlich meine Herren. Kommen Sie herein.« Sie öffnete die Tür, damit die Männer eintreten konnten. Bernecke ging voran. Sandler folgte ihm schweigend. Hannah Knauf drehte sich zu ihnen um, »Sie wissen ja, wo das Wohnzimmer ist. Bitte nehmen Sie Platz. Ich muss kurz in die Küche. Sie wissen ja, Pflirsichzeit.« Ihr charmantes Lächeln war zurückgekehrt und sie verschwand in der Küche.

Bernecke und Sandler gingen ins Wohnzimmer, was ihnen nur recht war. Im Zimmer war es kühler als gestern. Auch hier ließ sich das Gewitter schon erahnen. Draußen verdunkelte sich der Himmel, wurde verschluckt von aschgrauen Wolken. Sandler und Bernecke setzten sich diesmal nicht sofort auf das Sofa. Sie gingen beide zur Anrichte und betrachteten die Bilder, die Hannah Knauf gestern in den Händen hielt. Bernecke betrachtete das Familienfoto. Es zeigte Hannah Knauf mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn. Etwas daran machte ihn stutzig. »Jungspund.« Er wandte sich an Sandler. »Fällt dir an diesem Bild etwas auf? Vor allem im Vergleich zu dem anderen Foto, auf dem Kiehnel und Knauf vor ihrem Betrieb zu sehen sind?« Er reichte das Foto Sandler, der es gründlich studierte. Bernecke sah,

wie es in ihm arbeitete. Mit einem Mal schien es Sandler zu dämmern. Mit einem ungläubigen Blick sah er Bernecke an. »Sie meinen doch nicht etwa, dass ...« »Kann ich Ihnen behilflich sein?« Hannah Knauf unterbrach ihre Konversation. Mit Pffirsichkuchen und Kaffee stand sie in der Tür und schaute die Beamten fragend an. Nach einem kurzen zustimmenden Blick von Bernecke, stellte Sandler die Fotos auf die Anrichte zurück. Er ging hinüber zu Frau Knauf, nahm ihr den Kuchen ab und stellte ihn auf den Tisch. Während sie zurück in die Küche ging, um Teller und Besteck zu holen, nahmen die Männer ihre Plätze ein, auf denen sie schon gestern gesessen hatten. Die alte Dame setzte sich ihnen gegenüber.

»Frau Knauf, wir haben neue Informationen im Fall Wilfried Kiesel, die uns dazu bringen, Ihnen erneut Fragen stellen zu müssen.« Mit diesen Worten läutete Bernecke die zweite Fragerunde ein. Ihre Antwort war kurz und knapp, aber freundlich. »Ich werde so gut es geht antworten.« Die Aura einer netten alten Frau umgab sie, auch in diesem Augenblick. Bernecke warf einen Blick auf seine Notizen. »Frau Knauf«, begann er, »wie war noch einmal genau ihr Verhältnis zum Opfer?« Hannah Knauf sah ihn verwundert an. »Das habe ich Ihnen doch gestern schon erzählt. Wir waren vor Jahren sehr gute Freunde. Nach dem Tod meines Mannes ist der Kontakt immer weniger geworden und dann ganz abgebrochen. In den letzten Jahren, nach dem Verkauf meiner Anteile, gab es keinerlei Kontakt.« Sie griff nach ihrer Tasse und nahm einen Schluck Kaffee. Bernecke griff nach seinem Kuchenteller und betrachtete sein Stück Pffirsichkuchen, das einen süßlichen Duft verströmte. »Wie viele Pffirsiche braucht man wohl für solch einen delikaten Kuchen?«, überlegte er laut. »Wie bitte?« Hannah Knauf sah ihn überrascht an. »Wie viele Pffirsiche man für einen Kuchen braucht.« Wiederholte er seine Frage. Hannah Knauf stellte ihre Tasse auf den Unterteller, den sie in der linken Hand hielt und schaute Kommissar Bernecke direkt an. Sandler machte Notizen. »Für solch einen Kuchen? Ich zähle nie ab, aber es sind zwischen 15 und 20 Pffirsiche. Je nach Größe. Möchten Sie das Rezept haben?« Ein warmherziges Lächeln strahlte Bernecke entgegen, während Frau Knauf die Tasse erneut ansetzte, um einen Schluck zu nehmen.

»Ich muss dankend ablehnen.« Bernecke sah sie unverwandt an. »Wussten Sie, dass man aus Pffirsichkernen Blausäure gewinnen kann? Rund sechzig bis siebzig Kerne benötigt man, um einen erwachsenen Mann damit zu töten.« »Das ist sehr interessant, Herr Kommissar, aber warum erzählen Sie mir das?« Mit der Tasse in der Hand schau-

te sie ihn fragend an. Bernecke erzählte in einem ruhigen Ton weiter »Wilfried Kiehnel wurde mit Blausäure vergiftet.« Hannah Knauf setzte bei diesen Worten ihre Tasse auf den Unterteller zurück. Ein Teil des Kaffees schwappte über den Tassenrand. Auch Sandler hatte dieses Missgeschick bemerkt, unterbrach seine Notizen und blickte auf. Die alte Dame richtete sich kerzengerade in ihrem Sessel auf. »Blausäure ist auch ein Roman von Agatha Christie, aber was wollen Sie damit andeuten, Herr Kommissar?« Sie schaute Bernecke an, dessen ernste Miene auf ihr haftete. »Ich will damit gar nichts andeuten, Frau Knauf. Es ist ein Fakt, dass Wilfried Kiehnel mit Blausäure umgebracht wurde. Die äußerliche Gewalteinwirkung allein wäre nicht tödlich gewesen, außer dem Aufschlag mit dem Hinterkopf auf der Schiene. Im schlimmsten Falle hätte dies Totschlag bedeutet. Eine Vergiftung allerdings nennt man Mord. Das heißt, dem oder den Tätern droht lebenslange Haft. Man hätte es lieber bei Schlägen und Tritten belassen sollen.« Hannah Knauf rührte mit dem Teelöffel in ihrem Kaffee und dachte kurz nach. »Ich verstehe immer noch nicht, was Sie mir damit sagen wollen. Ich bin weder Apothekerin oder Chemikerin, noch körperlich in der Lage, Wilfried etwas anzutun.« Sie schaute nicht auf, sondern schenkte ihre Aufmerksamkeit einzig der Tasse. Bernecke, der ihr gegenüber saß, beugte sich nach vorne und fragte sie eindringlich und bestimmt: »Gibt es etwas, was Sie uns erzählen möchten, Frau Knauf?« Er sah, wie es langsam in ihr zu arbeiten begann. Eine Welle an Emotionen, die sich allmählich aufbaute und schließlich unaufhaltsam überschwappte.

»Ich hatte sehr viel Geduld«, flüsterte sie schließlich mit bitterem Unterton, den Blick niedergeschlagen. »Sehr viel. Ich habe mir alles gefallen lassen, wirklich alles.« Bernecke sah flüchtig zu Sandler, der emsig Notizen machte und die ältere Dame nicht aus den Augen ließ. Bernecke stand auf und ging hinüber zur Anrichte. Er nahm das Foto der Familie Knauf in die Hand. »Der kleine Junge auf dem Foto, das ist ihr Sohn, nicht wahr?«, fragte er die alte Dame. »Ja. Das ist mein Paul.« »Wo lebt Ihr Sohn derzeit, Frau Knauf?« Sie sah traurig auf. »Warum wollen Sie das wissen? Er lebt nicht mehr bei mir. Schon seit Jahren nicht. Er ist in die große weite Welt gezogen. Hier war es ihm zu beklemmend.« Ihre sonst so freundliche, warmherzige Stimme wurde kalt. Bernecke zeigte mit dem Finger auf das Gesicht des kleinen Pauls. »Kinder sehen ihren Eltern oft sehr ähnlich. Meine Nichte ist meiner Schwester wie aus dem Gesicht geschnitten«, erklärte Bernecke lächelnd. »Ihr Sohn, Frau Knauf, sieht weder Ihnen noch ihrem Mann sehr ähnlich. Allerdings

sieht er aus wie eine Miniaturausgabe von Wilfried Kiehse. Ich frage mich, wie kann das sein?« Sofort traten Tränen in ihre Augen und sie schnappte wütend nach Luft. »Woher soll ich das wissen, eine Laune der Natur vielleicht?« Sie zuckte mit den Achseln, versuchte, betont gleichgültig zu wirken. »Warum sagen Sie uns nicht einfach die Wahrheit?«, Bernecke versuchte zwischen gutmütiger Nachfrage und nachdrücklichem Ausfragen zu balancieren. »Er ist nicht der Sohn von Ihrem verstorbenen Mann Manfred, sondern der von Wilfried Kiehse, nicht wahr?« Tränen rannen über ihre rauen Wangen und tropften von ihrem Kinn auf die weiße Bluse. »Es war zuerst ein neckisches Spiel. Wir drei waren die besten Freunde. Willy und ich standen uns sehr nah. Als Manfred für ein Wochenende auf einer Tagung war, kamen wir uns allerdings zu nah. Ich wurde schwanger und brach den Kontakt daraufhin ab, ohne Willy die Wahrheit zu sagen. Er dachte, es sei nur wegen dieser einen Nacht. Er hatte keine Ahnung. Ich habe es Manfred nie erzählt, aber ich bin mir sicher, dass er es immer wusste.« Sie wischte sich mit einer Serviette über die Augen. »Die Stimmung zwischen uns war nicht mehr die Gleiche. Die Männer stritten unentwegt wegen Kleinigkeiten. Die Leute tuschelten schon.« Sie schaute auf und blickte hinaus. Sie schluchzte leise. »Manni begann vermehrt zu trinken und war öfter als zuvor in Kneipen. In der Nacht, in der er von dem Auto überfahren wurde, rief er mich an. Er war so zornig und traurig, das konnte ich hören. Er sagte mir, er wüsste alles. Und dass er mich liebt, aber nicht weiß, ob er mit solch einer Frau zusammen sein könnte. Ich hätte ihn sehr verletzt. Wir müssten darüber reden, ob unsere Ehe noch von Bedeutung sei.« Ein kühler Luftzug blies durch die offenen Fenster. »Wir kamen nie dazu es zu klären, denn auf dem Weg nach Hause ... Ich wünschte ich hätte es ihm vorher erzählt, vielleicht wäre er dann noch am Leben ...« Ihre Worte wurden kraftloser. Bernecke sah ihr fest in die Augen. »Was ist mit Wilfried Kiehse?«, hakte er nach. Die Traurigkeit wich aus ihren Augen und ein Anflug von Zorn zeigte sich. Ein dumpfes Grollen drang von draußen herein.

»Ich habe Willy aufgesucht und immer wieder um ein klärendes Gespräch gebeten, doch er ließ nicht mit sich reden. Er beschränkte die Kommunikation auf das Notwendigste. Alles, was nicht mit der Firma zu tun hatte, davon wollte er nichts wissen. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und verkaufte meine Anteile.« Sie kniff die Lippen zusammen. »Und ihr Sohn?«, fragte Bernecke nach. Sie lachte bitter. »Unser Sohn, das hat mir Willy nie geglaubt. Er hat behauptet, ich würde ihm ein Kuckucksei unterschieben, um mehr Geld von der

Firma zu erbeuten. Ich bat ihn nur um etwas Geld für den Jungen, damit ich ihm eine gute Ausbildung ermöglichen konnte. Heutzutage geht es doch nicht mehr ohne einen guten Abschluss. Doch der reiche Willy hatte nicht die Möglichkeit, mir zu helfen. Das sagte er mir zumindest. In Wirklichkeit wollte er mir nicht helfen.« Bernecke hatte sich Notizen gemacht und sah von seinem schwarzen Büchlein auf. »Und dann haben Sie es nicht mehr ausgehalten«, schlussfolgerte er. Sie nickte. »Ich habe diese Demütigung lange genug ertragen. Ich habe ihn damals mit unserem gemeinsamen Kind aufgesucht, damit Willy die Ähnlichkeit erkennt. Sie haben die gleichen Augen«, sagte sie wehmütig. »Dieses wunderschöne Grünbraun.« Sandler betrachtete das Foto, das die alte Frau von der Anrichte genommen hatte. Es hatte versteckt hinter den anderen gestanden. Es zeigte einen jungen Mann, kräftig und groß. »Ist das Ihr Sohn?« Die alte Dame nickte ihm zu. »Er sieht Wilfried Kiehsele sehr ähnlich, man könnte fast denken, es wäre das Bild unseres Opfers von vor über vierzig Jahren.« »Ich weiß«, erwiderte sie schwach lächelnd. Mütterlicher Stolz war herauszuhören.

Bernecke hatte die Szene beobachtet und den passenden Moment abgewartet, um die Befragung fortzuführen. »Was geschah wirklich an dem besagten Abend, Frau Knauf?« Bernecke rutschte vor auf die Sofakante. »Sie wissen es doch eh schon.« Ihre Antwort war überraschend harsch. Ihr Blick fest. »Ich habe ihn vergiftet. Lange genug habe ich auf diesen Moment gewartet, es geplant, alles recherchiert und ...«, sie brach ab, schluchzte und schlug die Hände vor das Gesicht. »Er wollte es nicht, wirklich. Es ist alles meine Schuld. Allein meine Schuld.« Bernecke wusste, wovon sie sprach. »Sie sind mit ihrem Sohn an jenem Abend zu Kiehsele gefahren, nicht wahr? Sie wollten mit ihm reden, doch er ließ wieder nicht mit sich verhandeln, war es nicht so?« Sie schaute ihn überrascht an. »Ja«, antwortete sie, »Paul war über das Wochenende hier. Er ist letzte Woche dreißig geworden. Er wollte seinen leiblichen Vater sehen. Ich wusste, dass am Sonntag nur Willy und seine Sekretärin im Haus sind. Mit Mühe hatte ich ihn davon überzeugen können, seinen Sohn zu sehen. Er hatte doch Geburtstag.« Ihr Gesicht verfinsterte sich. »Paul wollte nur mit seinem Vater reden. Er zog extra den Anzug meines Mannes an. Willy hätte lieber seine Ruhe gehabt. Ich kenne ihn. Dennoch, und das muss ich ihm anrechnen, hat er es sich kaum anmerken lassen. Er schlug vor, draußen spazieren zu gehen. Wahrscheinlich hatte er Angst, wir würden ihn bestehlen.« Ein spöttisches Lachen. Wir sind draußen an den Schienen lang

gelaufen. Ich habe versucht, ein Gespräch zwischen beiden in Gang zu bringen, aber es funktionierte nicht. Sie sind beide sehr stolz und können kaum auf andere zugehen. Wie der Vater, so der Sohn.« Sie lächelte wehmütig. Bernecke schrieb jedes Detail auf. »Frau Knauf, wie ging es weiter?« »Ich weiß nicht mehr warum, aber Willy dachte, wir sind nur gekommen, um Geld zu sehen. Das war so typisch für ihn. Dann hatten wir eine Meinungsverschiedenheit und ich stolperte. Paul dachte, dass Willy mich gestoßen hätte und ging auf ihn los. Ich bin sofort dazwischen gegangen. Ich habe Willy meine Wasserflasche gereicht, damit er sich abkühlen konnte. Was er nicht wusste, ist, dass ich vorher die Blausäure hineingemischt hatte.« Sie lächelte zufrieden. »Er trank viel Wasser, um sich abzukühlen. Die ganze Flasche. Er rang nach Luft, fing an zu husten und zu spucken und sah mich entsetzt an. Es lief viel ruhiger ab, als ich erwartet hatte. Er taumelte und fiel zu Boden. Er blieb einfach liegen. Das Gift wirkte schnell.«

Bernecke hatte gehört, was er hören musste. Er wendete die Augen von Hannah Knauf ab und klappte sein Notizbuch zu. »Ich glaube, wir können jetzt die Kollegen benachrichtigen«, murmelte er Sandler zu. Dieser erhob sich, warf Hannah Knauf einen Blick zu und trat in den Flur.

»Was geschieht jetzt mit meinem Kind?« Die Besorgnis einer Mutter. »Was mit ihm geschieht, darüber muss der Staatsanwalt entscheiden. Kiehse ist an der Blausäure gestorben und nicht an den Schlägen ihres Sohnes. Dennoch ist er Mittäter.« Sie sah erschöpft, aber zufrieden und beruhigt aus. Beinahe glücklich. »Eine Frage nur noch«, die alten Augen schauten ihn direkt an. »Ich würde gern noch ein Stück von meinem Kuchen essen. Es wäre schade um die Früchte. Sie waren dieses Jahr so vorzüglich.« Er wusste, dass es für lange Zeit ihr letzter Bissen sein würde.« Er nickte und gewährte ihr ein letztes Stück Pfirsichkuchen.

Epilog

Der Polizeiwagen fuhr vor dem kleinen Haus los. In ihm Hannah Knauf. Sie drehte sich auf der Rückbank um und lächelte Bernecke zu, der neben seinem jungen Kollegen auf dem Gehweg zurückgeblieben war. Der Wagen raste davon. »Irgendwie tut sie mir leid«, begann Sandler, der die Arme vor der Brust gekreuzt hielt. »Sie war verzweifelt und wusste sich anscheinend nicht anders zu helfen.« »Das entschuldigt noch lange keinen Mord«, sagte Bernecke, der die Hände in die Hosentaschen gegraben hatte und in den wolkenbehangenen Himmel blickte. Weiter weg, über den hohen Bäumen, erhellte ein Blitz die dunklen Wolken. Ihm folgte ein Donner, der in ihre Richtung rollte. »Ist das angenehm«, seufzte der alte Kommissar und schloss die Augen. Die ersten Tropfen schlugen auf die Straße auf. »Ja«, stimmte Sandler zu. »Na komm, Kollege.« Bernecke klopfte ihm kumpelhaft auf den Rücken. »Lass uns irgendwo einen Kaffee trinken, ehe der Regen uns erwischt.« »Gute Idee«, lächelte Sandler, »nach Kaffee ist mir jetzt auch.« Sie stiegen ins Auto. Kaum eine Sekunde später brach der heftige Schauer los, der den Dreck der vergangenen Tage von der Straße spülte.

Simone Weilandt
DER WUNDERBAUM

1.

Und genau in diesem Moment wollte ich ihn umbringen.

2.

Dienstag, 7. August

Ben kratzte mit dem rechten Zeigefinger einen Mückenstich an seinem Unterschenkel auf. In der linken Hand hielt er sein Telefon. Sein Blick fiel auf den makellosen Rasen vor dem Haus. Der Vorgarten sah aus wie von Monet gemalt. Der Rasen war an den Seiten von gleichmäßig angeordneten Büschen und blühenden Sträuchern umgeben. Neben dem Hohen Fingerkraut blühte leuchtend rot ein Rizinusstrauch, zwischen üppigen Lavendelsträuchern stand Japanischer Ahorn.

Er gratulierte sich innerlich selbst zu der guten Entscheidung, Frida noch für ein weiteres Jahr eingestellt zu haben. Sie konnte gärtnern, kochen und putzen. Und sie nannte ihn Sir, als wäre er ein Gott.

Ben wurde aus seinen Gedanken gerissen, als er einen brennenden Schmerz an seinem Bein spürte. Der Mückenstich hatte zu bluten begonnen. Verdammte Scheiße! Das tat weh. Und warum rief sie denn verdammt nochmal nicht zurück? Es musste ihr doch klar sein, dass er sich Sorgen machte! Oder war sie noch sauer auf ihn?

Er lief am Rande des Rasens auf und ab, starrte auf sein Handy. Nichts. Der Rasen wirkte plötzlich ungleichmäßig gemäht, die Sträucher überwachsen. Die Sonne ging unter und tauchte alles in ein schmutziges Licht. Whisky!

Er riss die Hausbar auf, obwohl er genau wusste, dass er darin keinen Whisky finden würde. Ben starrte auf eine Reihe von Flaschen. Gin. Nichts als Gin. Bombay Sapphire, London Dry Gin und diesen Grapefruit & Kokosnuss Gin, den Carly vor kurzem gekauft hatte. »Frida!«

Das Au-pair-Mädchen, das jetzt auch zugleich Haushälterin und Gärtnerin war, erschien im Wohnzimmer; sichtlich erschrocken.

»Ja, Sir?« »Scotch. Wo ist der Scotch?« »Sofort, Sir.« Ben hatte Frida angeordnet, regelmäßig neue Verstecke für den Scotch zu fin-

den, da seine Frau Carly ständig nörgelte, dass er zu viel trank. Das wusste er aber bereits selbst und daher machte er sich einen Spaß daraus, Frida mit dem Versteckspiel zu beauftragen. Frida schien auch ein wenig Schadenfreude daran zu finden und es war wie ein kleines, dreckiges Geheimnis zwischen den beiden. Frida war ein Goldgriff: Sie war fleißig und widersprach nicht. Heute trug sie eine tief ausgeschnittene und fast durchsichtige Bluse. Sieht aus wie eine feine Nutte. So eine, die nur hochstehende Persönlichkeiten wie Fußballspieler und Prominente verwöhnt.

3.

Auf ihrer Hochzeit haben meine Eltern ihren ersten Tanz zu *Stumblin' In* getanzt. Dieses Lied wünsche ich mir auf unserer Hochzeit. Natürlich haben wir das noch nie beredet, aber Männer überlassen solche Entscheidungen ja sowieso immer den Frauen. Meine Eltern sind seit 32 Jahren verheiratet und wenn ich ihr Hochzeitslied auch auf meiner Hochzeit spiele, wird das eine kleine Überraschung für sie. Ich kann es mir schon so richtig bildlich vorstellen: die kleine Kirche in Woodbridge, unsere engsten Freunde und Familie; und wir beide. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, als wir uns zum ersten Mal begegneten. Er hatte mich zu sich nach Hause eingeladen, um den Vertrag zu besprechen. Ich war genervt, weil ich ewig auf der Autobahn gestanden hatte und ich hasse es zu spät zu kommen. Aber all mein Stress sollte sich als unbegründet erweisen. Er war so charmant und ich fand ihn schon damals attraktiv, aber die Umstände erschienen mir nicht ideal, um eine Beziehung anzufangen. Er trug an diesem Donnerstag einen hellgrauen Hugo Boss-Anzug. Heute weiß ich, dass dies sein Lieblingsanzug ist; er hatte ihn auf einer Geschäftsreise in den Staaten gekauft.

Es war im Juni – das Wetter wie immer durchwachsen – und obwohl ich fast eine halbe Stunde zu spät war, begrüßte er mich mit einem Lächeln, das selbst das englische Wetter aufheitern ließ.

4.

Dienstag, 7. August

Das Queen Mary's Hospital for Children gehörte zum St. Helier's Krankenhaus in der Grafschaft Surrey. Die Kinderstation war im 5. Stock und das Zimmer, in dem Carly lag, hatte ein Fenster zum Park. Draußen stolperte ein kleines Mädchen mit einem Gipsbein

neben ihren Großeltern her. Der Opa hielt einen Ballon von McDonalds in der Hand. Weiter hinten schob ein Mann einen kleinen Jungen im Rollstuhl zwischen den großen alten Bäumen hindurch. Carly dachte an ihre eigene Kindheit zurück.

Sie war in der Nähe Berlins auf die Welt gekommen und sie hatte ihren deutschen Pass nie abgegeben. Carlys Mutter stammte aus der Berliner Umgebung, der Vater war Engländer. Er war als Soldat in Gütersloh stationiert, als er Carlys Mutter kennen lernte. Und er war ganz vernarrt in seine kleine Tochter gewesen. Als Carly drei war, zog die Familie zurück in die Heimatstadt des Vaters an der Südküste Englands. Diese Erinnerungen spielten sich jetzt vor Carlys innerem Auge ab: die Ausflüge auf den Brighton Pier und die Fish & Chips-Portionen, die ihr damals riesig erschienen, die Fahrten zum Drusilla's Zoo und die vielen lustigen Affen, die Carly am meisten liebte. Ihr Vater war ständig mit ihr unterwegs gewesen. Leider hatte Edgar James Fraser nie das Vergnügen gehabt, seine Enkeltochter im Arm zu halten. In diesem Moment vermisste Carly ihren Vater.

5.

Auf dem Gang liefen Krankenschwestern geschäftig hin und her; es erschien Carly, als gäbe es eine Evakuierung. Aber niemand rief sie auf, das Krankenhaus zu verlassen. Niemand schenkte ihr auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Carly wurde übel.

Der Krankenhausgeruch, das Weinen der Kinder, das Ungewisse. Kristina war vor zwei Stunden direkt in die Notaufnahme eingewiesen worden. Sie hatte Bauchkrämpfe, sie hatte sich mehrmals erbrochen. Ständig liefen Tränen über ihr kleines weiß-grünliches Gesicht, in das die Angst geschrieben war. Der behandelnde Arzt hatte Carly ausgefragt: Welche Symptome wies Kristina auf? Seit wann? Gab es Vorerkrankungen? Waren andere Personen in Kristinas Umfeld von denselben Symptomen betroffen? Carly wünschte sich Ben an ihrer Seite, als der Arzt dann auch noch die Familiengeschichte wissen wollte – Krebs, Nervenkrankheiten. Sie fühlte sich wie eine Verdächtige in einem Kriminalfall, als der Arzt nach den Lebensumständen fragte: »Wer ist tagsüber bei Kristina?« »Wer gibt ihr zu essen und zu trinken?« »Verweigert Kristina oft die Nahrungsaufnahme?« Nachdem das Verhör beendet war, begann der Arzt, Kristinas Herz abzuhören. Als er anfang, den Bauch abzutasten, krümmte sie sich vor Schmerz. Carly konnte es kaum mit ansehen.

Als er dann auch noch anfang, ein Licht in Kristinas Augen zu halten, hätte Carly ihre Tochter am liebsten in den Arm genommen und wäre fortgerannt. Aber natürlich wusste sie, dass das überhaupt nichts bringen würde. »Es bestehen keine Auffälligkeiten, außer der Bauchkrämpfe«, hatte der Arzt verkündet, als erkläre er eine Zimmerpflanze für vertrocknet. »Gastroenteritis.« Er nickte der Schwester zu und bat sie, regelmässig Blutdruck, Puls und Temperatur zu messen. Außerdem ordnete er einen Ultraschall an, bevor er das Zimmer verließ. »Gastroenteritis.« Carly hatte keine Vorstellung, was das war. In Biologie war sie nie eine Leuchte gewesen.

»Keine Sorge, Mrs. Hathaway«, hatte die stämmige Krankenschwester mit dem bekleckerten Kittel gesagt. »Kinder stecken sich ständig alles in den Mund. Das ist ganz normal. Das sehen wir hier jeden Tag.« Dann hatte sie gelächelt und war samt ihren Kittelflecken verschwunden. Kinder stecken sich ständig alles in den Mund? Was heißt das denn? Gastroenteritis ...

6.

Nach dem Scotch wurde Ben schwindlig. Er hatte zu viel Rotwein mit Josh getrunken und Scotch war wohl nicht die beste Idee gewesen. Besonders, da es erst kurz nach 15 Uhr war und sie seit Mittag getrunken hatten. Ben kannte Josh seit dem Studium. Beide waren schon als 18-Jährige bei den Mädchen schwer beliebt. Ein Traumpaar wie Terence Hill und Bud Spencer, Batman und Robin, Winnetou und Old Shatterhand. Wann immer die beiden in den Nachtclubs in London auftauchten, fehlte es ihnen nie an Aufmerksamkeit. Kurz nach dem Abitur hatten sie beschlossen, ihre eigene Firma zu gründen, da keiner von beiden wusste, was sie sonst mit ihrem Leben anfangen sollten. Rugby spielen war, laut Bens Mutter, kein »vernünftiger Beruf«. Ben und Josh waren talentierte Web Designer und so gründeten sie 2001 DreamTeam WebDesigns. Zunächst entwickelten sie einfache Intranets, später kamen Aufträge von Anwaltskanzleien und Arztpraxen. Der große Durchbruch für DreamTeam WebDesigns war 2007 der Vertrag mit der Sussex & Surrey Cooperative Bank. Nachdem dieser Scheck auf ihrem Konto gelandet war, hatte Josh drei Monate Urlaub genommen und die Malediven, Seychellen und Karibik bereist. Ben hatte angefangen, ein Kinderzimmer einzurichten. Carly war im fünften Monat schwanger.

Heute Mittag hatten Ben und Josh sich gestritten. Ben hatte sich beschwert, weil Joshs Schwester Juliet etwas lästig geworden war.

Über die letzten vier oder fünf Monate hatte Juliet jede Woche mindestens fünf SMS an Ben geschickt, oder auf seine Mailbox gesprochen. Zunächst schien alles sehr freundschaftlich eingefädelt, aber nach und nach begann es, aufdringlich zu werden. Dann hatte Josh nach der dritten Flasche Rotwein angefangen, damit zu drohen, seine eigene Firma zu gründen. Ben hatte dies als betrunkenen Hohl­sinn abgetan und das hatte die Stimmung nicht gerade aufgebessert.

Jetzt dachte Ben an Juliet. Sie hatte ihm erst vor einer Stunde wieder eine belanglose Nachricht geschickt. »Wäre so geil, wenn Du hier sein könntest, wir kiffen auf dem Feld hinter der Kirche!«

Ihm war klar, dass diese Nachricht in einem Rausch aus Alkohol und Gras zustande gekommen war, besonders weil Juliet ganz genau wusste, dass Ben keine Joints rauchte.

Ben wusste allerdings auch, dass im Rausch Wahrheiten ans Tageslicht kamen, und diese Wahrheit hier war, dass Juliet ihm allmählich ein bisschen zu nahe kam. Das Whiskyglas war jetzt leer und Ben stolperte in die Küche. Diese sah katastrophal aus. Ben stellte das Glas neben das Weinregal. Sämtliche andere Oberflächen waren mit schmutzigen Tellern, Backblechen und Gläsern ver­stellt. Sowa­ hatte er noch nie in seinem Haus gesehen. War der Geschirrspüler kaputt? Das hätte Frida doch erwähnt?

Er spielte mit dem Gedanken, einen Löffel kalten Kartoffelauflauf zu essen, um den Alkohol aufzusaugen, aber eine Fliege verabschiedete sich gerade von dem erbärmlichen Haufen und das ganze Gericht nahm plötzlich einen grün-grauen Schimmer an.

Frida hatte es offensichtlich auch schwer getroffen, dass Kristina im Krankenhaus war. Die Kleine war von Anfang an in Frida vernarrt gewesen, was auch einer der Gründe war, warum er Frida gebeten hatte, zu bleiben. Kristina gehorchte niemandem so sehr wie dem Au-pair-Mädchen. Selbst wenn Ben versuchte, den strengen Papa zu spielen, grinste Kristina nur. Aber kaum kam Frida ins Zimmer und ordnete Nachtruhe oder Aufräumen an, tat Kristina sofort, was von ihr verlangt wurde. Und jetzt war seine kleine Tochter im Krankenhaus und Carly hatte immer noch nicht angerufen. Ein schreckliches Gefühl vermischte sich in Bens Magen mit Wein und Whisky.

7.

Wir haben uns von Anfang an jeden Tag gesehen und ich habe es sehr genossen, ihn mit jeder Minute näher kennenzulernen. Ich weiß, es ging ihm ganz genauso. Er hatte es mit kleinen Gesten jeden Tag

bestätigt, und das tut er heute immer noch. Zum Beispiel vergisst er nie, Oreos mit weißer Schokolade für mich zu kaufen. Männer sind ja bekannterweise nutzlos, wenn es darum geht, Frauen mit Kleinigkeiten eine Freude zu machen. Aber bei ihm ist das anders. An meinem letzten Geburtstag hatte er lange im Büro zu tun und als er dann endlich nach Hause kam, brachte er mir einen Strauß Blumen mit: gelbe Rosen, gelbe Friesen und gelbe Lilien. Die Blumen standen liebevoll in einer Vase angerichtet auf dem Küchentisch, als ich zum Abendessen kam. Er hatte meinen Geburtstag und meine Lieblingsfarbe also nicht vergessen. Carly dachte natürlich, der Blumenstrauß wäre für sie, aber wir beide wussten es besser. Für mich sind solche Sachen der beste Liebesbeweis. Vor kurzem habe ich angefangen, mein Gelübde für unseren Hochzeitstag zu schreiben.

Ich verspreche, Dich, und nur Dich zu lieben. Jeden Teil von Dir, jede Besonderheit an Dir. Ich verspreche, Dich zu akzeptieren, wie Du bist, trotz Deiner CD-Sammlung. Ich will den Rest meines Lebens mit Dir und unseren Kindern verbringen. Mit Dir will ich Abenteuer erleben, ich werde Dir folgen, ich werde Dich leiten. Ich will Dich begleiten durch unser gemeinsames Leben. Ich werde Dir nie eine Beule in Dein Auto fahren, ich werde Dich nie vernachlässigen, nie Deine Freunde oder Familie missachten. Ich werde Dein Fels in der Brandung sein, ich werde Dir Trost spenden. Ich werde Deine Lieblingsgerichte kochen und für Deine Mannschaft jubeln, auch wenn sie gegen meine Mannschaft spielt. Ich verspreche Dir, unser Leben wird eine einmalige Spritztour voller Glück, Musik und Spaß. Bis dass der Tod uns scheidet.

Dies ist mein zweiter Entwurf. Was ich bisher geschrieben habe, gefällt mir. Das ist so genau nach seinem Typ, er mag nichts Traditionelles, kein schnulziges Gerede. Und diese Worte sollen ja für uns beide bedeutsam sein.

8.

Josh stolperte aus dem Taxi, kurzzeitig überrascht, dass der Taxifahrer wusste, wo er wohnte. Er hatte sich innerlich in Rage geredet, der Alkohol war dabei sehr hilfreich gewesen. Josh war nicht streitsüchtig und er konnte sich nicht erinnern, wann er sich das letzte Mal mit Ben gestritten hatte. Josh sehnte sich nach den Uni-Tagen zurück, als er mit Ben Vorlesungen schwänzte und Rugby spielte. Seit dem Bank-Deal lief die Firma doch wie geschmiert. Warum Ben immer so viel Stress machte und nach neuen Deals suchte, war Josh

auch nach fünf Jahren immer noch unbegreiflich. Er hatte das auch heute Abend wieder einmal kundgetan – meine Fresse war dieser Rotwein lecker – und Ben hatte eine Lektion angefangen, wie sie Josh seit langem nicht mehr gehört hatte. Josh war dank des Rotweins überzeugt, dass Bens Verhalten und Geldgier mit Carly und der verzogenen Tochter Kristina zu tun hatten.

Josh konnte mit Carly noch nie wirklich reden. Sie war so eine dürre Verbiesterte, die sich nach einem strengen Speiseplan ernährte, Zimt-Tee trank (und ihren Gästen anbot), überall Heilöle und Duftstäbchen anbrannte und Sprüche des Dalai Lama an den ungeeignetsten Stellen zitierte. Aber selbst Ben schien diesem Hokus Pokus verfallen zu sein. Früher konnten die beiden stundenlang im Pub sitzen und sich mit Trinkspielen amüsieren oder Science Fiction-Geschichten erspinnen. Das taten sie seit Kristinas Ankunft nicht mehr. Josh war bei diesem Gedanken etwas wehmütig zumute. Er tat sich jetzt sehr leid. Dann kam der Zorn zurück. Ben hatte außerdem angefangen, sich über Juliet zu beschweren. Josh konnte nicht ganz verstehen, warum es ein Problem war, dass seine Schwester Ben hin und wieder eine SMS schickte. Immerhin kannte sie Ben seit vielen Jahren und die beiden hatten sich immer gut verstanden.

9.

Carly starrte an die Wand. Ein fettiger Kinderhandabdruck prangte über der Nachttischlampe. Kinder stecken sich immer alles in den Mund. Was sollte Kristina sich denn in den Mund gesteckt haben? Sie hatte doch geschlafen. Frida hatte beteuert, dass Kristina pünktlich um zwei im Bett war und Mittagsschlaf hielt. Wäre ich bloß nicht ausgegangen. Ben hatte mit Josh schon von Mittag an gesoffen und als Carly gegen vier nach Hause kam, hatte sie Xbox-Gedröhne gehört. Irgendwo lief auch noch eine CD und der momentane Song war »Tequila«. Sowas nannte Ben dann ein Geschäftsessen. Carly hatte ja auch nichts dagegen, Ben sollte seinen Spaß haben. Immerhin schuftete er täglich viele Stunden, um ihr und Kristina ein schönes Leben zu ermöglichen. Aber wenn ihre Tochter im Bett röchelte und sich erbrach, war es wohl unangebracht, dass Ben sich mit Josh besoff. Als sich Carly und Ben 2005 in Berlin getroffen hatten, schien er ein charmanter, witziger und intelligenter Rugbyspieler zu sein. Er hatte ein süßes Grinsen gehabt und war unrasiert gewesen; als wäre er eben aus dem Bett gestiegen. Carly war damals mit ihrer Cousine in der Zu-mir-oder-zu-dir-Bar gewesen. Nicht etwa, wegen der

Beschallung, sondern weil Katjas Freund in der Eberswalder Straße gewohnt und Katja dort mehr Zeit verbracht hatte als im Büro. Ben hatte an diesem Abend ausgewaschene Jeans, ein weißes Hemd und ein schwarzes Jacket getragen. Dazu eine Sonnenbrille, obwohl die Bar äußerst spärlich beleuchtet war. Er war auf die beiden zugestolpert und hatte versucht, einen deutschen Satz hervorzubringen. »Excuse me, Fräulein. Sie wollen schlafen mit ich, ja?« Obwohl Carly nicht auf dumme Anmachen stand, musste sie lachen und erklärte ihm dann in seiner Landessprache, dass es vielleicht besser wäre, wenn er erst seinen Rausch ausschliefe.

Carly wurde jetzt, in diesem Zimmer auf der Kinderstation im St. Helier's Hospital bewusst, wie sehr sie ihre deutschen Wurzeln vernachlässigt hatte. Kristina sprach kein Wort Deutsch, hatte nie einen Trickfilm mit dem kleinen Maulwurf oder *Die Sendung mit der Maus* gesehen. Sie wusste nicht, wer Bibi Blocksberg oder Benjamin Blümchen waren. Warum hatte sie nie Wert darauf gelegt, dass Kristina Deutsch lernte? Wenn ihre Tochter hier heute starb, hätte sie nie ein Wort in ihrer Muttersprache gesprochen.

10.

In seinem Traum lief Ben unaufhörlich den Strand auf und ab, aber er konnte Kristina nicht finden. Während er nutzlos am Strand rann, heulte und schrie, ertrank seine kleine Tochter. Die Sirene des Strandwächters ertönte. Ben erschrak. Er öffnete die Augen. Ihm war schwindlig, er hatte kurzzeitig die Orientierung verloren. Dann sah er den Wäscheschrank an der Schlafzimmerwand. Die Bettseite neben ihm war unberührt. Carly! Er suchte nach seinem Telefon. Dann hörte er es klingeln, dumpf, als käme das Klingeln aus weiter Ferne. Als er antworten wollte, stellte er fest, dass er das Telefonläuten geträumt hatte. Ben blickte auf sein Handy. »12 verpasste Anrufe«, stand auf dem Display. Es war 2 Uhr morgens und er war nicht sicher, ob Carly noch wach war, oder ob sie irgendwo ein Zimmer genommen hatte und schlief. Vielleicht hatte man ihr ein Bett im Krankenhaus zur Verfügung gestellt? Das wäre sicherlich kein gutes Zeichen. Plötzlich hörte er ein Geräusch in der Küche. Sein erster Gedanke waren Einbrecher, sein zweiter war Frida. Frida, das Mädchen für alles, kochte Kaffee.

»Was machst Du um diese Zeit hier in der Küche?« »Ich kann nicht schlafen, ich mache mir solche Sorgen.«

Die Arme war so übernächtigt, dass ihre Augen weit offen stan-

den, fast wie in einem Wahn. Ben nahm sie in die Arme und strich ihr sanft über den Rücken. Als er sie los ließ, hatte sie Tränen in den Augen und der Schrecken war aus ihrem Gesicht gewichen.

Sie tranken heißen Kaffee und schwiegen. Ben wollte wenigstens bis zum Sonnenaufgang warten, ehe er Carly anrief. Wenn er ehrlich war, wollte er die schlechten Nachrichten solange hinauszögern wie möglich.

»Vergiftung ... Kinder stecken immer alles in den Mund. Hat der Arzt gesagt.«

Carly klang müde und durcheinander. Ben konnte kaum verstehen, was sie unter Tränen hervor stammelte. »Was soll das heißen, Vergiftung?« Carly antwortete lediglich mit einem Schluchzen. Bens Gedanken überschlugen sich. Vergiftung? Als Carly gestern Nachmittag mit Kristina ins Krankenhaus gefahren war, hatte er gedacht, es wäre eine reine Vorsichtsmaßnahme. Kristina hatte seit ein paar Tagen eine Grippe, sie war fiebrig, hatte glasige Augen und schlief viel. Aber sie war immer anfällig für Erkältungen gewesen und er hatte nicht wirklich verstanden, warum Carly so panisch war. Wie und woran sollte sich Kristina denn vergiftet haben? Er versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. Er sah auf sein Hemd, auf dem noch von gestern ein Rotweinfleck zu sehen war. Trotz der Unmengen an Kaffee, die er mit Frida in den Morgenstunden getrunken hatte, war er gegen vier Uhr auf der Couch eingeschlafen. Jetzt schmerzte sein Kopf und die Übelkeit machte sich erneut breit. Er musste jetzt einen klaren Kopf behalten. Er würde eine heiße Dusche nehmen und dann sofort ins Krankenhaus fahren. Er zog kurzzeitig Kaffee in Erwägung, aber sein Magen rebellierte bei diesem Gedanken. Die Küche war inzwischen aufgeräumt. Wann Frida das wohl erledigt hatte? Manchmal kam sie ihm vor wie ein Engel – ein wahrer Goldgriff.

11.

Über die letzten Monate ist mir immer häufiger aufgefallen, wie ähnlich wir uns sind. Wir lieben dieselbe Musik, Sci-Fi-Fernsehserien und wir sind beide unter dem Sternzeichen Zwillinge geboren. Wahrscheinlich ist das auch der Grund, warum wir einen ähnlichen Sinn für Humor haben. Wir haben unsere gemeinsamen Späße, die ein Außenseiter gar nicht verstehen würde. Was ich am meisten an ihm liebe, ist, wie sehr er seine Tochter vergöttert. Es war sicherlich ein gutes Zeichen, dass ich mich vom ersten Treffen an mit der Kleinen super verstanden habe. Ich habe Kinder schon immer gemocht

und ich weiß, dass wir drei ein perfektes Leben haben werden, hier in seinem Haus in Surrey. Es besteht jetzt nur noch das kleine Problem, dass er noch verheiratet ist. Ich habe jedoch sofort erkannt, dass es keine glückliche Ehe ist. Die beiden haben aber auch gar nichts gemeinsam.

Sie ist etwas seltsam, glaubt an Außerirdische und dankt jeden Tag den guten Geistern für alles, was sie in ihrem Leben besitzt. Sie trinkt Zimt-Tee und kocht Tofu, während er viel lieber sonntags in den Pub geht, Steak & Ale Pie isst und zwei oder drei Pints Bier trinkt. Dazu schaut er im Fernsehen die Fußballspiele seiner geliebten Mannschaft Chelsea. Und genau das ist auch mein idealer Sonntagnachmittag. Ich konnte mir noch nie erklären, was er an ihr findet. Sie ist nicht mal sonderlich attraktiv – groß, zu dürr und blass. Er dagegen sieht aus wie ein typischer Mädchenschwarm – durchtrainiert, dunkelhaarig und mit einem Grinsen, als hätte er gerade etwas ausgefressen. Er hätte jede Frau haben können. Aber diese Gedanken mache ich mir wirklich nicht oft, da ich weiß, dass wir als Paar viel besser zusammen passen und ich ihn bei Weitem glücklicher machen werde, als seine Frau es jemals vermochte.

Er hat schon oft erwähnt, dass es ihn glücklich machte, mich mit seiner Tochter zu sehen. Er ist beeindruckt, wie sehr sie mir gehorcht. Vor ein paar Wochen waren wir im Londoner Zoo und die Kleine war einfach nicht von den Pinguinen wegzubekommen. Ben hatte Kristina mehrmals aufgefordert zu kommen, da es gleich dunkel werden würde. Aber erst als ich sie rief, riss sie sich von dem künstlichen Strand los. Er hatte mich bewundernd angesehen und nur den Kopf geschüttelt. Kristina hatte mich an die Hand genommen und zu dritt waren wir Eis essen gegangen, wie eine richtige kleine Familie. Carly war an diesem Tag bei einer Tante im Krankenhaus gewesen und hatte Kristina nicht mitnehmen wollen. Die Eisverkäuferin hatte Kristina ihre Eistüte gegeben und gefragt: »Und was mögen die Mami und der Papi?« Ben hatte sie nicht berichtet, sondern mich angestrahlt. Abends haben wir Kristina gemeinsam ins Bett gebracht und er hat mich auf einen Scotch eingeladen. Er hat Miles Davis aufgelegt und wir haben über Reisen gesprochen. Über Orte, die wir gerne sehen würden und ich glaube, ich habe jetzt eine sehr gute Vorstellung, wo wir unsere Flitterwochen verbringen werden.

Samstag, 11. August

Ben war gestern Nacht erst spät aus dem Krankenhaus zurückgekommen. Er war direkt aus seinem Büro in Canary Wharf nach Guildford ins Krankenhaus gefahren. Carly und er hatten fast drei Stunden an Kristinas Bett gegessen. Kristina war bewusstlos und an Maschinen angeschlossen. Das Gift hatte ihre Organe angegriffen und noch immer wussten die Ärzte nicht, was sie genau geschluckt oder angefasst hatte, um diese Reaktion hervorzurufen. Carly war im Krankenhaus geblieben. Ben hatte am nächsten Morgen eine wichtige Geschäftsbesprechung und musste daher nach Hause kommen. Auf dem Heimweg hatte er eine SMS von Juliet erhalten. Jetzt, um 7.30 Uhr morgens, fiel ihm diese Nachricht wieder ein. Er holte sein Handy aus der Tasche, während er einen Schluck Earl Grey trank. »Habe Tickets für Wildwind erwischt. Das wird UNSER Gig! :-)!«. Ben liebte Wildwind. Carly konnte ihre Musik nicht ertragen. Daher war er die letzten beiden Male, als Wildwind in London gespielt hatte, mit Juliet hingegangen. Juliet liebte diese Band mindestens genauso wie er. Ben und Juliet hatten sich immer im Prince Albert Pub auf zwei, drei Bier getroffen und waren dann gemeinsam zur Brixton Academy gelaufen. Ben hatte nie geahnt, dass Juliet diese Abende als etwas anderes interpretieren würde als freundschaftliche Konzertausflüge. Aber jetzt war er sich nicht mehr so sicher. »UNSER Gig!«? Was sollte denn das heißen? Er löschte die Nachricht.

Ihm war jetzt überhaupt nicht nach Musik zumute, schon gar nicht nach einem Konzert. Er ärgerte sich nun über sich selbst. Seine Tochter schwebte in Lebensgefahr, seine Frau hatte vor Sorgen seit zwei Tagen nicht mehr ordentlich geschlafen und er saß hier und analysierte das Verhalten einer anderen Frau. Gleichzeitig kam er sich hilflos vor. Carly und Kristina hatten sich immer auf ihn verlassen können, aber jetzt, hier in dieser Situation, war er völlig nutzlos. Er konnte nichts tun, konnte Carly nicht trösten und Kristina nicht heilen.

Frida erschien lautlos wie ein Gespenst aus der Küche und stellte ihm einen Teller mit Toast und Rührei hin. Obwohl er keinen Appetit hatte, fielen ihm die Floskeln seiner Großmutter ein, die immer Wert darauf gelegt hatte, dass er »etwas Warmes im Bauch« hatte. Er schaufelte ein paar Gabeln Rührei in den Mund. Frida brachte indes frischen Tee. »Frida, kannst Du bitte die Betten neu beziehen und die Gardinen waschen? Und Fenster putzen bitte?« Ben wollte, dass

alles perfekt war, wenn Carly mit Kristina nach Hause kam. Wenn sie denn jemals mit Kristina nach Hause kam.

Ben verdrängte diesen Gedanken schnell wieder. Er überlegte, den Rasen zu mähen oder seinen BMW zu waschen. Er brauchte jetzt Ablenkung. Er verwarf auch diese Gedanken. Er musste auf einen Anruf aus Singapur warten. Ein Anruf, der ihm und seiner Firma höchstwahrscheinlich einen zweijährigen Vertrag mit einem globalen Unternehmen einbringen würde. Ben dachte zurück an den Anfang seiner Beziehung mit Carly. Sie waren oft bis spät in die Nacht durch die Bars und Pubs in London gezogen, hatten sich neue Bands angehört oder stundenlang mit Freunden zusammengesessen und über alles Mögliche diskutiert. Das Einzige, was Carly nicht ausstehen konnte, waren Gespräche über Politik. Ben war das recht, er hatte keine Ahnung von Politik und auch kein Interesse daran. Viel lieber unterhielten sie sich über Zeitreisen oder Science-Fiction-Bücher und Filme.

Wenn ihr Lieblingspub gegen ein Uhr früh schloss und Carly ein oder zwei Gin zuviel hatte, bestand sie darauf, irgendwo einen fettigen Kebab zu essen. Diese Entscheidung bereute sie dann meistens am nächsten Morgen, wenn ihr einfiel, dass sie ja eigentlich Vegetarierin war. Ben musste bei diesem Gedanken lächeln. Damals hatten sie noch keine Sorgen um Kinder oder Hauskredite. Sie wohnten in einer winzigen Wohnung im Londoner Stadtteil Earl's Court. Ben und Josh hatten damals noch kein eigenes Büro und arbeiteten meistens in Bens Küche, wo sie literweise Kaffee oder Tee tranken und versuchten, den großen Deal an Land zu ziehen. Ben hatte gehofft, dass Carly und er noch lange ihre Zweisamkeit genießen würden, aber noch bevor der große Durchbruch für Bens Firma kam, war Carly bereits schwanger. Damals passte ihm ein Kind überhaupt nicht in den Kram, heute würde er alles für seine Tochter geben.

Als Ben gegen Mittag mit Carly telefonierte, war Kristinas Lage unverändert. Sie hatte noch immer nicht das Bewusstsein wieder erlangt. Es war ständig eine Krankenschwester in der Nähe, die regelmäßig irgendwelche Werte notierte, aber niemand hatte Carly bisher sagen können, ob sich Kristinas Zustand verbesserte oder nicht. Ben hatte Carly versichert, dass er die nächsten Tage nicht ins Büro fahren würde, jederzeit telefonisch zu Hause zu erreichen sei und dass er am Abend wieder ins Krankenhaus kommen würde. Dann bat er Frida, Apfelmus zu kochen. Kristina liebte Apfelmus und sobald sie wieder zu Hause war, wollte er seine kleine Tochter verwöhnen und nie wieder aus den Augen lassen.

Letzte Woche, es war Samstagabend, war ich in die Küche gegangen, um ein Glas Limonade zu trinken und da saßen Ben und Carly am Küchentisch, umgeben von diversen Prospekten. Sie diskutierten angeregt darüber, in welche Schule sie Kristina schicken wollten. Sie haben herumgealbert, Ben hatte Witze gemacht, dass Kristina am besten als Fußballspielerin Karriere machen, und daher auf eine Sportschule gehen sollte. Er hatte Carlys Hand gehalten, sie haben mich kaum beachtet. In diesem Moment wurde mir klar, dass es Kristina war, die diese Ehe zusammenhielt. Ich musste meinen Plan ändern. Wir würden nicht zu dritt glücklich werden, sondern zu zweit. Kristina musste aus dem Weg geschafft werden, um auch gleichzeitig Carly los zu sein. Obwohl mir beim Anblick der beiden übel wurde, war ich erleichtert, zu einem wichtigen Entschluss gekommen zu sein. Ich hatte eine Idee und als ich in meinem Gärtnerforum nachlas, bestätigte sich mir, wie brilliant diese Idee war:

Woher kommt Rizin? »Rizin ist das Gift des Rizinus aus der Familie der Wolfsmilchgewächse. Die Samen enthalten ca. 120 mg/100 g Rizin. In Mitteleuropa wird Rizinus oft als Zierpflanze in Gärten und Parks angepflanzt.« Wie giftig ist Rizin? »Rizin gehört zu den stärksten biogenen Giften und zu den toxischsten Eiweißkörpern überhaupt. Für den Menschen ist die tödliche Dosis ca. 1 mg/kg Körpergewicht. Der Verzehr von 7 bis 8 Rizinus-Samen kann also für einen Erwachsenen tödlich sein, bei Kindern genügt oft schon ein einziger Samen. Die Giftigkeit hängt stark vom Zerkauungsgrad der Samen ab. Bis zum Auftreten der ersten Symptome können mehrere Stunden vergehen. Der Tod tritt langsam und schleichend ein als Folge eines Nieren- oder Leberversagens.«

Kein Wunder, dass diese Pflanze Wunderbaum genannt wird. Denn genau diese Pflanze wird für mich ein Wunder vollbringen.

Ben hat mir immer heimlich Geld zugesteckt, mit dem ich dann Samen oder Dünger gekauft habe. Er wusste, wie groß meine Leidenschaft für den Garten war. Er kannte meinen Wunsch, Landschaftsgärtnerin zu werden. Darum hat er auch immer dafür gesorgt, dass ein Strauß meiner Lieblingsblumen irgendwo im Haus stand. Carly hat nie Verdacht geschöpft. Natürlich liebt er seinen gepflegten Rasen vor dem Haus und die grell-blühende Rizinuspflanze im Beet. Ich hatte sie im Vorjahr aus Samen gezogen. Aus drei waren nur zwei Pflanzen geworden und diese standen jetzt dicht nebeneinander im Vorgarten. Die Packung mit den restlichen Samen lag im Schuppen.

Montag, 13. August

Es war jetzt mehrere Tage her, dass Kristina erste Symptome gezeigt hatte. Carly hatte angenommen, dass sie eine Grippe hatte. Es waren einige Kinder aus Kristinas Kindergartengruppe krank und Carly war davon ausgegangen, dass Kristina sich ganz einfach wieder mal angesteckt hatte. Aber als sie dann plötzlich hohes Fieber bekam und anfang, sich zu übergeben, hatte Carly sie ins Krankenhaus gebracht. Die Ärzte hatten mittlerweile Kristinas Fieber unter Kontrolle bekommen, aber es war noch zu früh, um sagen zu können, ob sich die Organe wieder ganz erholen würden. Kristina war an einen Tropf angeschlossen und atmete schwer. Auf den durchsichtigen Beuteln, die Kristina Flüssigkeiten zukommen ließen, standen Medikamentennamen wie *Adrenalin* und *Dobutamin*. Es brach Carly das Herz, ihre Tochter tagelang so zu sehen. Ben kam jeden Abend nach der Arbeit ins Krankenhaus. Auch er sah elend aus.

Er trank mehr Scotch als üblich. Weder Ben noch Carly wussten, was sie einander in diesen Tagen sagen sollten. Deshalb hielten sie sich jeden Abend im Arm und beteten still für das Überleben ihrer kleinen Tochter.

Manchmal klang es, als würde Kristina seufzen, aber ihre Augen blieben geschlossen. Bevor er nach Hause fuhr, las Ben jeden Abend eine Geschichte aus *Pu, der Bär* vor, da die Ärzte ihm versichert hatten, dass Kristina ihn hören konnte. Doch konnten sie nicht sagen, was seine kleine Tochter so krank machte. Die üblichen Laboruntersuchungen konnten nichts nachweisen. Es handelte sich um eine Vergiftung, doch der Auslöser waren weder Pilze, noch Medikamente oder Reinigungsmittel: die Sachen, mit denen sich Kinder am häufigsten vergifteten. Wenn er dann wieder zu Hause war, wünschte sich Ben nichts sehnlicher, als wieder im Krankenhaus bei Carly und Kristina zu sein, aber seine Arbeit an dem Deal mit Singapur ließ das nicht zu. Er blieb oft bis in die frühen Morgenstunden wach, trank Scotch und schaute alte Folgen der TV-Serie *Lost*.

Auch Frida konnte in diesen Tagen oft nicht schlafen und saß dann neben ihm auf der Couch und betete leise auf Schwedisch.

16.

Josh und Juliet saßen im Woodbridge Cafe in Guildford. Juliet versuchte, ihren Cappuccino zu trinken, der noch viel zu heiß war. Josh starrte indessen auf seinen Espresso. »Na ja, jedenfalls findet Ben es etwas seltsam, dass Du ihm so oft schreibst und anrufst. Du stehst doch nicht etwa auf ihn?« Juliet sah ihren Bruder entsetzt an. »Wie, glaubt er das etwa?« Josh zuckte mit den Achseln. »Na ja.« »Um Gottes Willen! So habe ich das doch nie gemeint. Wir hatten doch immer viel Spaß auf den Konzerten und im Pub. Und letzten Sommer, als wir am Strand in Brighton gegrillt haben und fast von den Bullen erwischt wurden – das war doch alles nur Spaß. Ich hab doch nie irgendwas Romantisches mit ihm gewollt! Oh Gott, ich fahr' morgen Abend bei ihm vorbei und kläre das auf.« Josh schüttelte den Kopf. »Das ist momentan keine gute Idee. Kristina ist im Krankenhaus auf der Intensivstation. Es sieht nicht gut aus. Aber ich muss ihn morgen sowieso anrufen. Und ich werde ihm alles erklären.«

Die Jukebox, die hinten im Café stand, spielte *All My Loving* von den Beatles.

17.

Es war wirklich nicht schwer gewesen, Kristina den Wunderbaum-Samen zu verabreichen. Ich habe sicherheitshalber zwei genommen und in der Küchenmaschine kleingehackt. Das Ganze habe ich ihr in das Apfelmus gerührt. Das verzogene Balg isst ja so gerne Apfelmus. Ich hatte vorsichtshalber zwei zusätzliche Esslöffel Zucker an das Apfelmus gegeben, für den Fall, dass der Samen bitter schmeckt. Den Küchenmaschinenaufsatz habe ich dann fallen lassen, und zwar so, dass er unreparierbar zerbrach. Ich konnte nicht riskieren, dass Ben diesen Aufsatz nochmal verwendete und sich selber vergiftete. Carly hat mich beschimpft. Sie nannte mich einen Trampel. Irgendwann hat Ben sie dann gebeten, sie möge mit dem Geschreie aufhören und sich wieder einkriegen. Als er sich so für mich einsetzte, wurde mir bewusst, dass ich richtig gehandelt hatte.

18.

Mittwoch, 15. August

Im Park vor dem Krankenhaus liefen heute weniger Menschen umher. Es war sehr herbstlich, obwohl es erst Mitte August war. Ben

war vor einer halben Stunde im Queen Mary's angekommen. Er war übernachtigt, unrasiert und sein weißes Hemd hing lose über die ausgewaschenen Jeans. Im Arm sein schwarzes Jacket. Fehlte nur noch die Sonnenbrille. Carly fiel ihm um den Hals. Tränen liefen lautlos über ihr Gesicht. Kristina war vor zwei Stunden zu sich gekommen. Sie war noch immer blass und sehr müde, aber sie hatte sofort um Apfelmus und eine *Pu, der Bär*-Geschichte gebeten.

Als Ben an dem kleinen Kinderbett saß und die Geschichte vorlas, in der Pu den Honigbaum plündert, dachte Carly zurück an den Abend, an dem sie Ben zum ersten Mal getroffen hatte. Sie dachte an die ersten gemeinsamen Jahre. Sie dachte daran, wie die Panik in beiden ausbrach, als Carlys Schwangerschaftstest positiv ausfiel. Sie sah ihre Tochter an, die lachte, weil Pu sich mit den Bienen angelegt hatte. Obwohl Ben sicher nicht perfekt war, so war er doch der Größte für Kristina.

Und auch für Carly stand fest, Ben war noch immer ihr Felsen in der Brandung und sie liebte ihn und jeden Teil von ihm, auch wenn er einen scheußlichen Musikgeschmack hatte und Fan der gegnerischen Sportmannschaft war.

Als Kristina wieder eingeschlafen war, sah Ben Carly ernst an. »Ich habe sie gebeten, umgehend ihre Sachen zu packen und unser Haus zu verlassen. Ich zahle ihr noch den letzten Monat, als Abfindung.« Carly nickte kaum merklich. Sie war unendlich erleichtert, dass Ben dieses Flittchen nun endlich losgeworden war. Carly war von Beginn an misstrauisch gewesen, irgendetwas stimmte mit diesem Mädchen nicht. Aber da Kristina Frida so vergötterte, hatte sie zugestimmt, das Au-pair noch für ein Jahr zu behalten.

»Ich werde morgen ins Büro fahren und offiziell meine Kündigung einreichen. Mein Chef hat mir schon bestätigt, dass ich die letzten vier Wochen frei nehmen kann. Damit wäre ich da, wenn Kristina nach Hause kommt.« Ben nickte. »Gut. Wie gesagt, mach Dir keine Sorgen des Geldes wegen. Wir haben gestern die Bestätigung bekommen, dass wir das Projekt der Sussex- und Brighton-Universitäten bekommen haben. Die legen die Unis zusammen und brauchen eine neue Internetpräsenz. Und der Deal mit Singapur ist auch zu 99 % in trockenen Tüchern.« Nun grinste Ben. Dieses Grinsen, das Carly vom ersten Moment an gefallen hatte. »Josh startet ja jetzt seine eigene Firma, von daher gehört jeder zukünftige Gewinn nur noch uns. Ich werde ihm in den ersten Monaten im Büro unter die Arme greifen, aber die meiste Zeit werde ich zu Hause arbeiten können. Und wenn Du willst, können wir Ausflüge an die Küste ma-

chen, jedes Wochenende. Oder wir kaufen ein Haus an der Küste, was immer Du willst.« Jetzt musste auch Carly lächeln. Ben hatte schon immer den Optimismus des Dalai Lama und die wildesten Ideen gehabt. »Ich möchte, dass Kristina Deutsch lernt. Und ich möchte mit ihr nach Königs Wusterhausen fahren, damit sie weiß, wo ihre Oma herkommt. Und außerdem soll sie deutsche Trickfilme schauen und Kinderbücher lesen, andere Helden außer Pu, den Bären finden.« Ben nickte erneut. »Satellitenfernsehen also. Es wird ja auch Zeit, dass sie sich in der Bundesliga auskennt.«

19.

Die Tür zum Krankenzimmer öffnete sich und vom Gang her zog ein Geruch von Desinfektionsmitteln und Kindernahrung herein. Im Schwesternzimmer dudelte ein Radio Musik der 80er Jahre. Der Oberarzt Dr. James Ross trat herein und nahm seine Brille ab. Er wischte sich kurz über die Stirn, bevor er an Carly herantrat und ihr die Hand reichte. »Mrs. Hathaway, das ist ja nochmal gut gegangen. Ihre Tochter ist sehr tapfer, aber sie hat uns auch über die letzten paar Tage ordentlich in Schach gehalten. Die Schwester macht sie morgen früh fertig für die Entlassung.« Er wandte sich Ben zu. »Ich wünsche Ihnen und ihrer Familie alles Gute, passen Sie auf sich auf.« Draußen ihm Park begann ein kleiner Junge zu grölen. Ein anderer Junge hatte einen winzigen Kieselstein nach ihm geworfen. Carly und Ben sahen sich an. Beiden war soeben ein Stein vom Herzen gefallen, weit größer als ein kleiner Kiesel.

20.

Sonntag, 12. August

»Warum hast du nicht auf sie aufgepasst?«

Es war spät, draußen bereits dunkel. Im Wohnzimmer brannte lediglich eine Tischlampe. Das Radio in der Küche spielte leisen Jazz, einen Chet Baker Song.

Ben hielt ein halb leeres Whiskyglas in der Hand. »Wie konnte so etwas passieren?« Er klang verzweifelt, als stünde er vor einem großen Rätsel, für das er keine Lösung fand. Ich blickte ihn stumm an. Ich wusste nicht, was ich zu ihm sagen sollte.

Ben. Mein geliebter Ben. Es quälte mich, ihn so verzweifelt zu sehen.

Er schenkte sich Scotch nach und ließ sich auf das Sofa fallen.

Nachdem er eine Weile aus dem Fenster gestarrt hatte, sagte er leise: »Du solltest doch auf sie aufpassen. Das war Deine Aufgabe. Wie konnte das passieren, Frida?« Er schaute mich mit traurigen Augen an. Ich sah weg, hielt diesen Blick nicht aus. Ich wollte ihn in den Arm nehmen, ihn trösten. Ich wollte ihm sagen, dass wir auch zu dritt glücklich werden, jetzt da es so aussah, als ob Kristina überlebt hatte. Gleichzeitig wollte ich ihn schütteln und anschreien. Ich wollte ihm ganz genau erklären, wie das passieren konnte. Ich wollte, dass er endlich einsah, dass wir zusammengehörten. Aber ich fand keine Worte. Ich unterdrückte meine aufkommenden Tränen. Die Einsicht, dass alles umsonst gewesen war, war wie ein Schlag ins Gesicht. Ben schwenkte die Eiswürfel in seinem Glas, dann stand er. »Es tut mir leid, Frida. Carly bringt mich um, wenn ich Dich hier behalte. Ich zahle Dir zwei Monatsgehälter, damit bist Du erstmal ein wenig abgesichert. Du findest bestimmt wieder eine Anstellung, ich schreibe Dir eine gute Referenz. Aber das muss unter uns bleiben.«

Also liebte er mich doch, aber diese Hexe ließ ihn nicht los. Ich hätte Carly vergiften sollen, nicht Kristina. Er machte eine Pause und trank zwei kräftige Schlucke Whisky. Es sah aus, als bereite er sich auf den zweiten Teil seiner Rede vor. Doch er schwieg und sah verloren in sein Glas. Ich hatte bisher noch immer nichts gesagt. Was sollte ich auch sagen? Wir würden doch nur aneinander vorbeireden. Er hatte eindeutig nicht verstanden, was ich getan hatte. Er hatte nicht begriffen, dass ich versucht hatte, den Weg für uns beide freizuräumen, für unser Glück. Er wusste nicht, dass ich aus Liebe gehandelt hatte. »Es tut mir leid.« Das war die Wahrheit. Es tat mir leid, dass ich die falsche Person vergiftet hatte. Es tat mir leid, dass ich so einen Schwächling liebte, der zu blind war, um sein wahres Glück zu erkennen. Es tat mir leid, dass ich ihn trotz oder gerade wegen seiner Schwäche so sehr liebte. Es tat mir leid, dass ich in diesem Moment nicht wusste, wie ich weiter handeln sollte. »So gerne ich Dich habe, Frida, Du kannst nicht länger bei uns bleiben.«

Und genau in diesem Moment wollte ich ihn umbringen.

Ende.

P.S.: Ein Dankeschön an Reinhard Mey, *Der Mörder ist immer der Gärtner*, für die Inspiration.

Stefanie Börnicke, Friederike Weimar
ZURÜCK AM NEUEN PALAIS

Er betrachtete die schwer in seiner Hand liegende Kette. Ihr Silber glänzte im Licht der aufgehenden Sonne, die in das Zimmer schien. Der Verschluss war gebrochen, aber das änderte nichts an der Faszination, die sie auf ihn ausübte. Wie oft hatte er sich gewünscht, sie zu besitzen. Nun fühlte er sich schuldig. Er seufzte, rollte die Glieder um den Anhänger, packte die Kette behutsam in eine alte Schachtel und legte sie in die oberste Schublade seiner Kommode zurück. Dann verließ er das Zimmer.

Es war ein goldener Herbsttag, sonnig, mit blauem Himmel, an dem keine Wolke hing. Einer dieser Tage, die unschuldig wirkten. Nichts deutete darauf hin, was sich hier ereignet hatte. Anna La Mettrie parkte ihren Dienstwagen unweit der Bushaltestelle an der Hauptstraße am Neuen Palais, dem Potsdamer Universitätsgelände im Park Sanssouci. Einen Moment hielt sie inne und dachte nach – an die Zeit, die sie hier verbracht hatte, bevor sie das Studium abbrach, um Polizistin und anschließend Kommissarin zu werden. Geschichte war nicht ihr Ding gewesen, das musste sie während des Studiums feststellen, aber die Zeit, die sie hier verbracht hatte, war ihr im Gedächtnis geblieben. Sie dachte an ausgelassene Feiern mit Freunden im Studentenwohnheim. Es war eine unbeschwerte Zeit gewesen. In der Ferne konnte man durch einen Rahmen aus Bäumen die grauen Blöcke aus Beton sehen. Sie wirkten trist. Nichts ließ darauf schließen, wieviel Spaß sie damals gehabt hatten. Trotzdem war es La Mettrie leicht gefallen, die Uni zu verlassen, um in ihrem Traumberuf zu arbeiten.

Sie zog den Schlüssel aus dem Zündschloss, stieg aus dem Auto und sah sich um. Der Campus war so, wie sie ihn in Erinnerung hatte. Die schlichten kleineren Häuser, in denen sich Mensa und Cafeteria befanden, säumten rechts und links die beiden Hauptgebäude, die prächtig in der Mitte standen. Manchmal fuhr sie mit ihrem alten taubenblauen Ford Fiesta an der Uni vorbei und sah, wie sich der Campus und die Studenten, die ihrem Gefühl nach immer jünger wurden, mit der Zeit veränderten. Bisher war sie jedoch nie ausgestiegen.

Der Grund ihres Aufenthaltes war weniger erfreulich. Ein Campus als Ort eines möglichen Verbrechens war ein Novum für die Ermittlerin und sie hätte nie gedacht, dass dies der Anlass für ihren ersten Besuch der Universität seit dem Studium werden würde. Gestern Abend gegen neun Uhr hatte man die Leiche von Jakob Richter an der hinteren Außentreppe von Haus 11, dem linken Haupthaus, vorgefunden. Er hatte mit dem Rücken auf dem Boden gelegen. Nach ersten Ergebnissen war er durch eine Verletzung am Hinterkopf gestorben. Es konnte nicht eindeutig gesagt werden, ob ein Fremdverschulden vorlag oder ob es sich um einen Unfall handelte. Gestern hatte es den ganzen Tag geregnet. Die alten schmalen Steinstufen könnten glatt gewesen sein und der junge Mann auf der Treppe ausgerutscht und unglücklich gefallen sein. Da er aus gutem Hause und der Sohn eines lokalen Politikers war, sollte in alle Richtungen ermittelt werden.

Erst als sie aus dem Auto ausstieg, war ihr aufgefallen, dass das große Gerüst zwischen den Haupthäusern nicht mehr vorhanden war. Jahrelang war dort saniert worden. Es hatte für sie zum Uni-Alltag gehört, sodass ihr der neue Anblick, ohne Gerüst und Planen, völlig fremd vorkam. Was für eine Veränderung.

Dank der elektronischen Passierkarten für die Schranken hatte der Pförtner Auskunft darüber geben können, welche Autos auf dem Unigelände parkten, als Jakob Richter starb. Die Besitzer der Fahrzeuge befanden sich zu jener Zeit sehr wahrscheinlich vor Ort. Vor allem die Angestellten im betreffenden Hauptgebäude galt es zu befragen. Es ging zunächst darum, herauszufinden, wer etwas von dem Vorfall mitbekommen hatte. Vielleicht hatte jemand irgendetwas gesehen, das ihr weiterhalf. Mit einer dieser Personen wollte La Mettrie unbedingt selbst sprechen: Professor Josef Kautzky, dessen Seminare und Vorlesungen sie damals besucht hatte.

Zu ihrer Studienzeit wurde Kautzky von vielen ihrer Kommilitonen nur der alte Kautz genannt, nicht nur wegen des Namens, sondern wegen der Brille mit den runden Gläsern und seiner eher gedrungenen, leicht geduckten Haltung, die er einnahm, wenn er am Tisch saß und arbeitete. Kautzky war einer der Professoren, die sich ihrer Studenten annahmen, ihnen zuhörten, halfen, wenn es zu helfen galt und immer ein gutes Zitat oder ein Buch wussten, das einem für die Hausarbeit noch fehlte. Sein Wissen war enorm. Er selbst ein angesehener Historiker.

Nachdem sie mit ihm gesprochen hatte, wäre der Student an der Reihe, der in der Bibliothek gestern an der Ausleihe Dienst gehabt

hatte. Dort waren der Mantel und andere Gegenstände des Toten in einem der Schließfächer gefunden worden, so dass davon auszugehen war, dass er sich dort zuletzt aufgehalten hatte.

Ein Bus hielt und eine Schar Studenten stieg aus. Sie schlenderten über die große Wiese, die von den Unigebäuden und der Hauptstraße umrahmt wurde, in Richtung Haus 11. La Mettrie mischte sich unter die Menge.

Sie betrat das große Gebäude mit den hohen Decken, dessen breiter Hauptflur trist und leer wirkte. Kautzkys Büro war immer noch im selben Raum wie früher, am Ende des Flurs neben einer Pinnwand, an der Informationen für den Studiengang und zwei Listen mit Klausurnoten hingen. La Mettrie erinnerte sich, wie sie nach ihrer ersten Klausur ganz aufgeregt zur Pinnwand gelaufen war, ihre Immatrikulationsnummer auf der Liste gesucht hatte und erleichtert war, als sie eine 2,3 dahinter gefunden hatte. Mittlerweile, das wusste sie von ihrer Nichte, wurden die Noten meistens elektronisch vermerkt, Listen aus Papier waren eine Seltenheit.

La Mettrie klopfte an die große Tür und wartete auf eine Antwort. Als keine kam, klopfte sie erneut, diesmal kräftiger und mit Erfolg: »Ja. Herein«, vernahm sie eine tiefe männliche Stimme mit einem leichten Kratzen. Sie öffnete die Tür und trat ein. Wie schon zu ihrer Zeit an der Uni, saß der Professor hinter seinem beladenen, massiven Eichenschreibtisch und blätterte, ohne sie wirklich anzusehen, in seinen Papieren. »Setzen Sie sich, bitte.« Er sah von seinem Stapel nicht auf. »Einen Moment noch, ich bin sofort für Sie da. Setzen Sie sich ruhig schon einmal.« Wortlos ließ sich La Mettrie auf einem der knarrenden Besucherstühle nieder und sah sich im Raum um, während der alte Mann seiner Arbeit nachging. Hatte sich etwas verändert? An den Wänden standen mit Büchern und Ordnern gefüllte Regale, Kautzky saß hinter dem alten Schreibtisch, wie damals, mit dem Rücken zum Fenster. Nichts hatte sich verändert, da war sie sich sicher. Zwei Minuten später war er fertig und fing an, die Unterlagen wegzuräumen. »Sie sind wegen Jakob Richter hier, nicht wahr?« Sie nickte. »Ihr Kollege David Bachmann hat mich bereits angerufen und Ihren Besuch angekündigt.« »Mein Name ist Anna La Mettrie.« Sie zögerte, ob sie ihm die Hand reichen sollte. Ihr Gegenüber war noch immer mit seinen Unterlagen beschäftigt und schenkte ihr kaum Aufmerksamkeit. Erst jetzt löste er sich von seinen Aufzeichnungen, die in einer Schublade Platz gefunden hatten. »Wie kann ich Ihnen helfen, Frau Metri? Ach nein, La Mettrie, Entschuldigen Sie.« Er sah sie an, erkannte sie. »Ja, ich erinnere mich. Sie hatten das Stu-

dium abgebrochen, um zur Polizei zu gehen, nicht wahr?« »Genau.« Sie wunderte sich nicht über sein hervorragendes Gedächtnis. »Ich war vor Jahren eine Ihrer Studentinnen«, Anna nickte. »Und nun kommen Sie unfreiwillig zurück an die Uni«, sein Lachen war kurz. Zu ernst war der Grund ihrer Rückkehr. Im Laufe der Jahre hatte er sich kaum verändert. Die gleiche Brille, das gleiche Jackett. Nur älter, grauer und kleiner schien er. »Es geht um Jakob Richter.« Natürlich hatte sich der Vorfall bereits rumgesprochen. »Schreckliche Geschichte.« Ein Kopfschütteln. »Ich würde Ihnen gerne ein paar Fragen bezüglich gestern Abend stellen, Herr Kautzky.« La Mettrie zog ihr kleines Notizbuch aus der Jackentasche. »Ich dachte, es handle sich dabei um einen Unfall?«, Kautzky schaute sie fragend an, während er sich in seinem Lederstuhl nach vorne lehnte. »Das kann man noch nicht sagen«, erklärte La Mettrie. Hinter seiner kleinen Brille machte Kautzky große Augen. »Etwa Mord?«, sprach er seine Überlegungen aus. »Zum jetzigen Zeitpunkt können wir nicht eindeutig klären, ob es ein Unfall war oder ein Fremdverschulden vorliegt.« Kautzky nickte.

Sie begann mit den obligatorischen Fragen: »Sie waren gestern Abend, als Jakob Richter starb, noch in der Uni. Was haben sie so lange gemacht?« Er lachte hustend. »Gearbeitet natürlich. Bis dreiviertel acht hielt ich eine Vorlesung, danach habe ich hier in meinem Büro gesessen und gearbeitet. Ich hatte noch einiges zu korrigieren.« »Und um etwa halb neun haben sie die Uni verlassen?«, fragte sie, um die Zeiten abzugleichen, die sie vom Pförtner erhalten hatte. »Ja. Ich bin zur Vordertür hinaus, wo ich mein altes treues Gefährt immer parke«, antwortete er knapp. »Aufgefallen ist Ihnen nichts?« »Nein, es war ja auch schon dunkel und es hat geregnet. Ich wollte so schnell wie möglich nach Hause.« »Kannten sie Jakob Richter?« »Aber ja. Er war im letzten Semester seines Bachelorstudiums, soweit ich weiß. Er besuchte meine Seminare und schrieb Hausarbeiten bei mir. Er war ehrgeizig und hatte sich bei mir bereits wegen einer zukünftigen Arbeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter erkundigt und was man dafür benötige. Er schien sehr zielorientiert zu studieren.« Kautzky nahm die Brille ab und rieb sich flüchtig die Augen. »Hat sich Jakob unbeliebt gemacht? Haben Sie diesbezüglich irgendetwas mitbekommen?« »Nicht konkret. Ich glaube, wie es im Leben eben so ist, ein paar Leute mochten ihn, andere weniger. Er war erfolgreich. Damit macht man sich unter Studenten nicht nur Freunde. Zudem stammte er aus reichem Elternhaus. Gewiss gab es Neid und Missgunst, aber das sind nur wilde Spekulationen meinerseits.« »Ich danke Ihnen,

Herr Kautzky.« »Das war es schon?« Er war erstaunt. Wahrscheinlich hatte er spannendere Fragen erwartet, dachte La Mettrie. »Vorerst, ja. Falls wir neue Hinweise finden, könnte es sein, dass ich noch einmal auf Sie zukomme.« »Ich bin meistens hier zu finden, wie Sie wissen«, gab er lächelnd zur Antwort.

Wirklich viel hatte sich aus dem Gespräch mit Kautzky nicht ergeben, aber das, was sie hatte, reichte ihr vorerst.

Die Bibliothek lag im gleichen Gebäude und es roch genau wie früher nach dieser Mischung aus Büchern und verbrauchter Luft. Hinter dem Schreibtisch in dem kleinen Vorraum saß ein junger Mann und starrte Löcher in die Luft. »Guten Tag, La Mettrie mein Name. Ich suche Ruben Meissner«, sagte sie. »Das bin ich«, antwortete der Student und stand auf, um ihr die Hand zu reichen. »Mir wurde schon gesagt, dass Sie mit mir sprechen wollen. Wegen des toten Jungen gestern Abend.« »Richtig. Es geht um Jakob Richter.« Sie holte ein Foto aus ihrer Tasche, das einen strahlenden jungen Mann in einem Café zeigte, und reichte es Ruben. Er betrachtete das Bild. »Ich habe ein paar Fragen an Sie, Ruben. Waren Sie gestern Abend die ganze Zeit über hier?« »Den ganzen Abend.« Er schüttelte sich und Unbehagen war in seinem Gesicht zu sehen. »Eine komische Vorstellung, dass man hier arbeitet und nicht mitbekommt, wie jemand ein paar Meter weiter unbemerkt stirbt.« »Könnten Sie den Abend aus Ihrer Sicht für mich schildern?« bat La Mettrie. »Ich habe Bücher eingeräumt, weggeräumt, umsortiert. Manchmal stellen die Studenten mit Absicht die Bücher an einen falschen Platz, damit andere sie nicht finden und mitnehmen. Ab sieben war ich für die Ausleihe eingeteilt.« »Können Sie mir sagen, was Jakob Richter getan hat?« »Gelernt, denke ich. Ich glaube, er kam am späten Nachmittag und saß in einem der hinteren Räume.« »War er alleine?« »Das kann ich Ihnen nicht sagen, da ich mehr in den vorderen Räumen zu tun hatte.« La Mettrie machte sich ihre Notizen. »Haben Sie mitbekommen, wie Jakob Richter gegen acht Uhr die Bibliothek verlassen hat?« Die Uhrzeit war aufgrund der Kameraaufnahme aus dem Spindraum bekannt, der dem Arbeitsplatz von Ruben vorgelagert war. »Nein, ich schaue nicht bei jedem, der rein und raus geht, auf die Uhr. Um ehrlich zu sein, nutze ich die Zeit hier oft, um etwas für die Seminare vor- oder nachzubereiten.« Es schien ihm unangenehm, nicht weiterhelfen zu können.« La Mettrie nickte. Sie hatte Verständnis, aber die Unaufmerksamkeit, die ihr nun nicht hilfreich war, ärgerte sie. »Hatten Sie persönlichen Kontakt zu Jakob Richter?«, wollte

sie wissen – ein letzter Versuch, irgendetwas zu erfahren, was ihr vielleicht weiterhalf. »Nein. Ich wusste, wer er war, da meine Freundin mit ihm Geschichte studiert, mehr aber auch nicht. Und dass er öfter zum Arbeiten in die Bibliothek kam.« »Gut«, sagte La Mettrie. Das Gespräch hier brachte sie nicht weiter. »Dann bedanke ich mich, Herr Meissner.« Sie packte ihr Notizbüchlein ein und hoffte, dass ihre Kollegen mehr Erfolg hatten bei den Studierenden, die anhand der Aufzeichnungen aus dem Spindraum hatten ausfindig gemacht werden können.

Sie verließ das Gebäude. Es regnete. Ein feiner Nieselregen, der sie schnell zu ihrem Auto trieb. Im trockenen Wagen ging sie noch einmal durch, was sie von Ruben Meissner erfahren hatte. Wirklich Interessantes war nicht dabei, eigentlich war sie genau so schlau wie vorher. Unfall oder Fremdverschulden? Sie startete das Auto, um zu ihrem nächsten Termin zu fahren.

Das Haus von Jakobs Eltern war eine kleine Villa in der Nähe des Wannsees. La Mettrie parkte hinter einem schicken silbernen Wagen, der das Vielfache ihres Wagens gekostet haben musste und stieg aus. Eine idyllische Gegend, dachte sie und drückte den Klingelknopf. Der Regen hatte aufgehört und die Sonne war hinter den Wolken hervorgekommen. »Ja, bitte?«, hörte sie eine helle Stimme durch die Sprechanlage. »Guten Tag. Kommissarin La Mettrie, ich möchte mit Frau Richter sprechen ...« Die Tür summte und La Mettrie trat ein. Sie überquerte mit schnellen Schritten den gepflasterten Weg des gepflegten Vorgartens. Obwohl es Herbst war und die Bäume langsam ihr buntes Blattwerk verloren, lag kein Laub auf dem Rasen. Die Eingangstür wurde La Mettrie bereits von einer jungen Haushälterin geöffnet. Die Stimme aus der Sprechanlage, kombinierte La Mettrie. »Frau Richter wartet im Wohnzimmer«, flüsterte sie La Mettrie zu, die in das große helle Foyer trat. Die Angestellte führte sie durch das Haus in ein großes Zimmer mit hohen, stuckverzierten Decken, glänzendem Steinboden, wahrscheinlich edelstem Marmor, und teuren Möbeln.

Jakobs Mutter saß auf einem cremefarbenen Sofa und schaute in einen feuerlodernden Kamin. Sie war trotz ihres Alters und der Trauer eine sehr schöne Frau, die in ihrer Jugend bestimmt einige Männerherzen gebrochen hatte. Nach den Informationen ihrer Kollegen war Frau Richter früher eine erfolgreiche Anwältin gewesen, bis sie ihren Sohn bekommen hatte. Ihr gegenüber in einem Ohrensessel saß eine junge Frau mit blonden Haaren und großen braunen, gla-

sigen Augen. La Mettrie trat in das Zimmer ein und ging auf Jakobs Mutter zu. »Guten Tag, Frau Richter.« Die Frau sah auf. »Sind Sie die Kommissarin, die den Mord an meinem Kind untersucht?« Ihre Stimme war matt. »Ja, ich bin Anna La Mettrie. Ich bin für die Untersuchung an dem Tod ihres Sohnes zuständig. Mein aufrichtiges Beileid zu Ihrem Verlust.« La Mettrie scheute sich, den Vorfall bereits als Mord zu betiteln, ohne dass geklärt war, was wirklich geschehen war. Jakobs Mutter zeigte keine Reaktion. Sie sah La Mettrie flüchtig an, dann wanderte ihr Blick zurück zum Kamin. Die junge Frau, die neben ihr saß, gab einen kurzen Seufzer von sich. »Sind Sie die Schwester?« »Katharina Schwarz, ich bin ...«, sie stockte kurz, »war Jakobs Freundin.« Sie weinte und vergrub ihre Hände im Schoß. Frau Richter ergriff kaum wahrnehmbar das Wort für die junge Frau. »Jakob und Katharina haben zusammen in der kleinen Einliegerwohnung im oberen Stockwerk gewohnt«, erklärte sie. Sie schien sich für einen Moment zu fassen.

»Dürfte ich mich in dieser Einliegerwohnung etwas umsehen, bevor ich Ihnen ein paar Fragen stelle?« Nickend erhob sich Katharina vom Sofa. »Natürlich. Ich zeige Sie Ihnen.« Sie mussten das Haus verlassen, um über einen Seiteneingang in die kleine Wohnung zu gelangen. Die junge Frau schloss die Wohnung auf und führte La Mettrie hinein. Die Kommissarin kam durch den hellen Flur in ein gemütliches Wohnzimmer, dem man ansah, dass hier zwei Studenten lebten. Fotos an den Wänden, die ein glückliches Paar zeigten. »Wo haben Sie Jakob kennengelernt, Frau Schwarz?«, fragte La Mettrie, während sie durch die Türen in die anderen Zimmer spähte. Schlafzimmer, das Bett gemacht, Küche, aufgeräumt. »An der Uni, ich war im dritten, er im ersten Semester. Ich habe ein Tutorium angeboten, das er besuchte.« »Was studieren Sie?«, wollte La Mettrie wissen. »Geschichte und Kulturwissenschaften«, antwortete die junge Frau. Die Ermittlerin blieb vor einem der Zimmer stehen. »Jakobs Arbeitszimmer.« »Darf ich?« Die Studentin nickte.

Das Zimmer war klein, ein Schreibtisch mit Computer, zwei Schränke mit Büchern und Zeitschriften. Sie sah sich um. Vor dem Monitor neben der Tastatur lag eine schmale Schachtel aus blauem Samt. La Mettrie ging interessiert darauf zu und öffnete sie. Eine Schmuckschatulle, wie sie vermutet hatte. Aussparungen für Kette und Anhänger. »Sein ganzer Stolz«, erklärte Katharina mit gefasster Stimme. »Er wurde in die Studentenverbindung der Historiker aufgenommen. Er hat die Kette nie abgelegt, außer zum Duschen.« Jakobs Freundin stockte. La Mettrie rief sich die Gegenstände ins

Gedächtnis, die man bei Jakobs Leiche gefunden hatte. In seinem Spind in der Bibliothek waren lediglich seine Tasche und seine Jacke gewesen. Auf der Liste, die sie aus der Pathologie bekommen hatte, war keine Kette vermerkt. »Gestern, trug er sie da auch?« »Natürlich«, erwiderte Katharina, »er trug sie immer.« Sie wischte sich flüchtig die Tränen von den Wangen und sah La Mettrie mit ihren braunen Augen an. »Jakobs Mutter und ich hoffen, dass wir sie bald von Ihnen zurückbekommen, damit Jakob mit ihr beerdigt werden kann.« Wenn er sie nie ablegte, musste er sie auch gestern Abend getragen haben, schlussfolgerte die Ermittlerin.

Sie sah flüchtig zu Katharina, die in der Tür stand. »Wo waren Sie gestern Abend?« »Hier. Ich habe gelernt«, sie rang nach Fassung. »Das Haus war leer und ich war allein, da ich noch einiges für ein Seminar vorbereiten musste.« »Hatten Sie gestern Kontakt zu Jakob, Katharina?« »Ja, wir haben gestern kurz telefoniert. So ungefähr um fünf Uhr.« Die junge Frau sah zum Fenster hinaus auf die Blätter eines Kastanienbaumes. »Danach haben Sie nicht mehr mit Jakob gesprochen?«, wollte La Mettrie wissen. »Nein.« Sie schüttelte den blonden Kopf. Ein Abgleich durch ihre Kollegen der Anruferliste auf Jakobs Handy sollte später die Aussage der jungen Frau bestätigen.

Nachdem in der Wohnung nichts weiter zu finden war, gingen sie hinunter zu Jakobs Mutter. Die in Tränen aufgelöste Frau bestätigte, dass Jakob in einer Verbindung gewesen war. Er war ein guter, ein kluger Junge, betonte sie immer wieder. Ohne Grund bereute sie, dass sie am gestrigen Abend, als ihr Sohn starb, mit ihrem Mann ausgegangen war. Sie gab sich, wie viele Eltern es tun, selbst die Schuld am Tod ihres Kindes.

La Mettrie verabschiedete sich und ging zu ihrem Auto. Dort holte sie ihr Handy heraus und rief ihren Kollegen David Bachmann an, um sich das Fehlen der Kette bestätigen zu lassen.

Es gab zwei plausible Erklärungen: Entweder hatte er sie verloren oder jemand hatte ihm die Kette post mortem entwendet. Vielleicht handelte es sich bei Jakobs Tod doch nicht um einen Unfall. Der Gedanke daran rief in ihr Unbehagen hervor. Sie hatte noch weitere Fragen an ihren Kollegen. »Sind an der Leiche Spuren gefunden worden, die darauf hindeuten könnten, dass man ihm eine Kette gewaltsam entwendet hat?« »Du meinst, vom Hals gerissen?«, fragte David. »Jetzt wo du es sagst. Ja, er hatte leichte Schrammen, die man so deuten könnte.« »Okay, danke«, sagte La Mettrie. »Immer doch«, antwortete der Mann am anderen Ende der Leitung und legte auf. Einen Moment hielt sie inne, das Telefon noch am Ohr, und betrach-

tete das prachtvolle Haus hinter den hohen Mauern, in dem Jakob Richter, wahrscheinlich wohl behütet, aufgewachsen war. »Na gut«, seufzte sie sich selbst zu. Jemand, von dem sie nichts wussten, war wahrscheinlich am Tatort gewesen. Dann ging es jetzt darum, diesen Jemand zu finden.

Anna fuhr am nächsten Tag zur Universität. Dort hatte sie sich in der Cafeteria mit Benedikt Koffka, dem Sprecher der Verbindung Jakobs, verabredet. Der großgewachsene, schlaksige junge Mann wartete bereits auf sie. La Mettrie ging zielstrebig auf seinen Tisch zu. »Herr Koffka?« Der junge Mann erhob sich, nickte und gab ihr die Hand. »Sie können mich Benedikt nennen.« Er wirkte leicht angespannt, sein Händedruck war kräftig, aber etwas zurückhaltend. Sie stellte ihre Tasche ab und wandte sich Richtung Kaffeeautomat. »Kann ich Ihnen einen mitbringen?«, fragte sie Benedikt. »Nein danke, ich hatte heute schon genug Koffein.«

Nachdem sich La Mettrie ihren Kaffee mit Milch und Zucker geholt und sich gegenüber von Benedikt hingekümmert hatte, begann sie zügig die Befragung. »Sie wissen ja bereits, was Jakob Richter zugestoßen ist.« Ein Nicken auf der gegenüberliegenden Seite. »Ja, tragisch. Noch vorgestern Morgen saßen wir nach dem Training zusammen und haben uns über das Studium unterhalten und nun ist er tot. Einfach nicht mehr da. Ich kann es noch immer nicht fassen.« La Mettrie beobachtete den jungen Mann. Seine Stimme war ruhig, aber sie merkte, dass es ihn mitnahm.

»Benedikt, ich muss Sie das fragen, routinemäßig. Wo waren sie am Dienstagabend?« Er schaute sie mit einem festen Blick an. »Natürlich, ich verstehe die Frage. Ich war mit meiner Freundin aus. Wir haben ein neues thailändisches Restaurant in der Innenstadt ausprobiert. Davor haben wir gemeinsam bei ihr zu Hause gelernt.« »Wie war ihr Verhältnis zu Jakob?« Eine typische Frage, die sie auch ihm stellen musste. »Wissen Sie, wir waren keine besten Freunde im klassischen Sinne, dass wir uns seit dem Kindergarten kennen, aber durch unser Studium und die Verbindung haben wir uns oft gesehen. Wir waren gute Freunde.« La Mettrie nickte. »Gab es denn innerhalb der Verbindung jemand, der Jakob vielleicht nicht so wohlgesonnen war wie Sie? Jemand, mit dem er kürzlich Streit hatte, oder der ihn schon länger auf dem Kieker gehabt haben könnte?« »Natürlich versteht man sich auch in einer Verbindung nicht mit jedem gleich gut. Aber sowas wie einen Erzfeind hatte er nicht. Zumindest nicht, dass ich wüsste. Nein, mir fällt wirklich niemand Konkretes ein. Jakob

war ein sehr umgänglicher Mensch und trotz reichem Elternhaus nicht abgehoben. Er ist in die Verbindung kurz nach dem Beginn des Studiums eingetreten und hat sich sehr gut in die Gemeinschaft eingefügt. War hilfsbereit und engagiert.« »Könnten Sie mir eine Liste aller Mitglieder anfertigen? Und bitte auch die Namen derjenigen, die sich in den letzten fünf Jahren beworben haben, aber keine Mitglieder sind. Und wenn möglich, könnten Sie die Liste nochmal gewissenhaft durchgehen? Vielleicht sagt Ihnen doch einer der Namen etwas in Verbindung mit Jakob. Manchmal ist das Offensichtliche unsichtbar für einen.« »Bis wann brauchen Sie die Liste? Ich habe heute noch bis Mittag zu tun. Danach könnte ich sie Ihnen zusenden, wenn ich wieder zu Hause bin. Ich bin gegen Nachmittag daheim. Wäre das zu spät?« »So schnell wie möglich, wäre natürlich optimal, aber heute Abend wäre in Ordnung.« Sie lächelte dem jungen Mann aufmunternd zu. »Wichtig ist nur, dass Sie sich Zeit dafür nehmen und die Namen genau durchlesen.« Dann nahm sie einen Schluck Kaffee.

Am späten Nachmittag erhielt sie im Büro die erwartete Liste. Das Verhältnis von Bewerbern zu Mitgliedern zeigte, wie beliebt die Verbindung war. Die Liste der Bewerber war fast zehnmal so lang wie die der Mitglieder. Benedikt hatte insgesamt fünf Namen eingekreist. Drei auf Seiten der Mitglieder und zwei auf der anderen Seite. Ein Name kam ihr bekannt vor, aber sie wusste nicht woher. Sie hatte ihn schon einmal gelesen und zwar im Zusammenhang mit dem Studium: Broemmel.

La Mettrie hatte den ganzen Rest des Nachmittages darüber gegrübelt, weshalb ihr der Name so bekannt vorkam, aber es wollte ihr nicht einfallen. Bis sie abends beim Kochen einen Geistesblitz hatte. Es war so offensichtlich, woher sie diesen Namen kannte.

Tags darauf beauftragte sie ihre Kollegen, die übrigen Namen auf der Liste mit dem üblichen Verfahren der Alibifeststellung und Befragung zu übernehmen. Den fünften Namen der Liste würde sie sich selbst vornehmen.

Das Wetter meinte es heute nicht gut mit ihr. Es war kalt, die Wolken dunkel und grau. Der goldene Herbst nahm sich eine Auszeit. Dennoch war das Glück auf ihrer Seite und sie bekam einen Parkplatz direkt auf dem Universitätsgelände. Mit dem Regenschirm in der Hand suchte sie das Büro von Kautzky auf und traf ihn bereits im Flur an. Gemeinsam gingen sie über den Korridor in sein Zimmer, wo er sich in seinem bequemen Drehstuhl niederließ. La Mettrie blieb

stehen. Sie sah sich im Zimmer um, fand aber nicht, was sie gesucht hatte, also kam sie gleich zur Sache. »Stand hier nicht einmal ein Bild von Ihnen? Eines aus Ihrer Studienzeit?« La Mettrie deutete auf den Platz im Regal zwischen den schweren Büchern über die Kolonialzeit. »Als sie ihren Dokortitel verliehen bekamen?« »Sie meinen das hier?« Kautzky öffnete die mittlere Schublade seines Schreibtisches und holte einen Bilderrahmen hervor, den er La Mettrie reichte. Das Glas war zersprungen, aber noch im Rahmen. Es zeigte zwei Männer Anfang dreißig mit Schnäuzer und einem breiten Grinsen. Auf dem Rahmen war ein kleines goldenes Plättchen angebracht mit zwei eingravierten Namen. »Josef Kautzky und Maximilian Broemmel. 1979.« Einer der Männer trug ein Hemd. Etwas zeichnete sich darunter ab, das ihr bekannt vorkam.

»Ein Freund aus der Zeit an der Universität, nehme ich an?«, fragte sie ihn. Kautzky nahm das Bild, betrachtete es und nickte. »Ja, wir waren beste Freunde während der Studienzeit. Maximilian und ich besuchten die gleichen Seminare, wenn möglich. Wir haben den Großteil des Studiums miteinander verbracht. Man nannte uns sogar Broemmelsky.« Er lachte kurz und sah aus dem Fenster hinaus auf die herbstgefärbten Bäume. »Danach begannen wir an verschiedenen Universitäten zu lehren. Wir haben uns etwas aus den Augen verloren, wie es eben im Leben so passiert. Aber wann immer wir uns trafen, war es wie zur Studienzeit. Er ist vorletztes Jahr verstorben. Viel zu früh.« Er strich mit dem Daumen über den Rahmen. »Ich hab es beim Umsortieren der Bücher runtergestoßen und es bis heute nicht geschafft, das Glas zu ersetzen, vielleicht auch aus nostalgischen Gründen. Er schaute sie an. »Was ist mit dem Bild?«

La Mettrie holte die Liste, die ihr Benedikt zusammengestellt hatte, hervor und zeigte auf einen Namen. Erik Maximilian Broemmel stand dort. Unterstrichen. »Sagt Ihnen dieser Name etwas?«, fragte sie Kautzky. »Gewiss, das ist der Enkel meines alten Freundes. Erik Broemmel. Ein junger, sehr engagierter Mann. Er hat einige meiner Seminare besucht. Sieht fast genauso aus wie sein Großvater. Eine verblüffende Ähnlichkeit. Abgesehen vom Schnäuzer natürlich.« Ein verschmitztes Lächeln. »Warum fragen Sie?«

»Benedikt Koffka hat mir diese Liste gegeben, als ich ihn nach Personen gefragt habe, die Herrn Richter nicht immer positiv gesonnen waren. Darunter auch Erik. Mir kam der Name bekannt vor. Und da ich jedem Verdacht nachgehen muss, habe ich dafür gesorgt, dass ich Erik später alleine befrage. Ich wollte vorab sichergehen, ob Sie in direkter Verbindung zu ihm stehen oder nicht.« Ein wohlwollen-

des Lächeln. »Können Sie mir etwas zum Verhältnis der beiden Männer sagen, Herr Kautzky?« »Glauben Sie etwa, Erik hat mit Jakobs Tod etwas zu tun?« Er sah sie erstaunt an. »Das kann ich mir nicht vorstellen.« Ein Kopfschütteln. »Es ist so, dass ich jedem Hinweis nachgehen und jeden befragen muss, der etwas wissen könnte. Bisher gibt es allerdings keinerlei Hinweise, dass Erik etwas mit dem Vorfall am Dienstag zu tun hat.« Sie stellte ihre Fragen, machte sich Notizen und danach unterhielten sie sich noch privat. Über ihre Studienzzeit, über die Uni allgemein. Nach einer Stunde verließ sie sein Büro in Richtung Dekanat. Dort hatte die Sekretärin zwei Räume zur Verfügung gestellt, in denen heute die Befragung aller jungen Männer von Benedikts Liste stattfinden sollte.

Kurz nach elf Uhr traf La Mettrie mit ihrem Kaffee in der Hand im Vorraum ein, wo zwei Männer Mitte zwanzig auf harten Holzstühlen warteten. Sie wirkten angespannt, was nicht ungewöhnlich war angesichts der Tatsache, dass sie zu einer Befragung vorgeladen waren. Sie ging an ihnen vorbei in das Nebenzimmer, legte Tasche und Jacke auf einem Stuhl ab und schaute die Unterlagen durch, die ihr Kollege hingelegt hatte. Demnach waren bereits zwei der fünf Männer befragt worden und beide wiesen Alibis vor, die glaubwürdig klangen, aber noch zu überprüfen waren. Der dritte auf der Liste, ein gewisser Thomas Blomquist, war laut Notizen ihres Kollegen seit letzter Woche verreist. Es blieben nur noch Erik Broemmel und Adrian Laube übrig.

La Mettrie öffnete die Tür zum Vorzimmer. Die jungen Männer schauten zu ihr hoch. »Erik Broemmel, Sie können hereinkommen.« Der Angesprochene zuckte zusammen und erhob sich langsam von seinem Stuhl. Er war groß gewachsen, hatte rote, kurze Haare und eine sportliche Figur. Sein Gesicht war nicht mehr das eines Jungen, aber auch noch nicht das eines gestandenen Mannes. Es war weich im Kontrast zu seiner Größe und Statur. Er begrüßte La Mettrie zurückhaltend und folgte ihr schweigend in das kleine Zimmer. Nachdem sie ihn gebeten hatte, auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches Platz zu nehmen, setzte sie sich auf den Drehstuhl und griff nach ihrem Stift. Sie war nun gewappnet, seine Aussage zu Papier zu bringen.

»Sie wissen, warum Sie hier sind?«, fragte sie Erik. Sie sah ihn mit festem Blick an und lächelte, um dem jungen Studenten die Situation etwas zu erleichtern. Er sah sie nervös an und antwortete sichtlich eingeschüchtert. »Es geht um Jakob und seinen Unfall, hat man mir

gesagt.« Sein Blick schweifte zu dem Regal mit den Ordnern hinter La Mettrie. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen weiterhelfen kann. Ich verstehe auch nicht, warum ich hier bin. Ich habe mit Jakobs Unfall nichts zu tun.« Nun war der Blick wieder auf sie gerichtet. Er wirkte jetzt fast schon etwas empört, in diesem Raum zu sein. »Erik, wie würden Sie ihr Verhältnis zu Jakob beschreiben? Waren Sie Freunde? Rivalen? Oder nur Kommilitonen?« Sie blieb ruhig und stellte die Fragen, die notwendig waren. »Irgendjemand muss Ihnen ja gesagt haben, dass unser Verhältnis nicht das beste war. Anders kann ich mir nicht erklären, warum ich hierher eingeladen oder besser gesagt vorgeladen wurde. Daher ist die Frage, ob wir Freunde waren, ziemlich, nun ja, hinlänglich. Ja, unser Verhältnis war nicht das beste. Jakob war beliebt unter seinesgleichen, das kann man nicht leugnen. Aber oftmals war er herablassend. Unterschwellig. Eingehüllt in Scherze und Späße, die alle lustig fanden.« Er machte eine kurze Pause. »Nein, wir waren keine Freunde, wir waren nur Kommilitonen, die, wenn es nötig war, ein Referat zusammen hielten. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Erik, hat es Sie sehr geärgert, dass Jakob in die Verbindung aufgenommen wurde und Sie nicht? Dass er es dank seiner Familie so einfach hatte und Sie abgelehnt wurden, obwohl Ihr Großvater bereits in der Verbindung war? Dass Sie die Tradition nicht fortführen konnten?« Schweigen. »Die Kette nicht tragen konnten?« Er sah sie mit großen erstaunten Augen an und schüttelte den Kopf. »Was wollen Sie damit sagen? Dass ICH Jakob getötet haben soll? Das ist absurd. Ja, ich konnte ihn nicht ausstehen, ja, ich hätte ihn gern fallen gesehen, aber nicht wortwörtlich. Wer hat Sie eigentlich auf die Idee gebracht, dass ich etwas damit zu tun haben soll?« La Mettrie blieb ruhig, sah ihn streng an. »Sie wissen, dass dies nur eine Routinebefragung ist. Wenn Sie nichts zu verbergen haben, dann haben Sie auch keinen Grund, sich aufzuregen. Und wenn Sie zum Unfallzeitpunkt nicht an der Uni waren, umso besser für Sie. Desto eher können wir ausschließen, dass Sie darin verwickelt sind. Dennoch muss ich Sie fragen, wo Sie am Dienstag zwischen sieben und acht Uhr abends waren?« »In einer Vorlesung in Golm, dem anderen Standort der Uni. Die Vorlesung ging bis halb acht, danach bin ich heimgefahren. Viertel neun war ich zu Hause.« La Mettrie notierte alles. »Wer kann bezeugen, dass Sie in der Vorlesung waren?« Er dachte kurz nach. »Niemand. Es gibt keine Anwesenheitsliste und da ich die Vorlesung erst dieses Semester besuchen kann, kenne ich niemanden dort. Das passiert, wenn Kurse nur für eine begrenzte Anzahl an

Studenten angeboten werden und man nicht zugelassen wird. Man nimmt am Ende, was man kriegen kann, wissen Sie. Auch eine Vorlesung um diese Uhrzeit, im Winter.« Sie erinnerte sich an ihre Studienzeit. Damals, so schien es, war alles noch ein wenig beschaulicher, unkomplizierter abgelaufen. »Also gibt es niemanden, der Ihre Anwesenheit bestätigen kann?« Er antwortete trocken: »Nur meine Mitschrift.« »Wie sind Sie nach Hause gekommen?« »Ich habe um zehn vor acht den Zug Richtung Berlin genommen. Ich bin dann, wie gewöhnlich, am Park Sanssouci ausgestiegen und mit dem Fahrrad heimgefahren. Zum Studentenwohnheim. Nicht das am Campus, sondern das andere in Wildpark West.« Wieder notierte La Mettrie alles, was der Student sagte. Dann entschuldigte sie sich kurz und ging hinaus zu ihrem Kollegen. »Ich bin mir nicht sicher, was diesen Erik Broemmel betrifft. Sein Alibi klingt plausibel, es gibt aber keine Zeugen. Wir stecken in einer Sackgasse.« Sie ging wieder hinein ins Zimmer. »Okay, Erik, wir sind hier fertig, Sie können gehen.« Er schaute sie an. »Ich bin also nicht verhaftet, nur weil ich jemanden nicht leiden kann?« Den Sarkasmus zu unterdrücken, missglückte.

Er stand auf, sichtlich erleichtert, gehen zu dürfen. Er stellte seine Tasche auf den Stuhl und ging zu seiner Jacke, die er an der Garderobe hinter dem Stuhl aufgehängt hatte. La Mettrie erhob sich ebenfalls, bereit, ihn hinaus zu geleiten. Sie betrachtete die Tasche. Das braune Leder hatte bereits Patina. Eventuell ein Erbstück, ging es ihr durch den Kopf. Es erinnerte sie an ihre Kindheit und den Lederranzen, auf den sie damals mächtig stolz gewesen war. Er war viel zu groß und schwer für sie gewesen. Als Erik sich umdrehte und über die Lehne nach seiner Tasche griff, kippte sie unter ihrem Eigengewicht nach vorn. La Mettrie griff reflexartig nach ihr, konnte jedoch nicht verhindern, dass sich eines der vorderen Fächer öffnete. Ihr Blick fiel unweigerlich in die Fronttasche. Der Brief im Inneren war nicht zu übersehen. Die Adresse ebenfalls nicht: Martha Richter. Ohne nach Erlaubnis zu fragen, griff La Mettrie nach ihm. Er war ungewöhnlich schwer. Ihre Finger ertasteten die Form des Gegenstandes. Erik dämmerte es, dass sich sein Abschied nun verzögern würde. »I-Ich kann das erklären ...« stammelte er. »Können Sie das?« Ihre Frage war beinahe rhetorisch.

»Ich wollte sie zurückbringen.« Er versuchte, seine Fassung wiederzugewinnen. »Ich konnte sie nicht behalten, obwohl ich sie immer besitzen wollte. Aber es ging nicht, nachdem ich erfahren habe, wem sie gehörte.« »Das heißt, Sie haben die Kette nicht neben Jakob gefunden?« La Mettrie war sichtlich erstaunt. Erik Broemmel schüt-

telte den Kopf. »Nein, ich habe sie nicht auf dem Campus gefunden, sondern am Bahnhof, als ich nach der Vorlesung dort ausgestiegen bin. Sie lag dort unweit einer Laterne, am Rand einer Pfütze. Ich dachte, jemand aus der Verbindung hätte sie verloren, als er nach Berlin gefahren ist. Als ich hörte, dass Jakob etwas zugestoßen ist, dämmerte es mir: Es könnte seine Kette sein. Dann verbreitete sich das Gerücht um die gestohlene Kette und ich konnte sie nicht mehr in meinem Zimmer behalten. Ich habe sie eingepackt, um sie heute seiner Mutter zu schicken. Das ist die Wahrheit. Ich habe Jakob nichts angetan. Ich habe lediglich seine Kette gefunden und behalten. Ich hatte keine Ahnung.« In La Mettries Kopf begann es zu arbeiten. Sollte sie ihm glauben, oder nicht? In dubio pro reo. »Angenommen, Sie sagen die Wahrheit. Warum haben Sie sich der Kette nicht einfach entledigt?« »Daran habe ich sogar kurz gedacht. Aber ich habe mich an meine Mutter erinnert und die Kette meines Großvaters, die ihr gestohlen wurde. Es brach ihr das Herz, dieses Erinnerungsstück zu verlieren. Ich bin kein Unmensch und wollte, dass Jakobs Mutter sie bekommt, zur Erinnerung an ihren Sohn.« La Mettrie sah Aufrichtigkeit in seinem Gesicht. Ehrliche Reue. Aber auch Unbehagen bei diesem sensiblen Thema. Sie schenkte ihm Glauben. »Aber wenn Sie die Kette dort gefunden haben, heißt dies, der Täter muss zu Fuß unterwegs gewesen sein. Und er fuhr Richtung Potsdam-Innenstadt oder Berlin. Das grenzt die Suche nicht unbedingt ein.« Sie zog sich Handschuhe über und öffnete den Umschlag und hervor kam ein silbernes Amulett mit einer mittellangen Kette. Der Verschluss war zerstört. Der Verdacht, es könnte sich um einen Unfall handeln, wurde immer unwahrscheinlicher. Sie packte die Kette in einen kleinen Plastikbeutel, zog den Verschluss zu und steckte das kleine Päckchen in ihre Tasche.

Auf dem Weg zu Jakobs Mutter fuhr La Mettrie wieder an prächtigen, am Wasser gelegenen Villen vorbei. Die Sonne ging bereits unter, als sie in die Einfahrt der Richters einbog. Die Ruhe hier draußen war nicht vergleichbar mit dem Trubel in der Innenstadt.

Sie zog den Schlüssel aus dem Schloss, schlug die Fahrzeuggtür zu und begab sich zum Haus. Mit der Kette in ihrer Tasche drückte sie den Klingelknopf. Eine sichtlich mitgenommene Frau Richter öffnete ihr die Tür. Als sie La Mettrie sah, versuchte sie zu lächeln. Ihr schönes Gesicht war von der Trauer um ihren Sohn gezeichnet. Sie bat La Mettrie herein, ohne sich nach dem Grund ihres erneuten Besuches zu erkundigen.

Nachdem sie Tee zubereitet hatte, selbst aber keinen trank, setzte sie sich gegenüber von La Mettrie auf das Sofa und schien erst jetzt wirklich anwesend zu sein. »Sie sagten, Sie hätten etwas für mich? Etwas, das mit Jakobs Tod zu tun hat?« La Mettrie nickte und griff in ihre Tasche, um das kleine Tütchen mit dem Anhänger und der Kette hervorzuholen. Beim Anblick des Schmuckstückes kamen Jakobs Mutter die Tränen. Ihr Blick war fragend. »Ich dachte, Jakobs Kette sei verloren gegangen oder dass der Täter sie entwendet hätte.« »Wir haben diese Kette heute gefunden oder besser gesagt, sie wurde von jemandem gefunden.« Die Kommissarin schaute ihr Gegenüber an. »Sie würden diese Kette also als die Ihres Sohnes identifizieren, Frau Richter?« »Ja, gewiss. Sehen Sie, hier ...« Sie zeigte auf die Rückseite des Anhängers. »... Jakob hatte sie einmal verloren und der Gärtner fuhr mit dem Rasenmäher darüber. Hier. Man kann die Kerbe gut erkennen.« Eine Mischung aus Trauer und glücklicher Erinnerung war in ihrem Gesicht zu erkennen. »Er hat sich so dermaßen geärgert damals. Dabei hätte er sich einfach glücklich schätzen sollen, dass er sie wieder hat. Aber Sie wissen ja, wie die Jugend manchmal so ist.« Sie lächelte. La Mettrie schwieg und ließ sie einen Moment alleine in ihren Erinnerungen. Dennoch war sie hier, um ihren Job zu erledigen. »Frau Richter, Sie bestätigen hiermit also, dass dies die Kette ihres Sohnes ist?« Ein Nicken. »Ich darf Ihnen die Kette leider nicht aushändigen. Sie muss noch auf mögliche Beweisspuren untersucht werden.« Frau Richter sah die silberne Kette im durchsichtigen Plastiktütchen an und gab sie seufzend La Mettrie zurück. »Natürlich, ich verstehe.« Die Kommissarin nahm den wertvollen Gegenstand wieder an sich. Sie verabschiedeten sich. Auf dem Weg zu ihrem Auto kam ihr Katharina Schwarz entgegen. Sie trug einen langen braunen Herbstmantel, die Hände tief in den Taschen vergraben. Sie bemerkte La Mettrie nicht. Als die Kommissarin sie grüßte, schrak sie aus ihren Gedanken auf. »Guten Tag, Frau Schwarz«, grüßte La Mettrie erneut. »Wie geht es Ihnen?« Die junge Frau versuchte vergeblich, ein Lächeln aufzusetzen.

La Mettrie teilte Katharina die Neuigkeiten mit, als ein kräftiger Windstoß das blonde Haar der Studentin wie Laub durcheinander wirbelte. Es verfang sich in ihrer großen Brille. Bei dem Versuch, es zu befreien, fiel La Mettrie die Hand der Frau auf. »Das sieht aber gar nicht gut aus.« Sie zeigte auf die gerötete Stelle zwischen Zeigefinger und Daumen, die sie am Vortag ganz offensichtlich übersehen hatte und die nur notdürftig mit einem Pflaster abgedeckt wurde. »Ja, das.« Die junge Frau schaute auf ihre Hand und vergrub sie peinlich

berührt in ihrer Manteltasche. »Das ist eine allergische Reaktion auf eine neue Salbe. Ich habe mich mit dem Gemüsemesser verletzt.« La Mettrie musste an die Statistik denken, nach welcher die meisten Unfälle im Haushalt passieren. Wie oft hatte sie sich schon geschnitten und gestoßen, weil sie gedanklich bei einem Fall und nicht bei der Zubereitung des Essens war. Sie wollte sie nicht länger als nötig aufhalten und versprach der Studentin, dass sie sich jederzeit an sie wenden könne, falls Fragen bestehen oder ihr etwas zu Jakob einfallen würde. Katharina nahm dieses Angebot dankbar an und nach einem kurzen Moment des Schweigens verabschiedete sich La Mettrie, machte kehrt und suchte den Schlüssel ihres Autos in der Tiefe ihrer Tasche. Als ihr einfiel, dass sie ihren kleinen Regenschirm im Haus vergessen hatte, drehte sie sich um und sah Katharina den Briefkasten aufschließen. Irgendetwas machte sie stutzig.

»Dürfte ich ihre Wunde kurz ansehen, Katharina?« Sichtlich irritiert sah die junge Frau La Mettrie an, während sie ihre Post in der linken und den Briefkastenschlüssel in der rechten Hand hielt. La Mettrie bemerkte ihre Nervosität. »Ich denke, dass Sie mich angelogen haben, was die Wunde betrifft, Frau Schwarz.« Ein prüfender Blick, ob sie hinter den dunklen Sonnengläsern eine Regung beobachten konnte. »Ich glaube Ihnen, dass Sie eine Wunde haben und die allergische Reaktion ist auch echt. Aber das mit dem Messer stimmt nicht. Sie haben die Wunde an der rechten Hand. Demnach haben Sie das Messer mit der Linken geführt. Ihren Briefkasten haben sie mit rechts aufgeschlossen. Auch ihre Haare haben Sie sich mit der rechten aus dem Gesicht gestrichen. Ich bezweifle, dass Sie beim Hantieren mit einem Messer zur Linkshänderin werden. Sie können natürlich die große Ausnahme sein. Daher würde ich gerne einen Blick auf ihre Wunde werfen.« Sie beobachtete die Reaktion ihres Gegenübers. Katharina zögerte kurz, steckte die Schlüssel, die sie noch immer in der Hand hielt, in die rechte Jackentasche und hielt La Mettrie ihre Hand hin. Die Rötung zwischen Daumen und Zeigefinger war unregelmäßig. Dort wo die Wunde war, war sie am stärksten. Aber La Mettrie konnte keine gerade Schnittwunde sehen. Stattdessen fand sie eine Schürfwunde vor, die nicht von einem Küchenmesser stammen konnte. Es sei denn, das Messer war sehr stumpf gewesen. Nein, das hier war eindeutig eine ungleichmäßig geformte Schürfwunde.

Sie blickte in das Gesicht der jungen Frau und versuchte ihre Reaktion zu lesen. Sie sah eine große Unsicherheit. »Sie haben sich nicht mit einem Küchenmesser geschnitten, nicht wahr? Sie haben

sich an der Kette ihres Freundes verletzt, als sie diese abgerissen haben.« Die Reaktion war eindeutig. Die Kommissarin war sich sicher in ihrer Vermutung. Katharina zog die Hand weg. Doch La Mettrie hatte recht und jeglicher Versuch, die Anschuldigung zu zerstreuen, scheiterte. Ihre Körpersprache verriet sie. Schließlich brach es aus ihr heraus.

»Es war ein Unfall. Ich wollte das doch nicht, das müssen sie mir glauben.« Tränen traten unter den Gläsern der Sonnenbrille hervor, ihre Stimme wurde brüchig. »Warum Katharina? Warum lügen Sie alle an und mich auch, wenn es ein Unfall gewesen sein soll?«

»Warum?« Hörbare Frustration mischte sich in die helle Stimme. »Weil Jakob der Sohn eines Politikers ist. Weil niemand mir geglaubt hätte. Weil eine wissenschaftliche Karriere undenkbar gewesen wäre, auf die ich schon so lange hinarbeite.« »Es geht also darum? Um Ihre Karriere? Sie meinen wirklich, dass Ihnen niemand geglaubt hätte?« Katharinas Lachen war fast verächtlich.

»Was ist passiert an diesem Tag, Katharina?« La Mettrie wollte wissen, was diese Wut der jungen Frau hervorrief.

»Jakob war schon immer ein Glückskind gewesen. Er hatte nie finanzielle Sorgen und ihm fiel scheinbar alles zu. Ich weiß, er hat auch hart dafür gearbeitet, aber viele Türen wurden ihm erst durch seine Familie geöffnet. Als wir uns zu Beginn seines Studiums kennenlernten, verbrachten wir viel Zeit miteinander. Lernten zusammen, zogen zusammen. Es war toll. Dann wurde er in die Verbindung aufgenommen. Plötzlich war alles anders. Er hatte kaum noch Zeit. War ständig bei den Jungs, lernte lieber mit ihnen als mit mir. Er bekam immer gute Noten. Es stieg ihm zu Kopf. Er gab mir immer mehr das Gefühl, seine wissenschaftliche Laufbahn wäre wichtiger als die meine. Wir sprachen über die Zukunft, über Kinder und für ihn war klar, dass ich daheim bleiben würde wie seine Mutter. Aber dennoch liebte ich ihn, hoffte auf eine vorübergehende Phase. Bis zu diesem Tag. Wir wollten meine bestandene Prüfung feiern und hatten verabredet, dass ich ihn von der Unibibliothek abhole, um Essen zu gehen. Um sechs hatten wir ausgemacht. Um fünf rief er mich an, dass ihm etwas dazwischen gekommen sei und er erst jetzt in die Bibliothek gehen könne. Also verschob sich unser Treffen auf acht Uhr. Ich war gerade im Begriff gewesen loszugehen und zog mich wieder aus. Er hatte das Auto an diesem Tag und ich musste mit dem Bus und dem Zug fahren. Ich durfte mich glücklich schätzen, dass er überhaupt rechtzeitig abgesagt hatte. Als ich ihn dann um acht abholen wollte,

kam er ohne seinen Mantel zur Tür und ich wusste gleich, was das bedeutete. Er würde gerne mit mir essen gehen, aber seine Hausarbeit sei wichtiger, ich solle das verstehen. Ich wurde wütend. Ich war umsonst durch den Regen gefahren und gelaufen, nur um mir anzuhören, dass er wieder keine Zeit hatte. An einem Tag, der mir sehr wichtig war. Ich wurde wütend, machte ihm Vorwürfe. Er wollte wieder hineingehen, aber ich stellte mich vor ihn. Er stand auf der obersten Treppenstufe und dann ging alles so schnell. Ich hinderte ihn am Hineingehen, er tat einen Schritt zurück. Dann fiel er nach hinten. Ich griff nach ihm, konnte aber nur seine Kette fassen. Ich hielt sie in den Händen, während er auf den kalten Stufen lag. Danach erinnere ich mich nur noch schemenhaft. Ich tastete seinen Puls. Ich bekam Panik. Ich lief zum Bahnhof. Ich kam daheim an. Im ganzen Haus war es totenstill. Niemand war da, die Kette weg.«

Sie standen sich still gegenüber. Blickten einander an. Kein Auto war auf den gepflasterten Straßen zu hören, keine Stimmen. Einzig das Zwitschern der Vögel durchbrach diesen nicht enden wollenden Moment. Die Sonne schien durch das goldgelbe Laub auf ihre Gesichter. Ein leises Rauschen ging durch die raschelnden Kronen. Dann fiel eine Kastanie zu Boden.

Martin Thormann
DER FLORIST

Der Kommissar rannte seinem Opfer hinterher. Seine Lunge brannte bei jedem Atemzug und seine Beine flehten schon seit einiger Zeit um eine Pause. Gern hätte er eine gemacht, aber er durfte nicht. Um keinen Preis durfte er sein Ziel aus den Augen verlieren. Nicht jetzt, wo er so kurz davor stand. Wie lange er schon rannte, wusste er nicht. Zeit hatte in den letzten Wochen keine Rolle mehr gespielt. Seit dem Mord hatte er sich nicht von seiner Arbeit abgewandt, tagelang nach weiteren Zeugen gesucht. Er wusste sehr genau, wann er so obsessiv geworden war. Doch begann es wirklich mit dem Mord oder schon viel früher?

Oliver Stork wollte schon immer Polizist werden. Bereits in Kinderjahren hatte er sich gern für andere Kinder eingesetzt, auch wenn er dafür Schläge kassierte. Sein Mut machte ihn bei vielen beliebt. Leider hatte er trotz seiner Fangemeinde nur wenige echte Freunde. Viele brachten ihn des Schutzes wegen auf ihre Seite. Anfangs störte ihn das nicht. Es war immer noch besser als ganz allein da zu stehen. Ein Junge aus seiner Klasse hatte kürzlich seinen Vater verloren. Niemand war für ihn da gewesen, immer mehr hatte er sich zurückgezogen. Oliver wollte nicht, dass ihm dasselbe passierte. Doch nach und nach merkte er, dass niemand wirklich zu ihm hielt. Er versuchte aktiv auf die Leute zuzugehen, doch was brachte das? Nach einer gewissen Zeit würden die Leute ihn eh verlassen. Jeder verließ ihn irgendwann.

Viel zu früh war seine Mutter Nadia gestorben. Es war ein Tiefschlag für ihn. Noch nie hatte er sich so allein gefühlt, obwohl er seinen Vater Karsten hatte. Seine Mutter war schon länger krank gewesen und lag im Krankenhaus, doch er hatte nie gedacht, dass sie sterben würde. Vielen Leuten war ihr Tod nahegegangen. Sogar ihre Krankenschwester nahm Urlaub nach ihrem Ableben. Oliver erinnerte sich noch gut daran, wie er seine Mutter das letzte Mal gesehen hatte. Sie lag ganz blass in ihrem Bett und sah aus, als würde sie friedlich schlafen. Der Raum war kalt. Die einzige Wärmequelle war die brennende Kerze neben ihrem Bett.

Eines Tages saß er allein im Schulflur und schaute aus dem Fenster. Es war ein schöner Tag. Geistesabwesend betrachtete er

einen kleinen Vogel, der auf den Ästen eines Baumes hin und her hüpfte. Der Vogel spreizte seine Flügel und flog zu Boden. Ein Junge kam auf Oliver zu. Es sah aus, als wäre er gerannt. Oliver blickte ihn schweigend an. Der Junge bat um Hilfe. Ein Älterer wollte ihn schlagen. Doch Oliver hatte größere Probleme. Er drehte sich wieder zum Fenster und suchte den Vogel. Er hörte schwere Schritte in seine Richtung kommen. Der Vogel saß am Fuße des Baumes und zupfte an einem Grashalm. Oliver sah das Spiegelbild des älteren Jungen im Fenster. Der kleinere winselte wie ein Hund, der um Vergebung bat. Ein Schüler lief über den Schulhof und der Vogel ergriff die Flucht. Oliver stand auf und drehte sich um. Er sah wie der kleinere Junge zusammengeschlagen wurde. Doch Oliver ging einfach an den beiden vorbei und verließ den Flur.

Nach diesem Zwischenfall hatte Oliver immer weniger Anhänger. Die Gruppe um ihn herum wurde von Tag zu Tag kleiner. Es kümmerte ihn kein bisschen. Er hatte andere Sorgen. Sein Vater hatte beschlossen, wegzuziehen. Ein Neuanfang würde beiden gut tun, hatte er gesagt. So sehr Oliver diesen Ort auch verteufeln mochte, er wollte bleiben. Er war sich sicher, dass er sich in der anderen Stadt genauso schlecht fühlen würde. Eine Menge Gerüchte um ihn und seinen Vater machten die Runde. Das schlimmste von ihnen war, er habe seinen Vater umgebracht. Doch wer konnte so dumm sein und das glauben? Oliver war oft kurz davor, auf ihn zuzugehen, ihm zu sagen, er wüsste, wie er sich fühlte. Doch wozu? Sein Vater hatte beschlossen, wegzuziehen. Lieber beobachtete er ihn aus der Entfernung und gab ihm stilles Mitgefühl. So sehr Oliver auch flehte, der Umzug stand bevor. Irgendwann hatte auch er eingesehen, dass es nichts mehr gab, was ihn an diesem Ort hielt.

Anfangs dachte er immer wieder zurück an die guten Jahre mit seiner Mutter. Doch mit der Zeit ließ das nach. Er vermisste seine Mutter nach wie vor, doch es ging ihm besser. Dachte er jetzt an sie, war es kein Schmerz, sondern eher Freude über die alte Zeit. Sein Vater hatte recht gehabt. Der Neuanfang tat gut. An der neuen Schule begann er wieder, sich für die Schwächeren einzusetzen. Diesmal ließ er sich nicht ausnutzen. Ein echter Freundeskreis entstand.

Die Jahre vergingen. Oliver und sein Vater hatten sich in ihr neues Heim eingelebt. Oliver hatte Freunde und führte ein gutes Leben. Das änderte sich jedoch radikal, als er siebzehn war. Eines Abends kehrte er aus der Schule zurück. Es war ein guter Tag gewesen. Er hatte gute Noten bekommen und bald war Wochenende. Er würde mit seinen Freunden auf ein Konzert gehen und den Schulstress hin-

ter sich lassen. Fröhlich grüßte er die Frau, die an ihm vorbei lief. Oliver stieg die Treppe zu seinem Haus hoch. Die Tür stand offen. Es war ein kalter Tag und sein Vater ließ die Tür normalerweise nicht auf. Etwas stimmte nicht. Langsam ging er ins Wohnzimmer und schaute sich um. Die Schränke waren offen. Vorsichtig durchquerte Oliver den Raum. Fehlte irgendwas? Er rief nach seinem Vater. Sein Herz hörte einen Moment lang auf zu schlagen, aus Angst er würde seinen Vater nicht antworten hören. Sein Rufen wurde nicht erwidert. Er ging in die Küche. Sie sah ganz normal aus. Nur die Schubladen und Schränke waren alle geöffnet. Oliver fasste sich ein Herz und ging nach oben. Sein Vater hatte ihm noch immer nicht geantwortet. Die Tür zu seinem Zimmer war geschlossen. Oliver stand vor der Tür, hatte die Hand am Griff und tat nichts. Es schien als hätte er vergessen, wie man eine Tür öffnet. Es war einfach und doch schien es ihm unmöglich. Wie lange hatte er dort gestanden? Waren es Minuten, Stunden oder sogar Tage? Der Schultag, den er gehabt hatte, schien so lange her. Seine Hand gab plötzlich nach. Die Tür ging auf. Das Schlafzimmer war dunkel. Nur der Schein einer Kerze erhellte den Raum. Die Vorhänge waren zugezogen. Alles sah normal aus. Dort auf dem Bett saß sein Vater. Jeden Moment würde er ihn grüßen und sagen, dass er es war, der das Chaos unten ange richtet habe. Dann würden sie beide runter gehen und aufräumen. Er würde ihm von seinem Tag erzählen. Oliver ging näher an das Bett heran. Der Raum war kalt. Das Licht der Abendsonne fiel durch einen Spalt in den Vorhängen ins Zimmer. Sein Vater schaute ihn an. Oliver trat näher heran.

»Was machst du da?« fragte Oliver, ein ängstliches Lächeln auf seinen Lippen. Keine Antwort. Das Licht fiel auf einen roten Fleck auf der Kleidung seines Vaters. Komisch, er hatte doch heute Morgen ein schneeweißes Hemd getragen. Nun hatte es ein Muster. Von dem Fleck gingen Striche nach unten. Unregelmäßig liefen sie auf den Saum seines Hemdes zu. Oliver schaute verdutzt. Die Striche reichten bis auf seine Hose. Sogar auf dem Bett waren sie. Sein Vater schaute ihn noch immer leer und ausdruckslos an. Der Raum war kalt. Trotzdem lief Oliver der Schweiß den Rücken hinunter. Ihm war heiß. Seine Kleidung war so nass, als wäre er durch den Regen gerannt. Noch immer schritt er auf seinen Vater zu. Er blickte in seine Augen. Seine Miene war verhärtet. Sein Vater lächelte immer, wenn er nach Hause kam. Wieso lächelte er nicht? Offensichtlich wollte er ihn erschrecken. Sein Vater hatte oft Scherze mit ihm getrieben. Doch das war einfach nur grotesk. Oliver verlor fast den Halt und

musste sich am Bettgestell abstützen. Er wäre beinahe ausgerutscht. Er schaute nach unten. Unter seinem Fuß war ein großer dunkelroter Fleck auf dem Teppich. Sein Vater würde hinterher so sauer sein, dass der Teppich im Eimer war. Oliver setzte sich aufs Bett. Es blieb ihm nichts anderes übrig als mitzuspielen. Seine Hand fuhr auf seinen Vater zu. Die Handfläche berührte das kalte Gesicht des Vaters und schloss dessen Augen. Dann legte er die Hände in den Schoß und wartete. Nach einer Ewigkeit kamen die Tränen.

Immer wieder fragten die Polizisten, wie er seinen Vater aufgefunden habe. Immer wieder wollten sie wissen, ob sein Vater Feinde gehabt habe oder ob er in illegale Dinge verstrickt gewesen sei. Immer wieder verneinte Oliver. Er saß nun schon mehrere Stunden bei der Polizei. Es war das erste Mal, dass er dort war, wo er später einmal arbeiten wollte, auch wenn ihm jetzt nicht wirklich danach war. Die Ermittlungen zum Tod seines Vaters waren langwierig und eine harte Zeit. Oliver hatte auf seine Freunde gehofft. Doch er stieß auf taube Ohren. Jeder hatte Angst. Sein Vater war ermordet worden. Könnten seine Freunde vielleicht die Nächsten sein? So begann sein Leben als Einzelgänger. Nach einigen Wochen wurde der Fall zu den Akten gelegt. Einbruch mit Mord. Für die Polizisten nicht gerade etwas Ungewöhnliches. Der Einbrecher hätte es mit der Angst zu tun bekommen und den einzigen Zeugen umgebracht. Wut stieg in Oliver auf. Wollte die Polizei nichts tun? An diesem Tag beschloss er endgültig, Polizist zu werden. Nach seiner Ausbildung würde er als Kommissar genau an diese Wache zurückkehren und das Rätsel um den Mord seines Vaters lösen. Er würde niemandem sagen, dass er der Sohn des Opfers war. Erst am Ende würde er es allen sagen.

Oliver war alt genug gewesen, um allein für sich zu sorgen. Auch wenn es ihm schwer gefallen war, hatte er die Schule mehr oder weniger gut abgeschlossen. Nebenher hatte er arbeiten müssen, um Geld zu verdienen. Er hatte sich einen Job in einem kleinen Restaurant als Kellner gesucht, nur damit er sich eine kleine schäbige Wohnung leisten konnte. Er fühlte sich nicht wohl in seiner Wohnung, doch übergangsweise musste es gehen. Er war besessen vom ungeklärten Tod seines Vaters. Für die Polizei war der Fall klar gewesen, doch er sah so viel mehr. Es war nichts gestohlen worden. Sein Vater hatte ganz normal auf dem Bett gesessen, so wie er es immer tat, als hätte er mit einem alten Bekannten geplaudert. Sein Vater war ein kräftiger Mann gewesen, leicht hätte er sich wehren können. Doch so, wie Oliver die Leiche aufgefunden hatte, sah es nicht danach aus. Hatte sein Vater seinen Mörder gekannt? Und wenn es kein Raub

war, wieso waren dann die Schränke ausgeräumt gewesen? Was hatte der Mörder gesucht? Sein Vater hatte, soweit er wusste, keine Feinde gehabt. Ein guter Mann war er gewesen. Seine Mutter und er waren in der Stadt gut angesehen. Sie waren immer hilfsbereit und nett zu Anderen. Sie waren gutmütig gewesen und dennoch waren sie jetzt beide tot. Oliver hatte begonnen, sich Zeitungsartikel über den Mord und die Ermittlungen aufzuheben. Er war die Straßen rauf und runter gelaufen und hatte nach Zeugen gesucht. Doch er hatte keine gefunden.

Eines Tages lief Oliver durch die Stadt, wieder einmal in Gedanken an seinen Vater versunken. Er achtete nicht darauf, wohin er ging. Nur nebenbei nahm er die Menschen und Häuser um sich herum wahr. Nur kurz schaute er auf und sah, dass ein Blumenladen bald eröffnen würde. Er schaute auf die Uhr und war geschockt. Er würde zu spät zur Arbeit kommen, wenn er sich nicht beeilte. Wenn er diesen Monat kein Geld bekam, würde er seine Wohnung verlieren. Oft kam er zu spät, weil er sich die Nacht mit dem Fall seines Vaters um die Ohren schlug. Er rannte die Straßen entlang und achtete auf niemanden. Das Auto war aus dem Nichts gekommen. Ehe er sich versah, lag er auf dem Boden und blickte in den Himmel. Ein Kreis bildete sich um ihn. Oliver schüttelte den Kopf und raffte sich auf. Schnell wollte er weg. Er musste arbeiten. Er war schon auf dem Sprung, als ihm die Fahrerin hinterher schrie:

»Warten Sie.« Ihre Stimme hallte durch die Straße.

»Mir geht es gut«, rief Oliver und drehte sich widerwillig um.

»Lassen sie uns wenigstens die Versicherungsdaten austauschen. Nur falls etwas sein sollte. Ich war auch nicht gerade sehr aufmerksam.« Sie lachte verzweifelt. Tränen standen ihr in den Augen. Er wollte los, doch sie tat ihm leid. Dann lächelte er. Ihm war der perfekte Handel eingefallen.

Der Unfall war nun einige Jahre her. Im Nachhinein war es das Beste gewesen, was ihm jemals hätte passieren können. Mit der Fahrerin hatte er damals vereinbart, dass sie die Sache vergessen würden, wenn sie ihn zur Arbeit fuhr. Seit dem Tag hatte sie es fast täglich getan und nach drei Jahren hatten sie geheiratet. Linda war gut für ihn. Schon kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten, hatte er seine Besessenheit um den Mord seines Vaters vergessen. Er ging wieder

häufiger vor die Tür. Seinen Job hatte er gekündigt und er fing eine Polizeiausbildung an. Sein Leben verlief gut. Sein privates und sein berufliches. Er hatte Linda von seiner Vergangenheit erzählt und sie hatte ihm geholfen, darüber hinwegzukommen.

Oliver stand nun kurz davor, Kommissar zu werden. Dies brachte erneut Sorgen und Schmerz. Seit dem Tod seines Vaters hatte er den Fall lösen wollen, auch wenn Linda ihm geholfen hatte, es zu verdrängen. Er könnte überall als Kommissar genommen werden. Immerhin hatte er die Ausbildung sehr gut abgeschlossen. Auf diese eine Wache war er nicht angewiesen, doch er hatte seine Entscheidung getroffen. Vor seiner Frau hielt er sie geheim. Er wusste, sie würde versuchen, es ihm auszureden. Niemand würde ihn mit seinem Vater in Verbindung bringen. Der Mord war Jahre her und die Polizisten von damals waren bestimmt nicht mehr im Dienst. Er würde Zugriff auf die Akten haben. Er würde herausfinden, wer seinen Vater auf dem Gewissen hatte.

Linda und Oliver zogen in die Nähe der Wache. Es war eine schöne, geräumige Wohnung. Während Oliver im Dienst war, blieb Linda zu Hause und richtete das Wohnzimmer ein. Sie war eine Perfektionistin. Oft dachte Oliver, er würde heimkommen und sie tot vor der Couch liegen sehen, weil sie vor Überarbeitung zusammengebrochen war. Beide fühlten sich wohl in der neuen Umgebung. Linda erzählte ihm abends von ihrem Tag. Sie konnte gut von zu Hause aus arbeiten und nebenbei die Wohnung herrichten. Oft standen, wenn Oliver nach Hause kam, frische Blumen auf dem Tisch. Auf der Wache blieb er jedoch für sich. Er wollte keine Freunde finden, er wollte Antworten. Er führte eine Art Doppelleben. Tagsüber besessener Polizist, abends liebevoller Ehemann. Wie lange würde er das durchhalten? Nicht lang, wie sich bald herausstellte. Schnell wurde der Druck zu groß und eines Abends platzte es aus ihm heraus. Er erzählte Linda alles und sie nahm es mit ihrer üblichen Gelassenheit hin. Nur kurz wurden sie unterbrochen, als es an der Tür klopfte und Linda öffnete. Er hörte Stimmen im Flur. Sie schlug die Tür zu und sah traurig aus. Er wollte sie fragen, ob alles in Ordnung sei, doch sie kam ihm zuvor und griff sein Thema wieder auf. Sie hatte Verständnis. Sie wusste, ihn davon abzuhalten, war falsch. Er würde weiter nachforschen, würde ihr aber alles berichten. Die nächsten Tage verliefen ruhig und wurden nur gestört von einem Einzug in die Nachbarwohnung. Eine ältere Frau hatte sich dazu entschlossen, dort ihren Lebensabend zu verbringen.

Eines Abends lief Oliver verwirrt nach Hause. Er hatte Unfassbares im Fall seines Vaters erfahren. Er konnte nicht warten, seiner Frau davon zu berichten. In den letzten Tagen hatten sie oft darüber gesprochen. Sie gab ihm immer logische Denkansätze, wenn er sich in etwas verrannt hatte. Er wusste, es ging ihr sehr nahe. Doch sie unterstützte ihn, wo sie nur konnte. Weinte sie, wenn er nicht da war? Hatte sie Angst, dass auch ihr etwas passieren würde? Doch bald würde es vorbei sein. Er war sehr nah an der Lösung des Falles. Der Himmel über ihm zog sich zusammen. Es sah nach Regen aus. Fast wäre er an seiner Haustür vorbei gelaufen. Er hatte sie übersehen, weil sie offen stand. Jeder Bewohner des Hauses schloss die Tür immer gut ab. Es war keine schlimme Gegend, aber man wusste ja nie. Sein Herz begann zu pochen und mit feuchten Händen suchte er am Geländer Halt, als er die schweren Stufen zur Wohnung empor stieg.

Die Tür stand offen. Unwissend was ihn genau erwarten würde, trat er hinein. Schon im Flur hörte er das Ticken der großen Standuhr. Jeden Moment würden laute geisterhafte Schläge durch die Wohnung hallen. Vorsichtig ging Oliver den Flur entlang. Auch wenn die Wohnung kühl auf ihn wirkte, merkte er, wie ihm Schweißperlen die Stirn runter liefen. Als er die Tür zum Wohnzimmer aufstieß, hörte sein Herz für den Bruchteil einer Sekunde auf zu schlagen. Langsam sank er auf die Knie, als hätte ihm jemand in die Magengrube geschlagen. Er fiel nach vorn und stützte sich mit den Händen ab. Es schien, als hätte der Anblick seine Sinne ausgelöscht. Das Ticken der Uhr hörte er genauso wenig, wie er den harten Holzboden unter seinen Händen spürte. Er spürte auch nicht, wie er sich übergab. Mit geschlossenen Augen versuchte er, sich vom Boden abzustützen, und griff nach vorn. Seine Finger berührten eine warme Flüssigkeit. Ohne weiter darüber nachzudenken, wischte er sie sich am T-Shirt ab. Mit noch immer geschlossenen Augen suchte seine Hand etwas, um sich nach oben zu drücken und fand schließlich die Couchlehne. Auch wenn seine Beine noch immer wild zitterten, hievte er sich unter großer Anstrengung hoch.

Einen Moment lang fragte er sich, ob es nicht besser wäre, einfach die Augen geschlossen zu lassen, sich umzudrehen und zu gehen. Doch schließlich öffnete er sie. Es war ein Bild der totalen Zerstörung. Die Schränke waren kaputt, Scherben und Bücher lagen auf dem Boden. Er machte einen Schritt nach vorn und blicke nach unten. Sie lag mit dem Gesicht nach unten. Ihr langes braunes Haar hing von ihrem Kopf herunter auf den Boden. Nur die Spitzen hatten

sich rot gefärbt. Neben Linda hatte sich ein kleiner See gebildet. Der eine Arm war nach vorn gestreckt, als wollte sie noch nach etwas greifen, um sich zu wehren. Der andere lag direkt neben ihr, in ihrem Blut. An der kalten blassen Haut konnte man die blauen Flecken an ihrem Handgelenk noch gut erkennen. Noch voller Horror und bereit, sich erneut zu übergeben, fiel Oliver etwas Glänzendes in die Augen. Ein Kerzenständer lag direkt neben dem leblosen Körper. An seinem Ende klebten dunkle rote Flecken. Ganz starr blieb er stehen. Nun, wo sich seine Augen etwas an die Szenerie gewöhnt hatten, blickte er sich erneut um. Erst jetzt fielen ihm die brennenden Kerzen auf, die im ganzen Zimmer verteilt waren. Das flackernde Licht gab der Szene etwas Düsteres. Langsam kehrte sein Verstand zurück und begann zu arbeiten. Was war hier geschehen? Auf wen hatte sie gewartet? War der Gast zu später Stunde der Mörder? Tausend weitere Fragen schossen ihm durch den Kopf, doch seine Augen hatten etwas Neues entdeckt.

Ein Blumenstrauß lag nicht weit von Linda entfernt. Auch wenn er sich nicht sehr gut mit Pflanzen auskannte, kamen ihm diese Blumen seltsam vor. Er hatte noch nie so schöne Blumen gesehen. Wer auch immer den Strauß zusammengestellt hatte, hatte dies in liebevoller Arbeit getan. Keine der Blüten sah auch nur im Geringsten verwelkt aus. Sie waren so farbtintensiv, dass er kurz dachte, die Blumen seien künstlich. Drei Blüten ragten nach oben, wobei drei andere nach unten zeigten. Der Strauß war in jeder Hinsicht perfekt bis auf eine Kleinigkeit. Eine Blume stach heraus. Sie war dunkellila, fast schon schwarz und ließ den Kopf nach unten über den Rand der schneeweißen Vase hängen, als trauerte sie um Linda. Oliver machte einen Bogen um die Leiche, ging hinüber zur Vase und hob sie vorsichtig hoch. Sie war leicht. Er hatte vermutet, dass das Wasser dem Gefäß einiges an Gewicht geben würde. Doch es befand sich kein Wasser darin. Er hob die Vase über seinen Kopf und schaute sie von unten an, als würde dort ein Hinweis auf die Blumen oder gar den Mörder stehen. Doch das Einzige, was er sah, war ihr weißer Boden. Für einen kurzen Moment hatte er wirklich geglaubt, das Rätsel wäre so einfach. Ihm wurde schwindelig und er stellte die Vase auf einen Schrank. Zu weit an die Kante. Bevor Oliver etwas machen konnte, fiel der Strauß samt Vase zu Boden. Das Klirren des zerbrechenden Porzellans durchbrach die sanfte Stille. Verzweifelt schaute er auf den Boden. Hatte er soeben ein Beweisstück vernichtet? Gedankenverloren stand er da. Auch wenn er den Schlag der Standuhr erwartet hatte, so kam er doch unerwartet. Er erschrak

und stieß gegen den Schrank. In letzter Sekunde konnte er die Kerze mit der Hand packen, doch verbrannte sich daran und ließ auch sie zu Boden fallen. Er hielt die Luft an und blickte starr nach unten. Erst als er sah, dass die Kerze erloschen war, atmete er wieder aus. Noch immer stiegen kleine Rauchschwaden vom Boden auf. Er drehte der Stube den Rücken zu und ging in das Nebenzimmer.

In der Küche setzte er sich auf einen Stuhl und nahm einen Schluck Wasser. Er war etwas zu früh aus dem Wohnzimmer gegangen. Er hatte nicht mehr bemerkt, dass die Rauchschwaden immer größer wurden. Es dauerte nicht lange, bis das Feuer auf die Blumen überging. Oliver hatte sein Gesicht in den Händen vergraben. Er versuchte klare Gedanken zu fassen. Er stand auf, um sich noch ein Glas Wasser zu holen, als er plötzlich einen merkwürdigen Geruch wahrnahm. Sofort rannte er zurück in die Stube. Wie angewurzelt blieb er in der Tür stehen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis sein Gehirn einen Plan gefasst hatte. Insgesamt rannte er drei Mal mit einem Wasserglas hin und her, bis der Brand gelöscht war. Nur noch der rauchige Geruch und der schwarze Fleck erinnerten an das Geschehene. Von den Blumen war nur noch Asche übrig. Er setzte sich auf die Couch und schaute sich erneut um. Noch vor wenigen Stunden hatte er in seinem Büro gegessen und sich auf die Arbeit vorbereitet. Es hatte lange gedauert bis er endlich Kommissar geworden war. Doch nun kümmerte ihn all das nicht mehr. Sein erster Mordfall als Kommissar war seine eigene Frau. Er versuchte die Puzzlestücke zusammenzufügen. Die Kerzen, die Blumen »Was bedeutete das alles? Hatte sie auf ihren Mörder gewartet?« Endlich fasste er einen Entschluss. Er tat das, was er schon am Anfang hätte tun sollen. Er rief seine Kollegen an.

Kurze Zeit später trafen die Streifenwagen ein. Es dauerte nicht lange, bis er ihnen die Scherben und die Brandflecken erläutert hatte. Die von ihm erwartete Strafpredigt blieb aus. Sah er etwa so fertig aus, dass sie ihm weiteren Ärger ersparen wollten? Seine Kollegen begannen mit der üblichen Prozedur. Er erzählte ihnen nicht von den Blumen. Wieso auch? Schließlich hatte er ja den Beweis selbst vernichtet. Wortlos verließ er den Tatort. Seine Füße führten ihn durch die dunklen Straßen. Er versuchte von den Bildern in seinem Kopf wegzulaufen, doch er konnte es nicht. Es war ihm egal, wie spät es war oder wohin er ging, er wollte nur nicht schlafen.

Die darauf folgenden Tage wurden nicht besser. Die Zeitungen hatten nichts von ihrem Tod berichtet. Oliver hatte sich ein Hotelzimmer gemietet, in dem er sich einsperkte. Zur Arbeit ging er nicht.

Es gab nur wenige Zeugen, doch die halfen weder ihm noch der Polizei weiter. Seinen Kollegen hatte er weitestgehend den Rücken gekehrt. Nach dem, was er am Tatort gesehen hatte, konnte er nicht zur Arbeit zurückkehren. Linda war gestorben. Es gab nichts auf dieser Welt, was sie zurück bringen konnte. Immer wieder ging ihm die letzte Unterhaltung durch den Kopf. Damals war es nichts Besonderes gewesen. Wie hätte er auch ahnen sollen, dass dies ihre letzte Konversation sein würde. Sie hatte ihn zur Mittagspause angerufen.

»Hi Oliver. Ich wollte nur fragen, wann du heute Abend zu Hause bist.« Er lächelte, als er ihre Stimme hörte.

»Ich kann es noch nicht genau sagen. Ich treffe mich nach der Arbeit kurz mit meiner Affäre und dann komm ich heim.« Oliver war ein sarkastischer Mensch. Linda wusste das und liebte ihn dafür.

»Okay.« Oliver wusste, sie lächelte. »Solange du um acht zu Hause bist.« Beide lachten, dann legte sie auf. Kein »Ich liebe dich«, nur ein dummer Scherz. Hatte sie gewusst, dass sie das Beste war, was ihm je passiert war?

Die nächsten Tage verbrachte Oliver weiterhin in seinem Hotelzimmer. Die meiste Zeit saß er verzweifelt an seinem Tisch und versuchte, sich ein Bild von der gesamten Situation zu machen. Wer konnte nur der Täter sein? Wie konnte er ihn finden? Die Blumen waren Schwertlilien gewesen. In der Stadt gab es sehr viele Läden, die sie verkauften. Doch nirgends fand Oliver eine schwarze Schwertlilie. Das war sein einziger Hinweis. Die Farbe. Wenn er nur wüsste, wo man solche besonderen Blumen kaufen konnte. Zwar hatte die Polizei Fingerabdrücke vom Kerzenständer genommen, doch das würde dauern. Die Zeit, in der er nicht versuchte, den Täter zu finden, verbrachte er mit Trinken, und das nicht gerade wenig.

Einige Wochen nach dem Mord erwachte Oliver, sein Wecker hatte geklingelt. An den anderen Tagen hatte er meistens bis mittags seinen Rausch ausgeschlafen. Es dauerte eine Weile, bis er wusste, warum er so früh aufstehen wollte. Er setzte sich auf und rieb sich die Augen. Sein Blick fiel auf den dunklen Fleck an der Wand, ein Ergebnis seines Wutausbruchs der letzten Nacht. Er stand auf und zog sich an. Er stand vor dem Spiegel und band die Krawatte. Auf dem weißen T-Shirt konnte man noch immer die nun verblassten roten Streifen ihres Blutes sehen. Darüber hatte er ein schwarzes Jackett gezogen. Er betrachtete sich im Spiegel. Ohne Bart und frisch geduscht sah er richtig gut aus. So gut hatte er seit einer Woche nicht ausgesehen. Er war schon auf dem Weg nach draußen, hatte die Klin-

ke in der Hand. Plötzlich zögerte er. Sollte er wirklich zu ihrer Beerdigung gehen? Konnte er einfach so gehen nach all dem, was passiert war? Er schüttelte den Kopf, öffnete die Tür und trat hinaus.

Er war absichtlich später gekommen, wollte auf keinen Fall gesehen werden. Oliver hatte sich neben einen Baum gestellt und beobachtete, wie sich Freunde und Familie von Linda verabschiedeten. Er hielt eine Rose in der Hand – für sie. Auch wenn er froh war, mit keinem von der Trauergemeinde reden zu müssen, so fühlte er sich doch komisch so abseits von ihnen. Immerhin war es auch seine Familie. Was würden die Leute denken, wenn ihr Mann nicht da war? Doch es war besser so. Trotzdem kam die Wut wieder hoch, dieselbe, die er jede Nacht verspürte. Wie eine Schlange klammerte sich seine Faust um die Rose. Tränen stiegen ihm in die Augen. Er schaute nach unten und sah, wie sich die Dornen in seine Handfläche bohrten. Blut lief den Stängel herab und über die Blüte auf den Boden. Schmerz verspürte er nicht. Er schaute zu der Menschenmenge unter dem blauen Himmel. Das Wetter hatte es gut mit ihnen gemeint. Es war eine schöne Zeremonie. Bald verließ einer nach dem anderen den Friedhof. Als Alle gegangen waren, wollte er zu ihrem Grab gehen, doch er stoppte. Er sah einen weiteren Besucher. Der Mann trug etwas Großes auf seinem Arm. War es ein Strauß? Schwermütig kam der Fremde am Grab an und legte seine Last ab. Kurz blieb er stehen und fiel auf die Knie. Es dauerte etwas, doch dann stand er auf und ging.

Oliver wartete kurz und schritt endlich auf ihre letzte Ruhestätte zu. Er warf die Rose auf den Sarg, schloss die Augen und senkte den Kopf. Tränen liefen ihm über das Gesicht. Als er die Augen öffnete, sah er es. Dort am Fuße des kleinen Erdhügels standen die wunderschönen Schwertlilien, die er am Tatort gesehen hatte. Unter ihnen auch wieder eine schwarze. Ihr letzter Besucher musste sie dort hingestellt haben.

Ohne weiter darüber nachzudenken, sprintete er los. Erneut schossen ihm tausend Gedanken durch den Kopf. War der Mann noch da? War er der Mörder? Sein Herz pochte wie verrückt. Er hatte das Tor des Friedhofs erreicht. Er stand hinter einem Baum und schaute zum Parkplatz. Er sah den Mann in ein Auto steigen und davonfahren. Oliver ließ sich auf den Boden fallen. Sein Atem wurde langsam ruhiger. Er schaute in den Himmel. Es sah nach Regen aus. Als die ersten Tropfen zu fallen begannen, stand er auf und schaute noch einmal zurück auf ihr Grab. Dann drehte er sich um und ging heim. Das Kennzeichen des Mörders fest in seinem Gehirn.

Es hatte nicht lange gedauert, dem Kennzeichen einen Namen zuzuordnen. Mark Schiller, ein Florist aus dieser Stadt, verkaufte anscheinend dieselbe seltene schwarze Schwertlilie, die er am Tatort und an Lindas Grab gefunden hatte. Schon am Abend der Beisetzung wusste Oliver alles über ihn. Seine Adresse, sein Geburtsdatum, sogar seinen Alltag kannte er. Oliver hatte sich Einblick in Schillers Leben verschafft. Auch jetzt ließ er seine Kollegen im Dunkeln. Er erzählte ihnen nichts von seinen Ergebnissen. Was konnten sie schon tun? Viele Tage verbrachte er mit Beobachtungen. Er folgte dem Floristen zur Arbeit, nach Hause, und sogar an seinen alltäglichen Einkäufen nahm Oliver teil. Er verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Nach und nach entwickelte sich der Florist zu einer Art Obsession, von der er einfach nicht lassen konnte. Der Tagesablauf von Mark Schiller wurde zu seinem. Er war extra umgezogen in ein anderes Hotel, das näher am Haus des Floristen lag. Auch wenn er an ihm nichts Außergewöhnliches fand, war sich Oliver sicher, dass er Lindas Mörder verfolgte. Doch wie sollte er das beweisen? Die Blumen hatte er am Tatort vernichtet, als Beweis galten sie nicht. Mit den Fingerabdrücken war die Polizei auch nicht weiter. Sollte er den Floristen zu einem Geständnis zwingen, es aus ihm herauslocken? Doch selbst, wenn er es schaffen sollte, würde der Florist dann seine gerechte Strafe erhalten? Er musste sicher sein, dass er bestraft wurde. Oliver würde die Dinge selbst in die Hand nehmen.

Es war für ihn schon ganz alltäglich geworden, dem Floristen zu folgen. Eines Abends saß er in seinem Wagen und wartete. Wie gewohnt schloss Schiller seinen Laden ab, setzte sich in sein Auto und fuhr davon. Oliver startete seinen Wagen und wartete einen Moment. Er schaute nach rechts auf den Beifahrersitz. Als er die Hand um das kalte Metall legte, lief ihm der Schweiß die Stirn herunter und er fühlte sich krank. Heute würde es so weit sein.

Noch immer rannte Oliver ihm hinterher. Fast hatte er ihn. Nur noch wenige Schritte war er entfernt. Er konnte ihn schwer atmen hören. Plötzlich war er sich der Waffe in seiner Tasche bewusster als je zuvor. Sein Opfer rannte in eine kleine Seitenstraße, direkt neben einer Kirche. Es war eine Sackgasse. Hier, neben dem Gotteshaus, würde es passieren. Voller Furcht drehte sich der Florist zu seinem Verfolger um. Seine Augen waren aus Angst geweitet. Wusste er, was passieren würde? Oliver zögerte nicht lang. Er zog den Griff seiner Waffe. Hart knallte der Florist auf den feuchten, dreckigen Boden.

Der Florist blickte nicht noch einmal zu seinem Peiniger auf. Er blieb einfach liegen. Sein linkes Auge hatte er geschlossen. Er lag mit dem halben Gesicht in einer Pfütze. Sollte dies das Ende sein? Die letzten Wochen waren nicht die besten gewesen. Angst machte sich in seinem Körper breit. Wie war er nur hierher gekommen? An welchem Punkt in seinem Leben hatte er diesen Weg eingeschlagen?

Mark war in einer kleinen Vorstadt aufgewachsen. Er hatte nie wirklich Freunde, aber umso besser war die Beziehung zu seiner Mutter. Beide verbrachten viel Zeit miteinander. Besonders oft saßen sie im Garten. Nie hatte er wieder einen so schönen Garten gesehen. Seine Mutter hegte und pflegte ihn jeden Tag. An manchen Sommertagen hatten er und seine Mutter sogar im Garten gezeltet. Es war die beste Zeit, die Mark zu Hause verbrachte. Alles hätte so schön sein können, wenn da nicht sein Vater gewesen wäre. Sein Vater war kein schlechter Mensch, das hatte seine Mutter ihm immer wieder gesagt, nachdem sie sich von seinen Schlägen erholt hatte. Den Feierabend verbrachte sein Vater meistens in der Kneipe. Wenn er dann abends nach Hause kam, brachte die Mutter den Jungen schnell ins Bett, wo er so tun sollte, als würde er tief und fest schlafen. Doch jede Nacht lag er wach und hörte, wie seine Mutter stumm die Schläge hinnahm. Dies verlief so über viele Jahre. Mark war alt genug für den Kindergarten, dann für die Schule.

Es war der Abend seines elften Geburtstags. Seine Mutter gab sich, wie gewohnt, unten den Schlägen hin, als er sich aus dem Bett erhob. Er wollte nicht mehr hören, was vor sich ging. Sein Zimmer war im Obergeschoss. Vorsichtig schlich er sich aus seinem Zimmer ins Treppenhaus. An der Wand sah er die Schatten seiner Eltern. Er fühlte, wie er wütend wurde. Er schaute sich das grausame Schattenspiel eine Zeit lang an. Sein Gesicht wurde feucht, die Tränen flossen, seine Hände waren kreidebleich. Er hatte sie zu Fäusten geballt. Ohne weiter darüber nachzudenken, rannte er die Treppe hinunter. Er sah die Stufen nur verschwommen. Zum ersten Mal sah er, wie sein Vater sie schlug. Er wollte irgendetwas tun. Doch was? Er rannte auf seinen Vater zu, er wusste nicht, was er tat. Es war ihm egal. Sein Vater war ein großer, kräftiger Mann, der schon lange bei der Polizei arbeitete. Noch bevor er seinen Vater ansprang, wusste er, wie es enden würde. Wie erwartet, konnte er seinem Vater weder wehtun, geschweige denn ihn umwerfen. Mark lag auf dem Rücken und schaute nach oben. Seine Mutter hatte geschrien, als sie ihn kommen sah.

Er blieb auf dem Boden liegen, starrte an die Decke und fragte sich, was wohl als nächstes geschehen würde. Er hörte schwere Schritte auf sich zukommen und hielt den Atem an. Sein Herz pochte so laut, dass er dachte, seine Eltern würden es schlagen hören. Die Schritte gingen an ihm vorbei. Die Haustür ging auf und nach wenigen Sekunden wieder zu. Er schloss die Augen und atmete aus.

Er setzte sich auf und sah seine Mutter am Boden knien, ihr Gesicht in ihren Händen verborgen. Langsam stand er auf, ging auf sie zu und reichte ihr die Hand. Mit etwas Mühe stand sie auf. Mark führte sie die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer. Er ging erst von ihrem Bett weg, als er sicher war, dass sie schlief. Er wollte sich umdrehen und aus dem Zimmer gehen, als er mit seinem Fuß gegen etwas stieß. Verwundert schaute er nach unten und sah eine kleine braune Box, die einige Zentimeter unter dem Bett hervor ragte. Vorsichtig kniete er sich hin und holte sie hervor. Der Schmerzen in seinem Rücken wurde er sich erst jetzt bewusst. Auch wenn seine Hand zitterte, er öffnete die Box. Mark wusste nicht, ob der Anblick ihn erfreuen oder erzittern lassen sollte.

Sein Vater war in der Stadt nicht besonders gern gesehen. Jeder wusste, was er seiner Frau antat. Doch jeder hatte Angst und Respekt vor ihm. Schließlich war er Polizist, ein Mann des Gesetzes. Wann immer Mark mit seiner Mutter spazieren ging, sah man sie mitfühlend an. Manche erkundigten sich, wie es ihr ging. Natürlich glaubte ihr keiner, wenn sie wieder einmal ein vorbildliches Familienleben vorspielte. Genauso wenig nahm man ihr das falsche Lächeln ab. Mark wusste, dass alle gerne helfen würden, doch zu viel Angst hatten. Dafür hatte er Verständnis. Sie hatten selbst Familien und Kinder.

Was er nicht verstehen konnte, war, dass seine Tante Anna nichts tat. Sie war die Schwester von Thomas, seinem Vater, und eine gute Freundin seiner Mutter. Anna besuchte sie oft. Mark mochte sie nicht. Sie war die Schwester seines Vaters. Allein dafür verachtete er sie. Er versuchte, ihr so gut wie möglich aus dem Weg zu gehen. Irgendwann konnte er sich nicht einmal mehr an ihr Gesicht erinnern. Er wusste auch nicht viel von ihr. Sie war älter als sein Vater und arbeitete als Krankenschwester. Jemand musste etwas gegen seinen Vater tun. Anfangs hatte er gehofft, dass seine Mutter früher oder später etwas tun würde. Doch sie ertrug es nur. Die nächsten Tage war der Vater auf Dienstreise. Das gab den beiden eine Verschnaufpause. Mark dachte oft über seine Mutter nach. Er konnte einfach nicht verstehen, warum sie es hinnahm. Konnte Liebe wirklich so

groß sein? Konnte es wirklich Liebe sein, die sie schweigen ließ? Wie konnte seine Mutter sich in ein so schwaches Opfer verwandeln?

Als der Vater eines Abends zurückkam, war es schlimmer als jemals zuvor. Mark lag im Bett und lauschte. Sie flehte. Zum allerersten Mal flehte sie, er möge aufhören. Es geschah ganz schnell. Mark setzte sich auf und ging in das leere Schlafzimmer seiner Eltern. Vorsichtig holte er die Box unter dem Bett hervor und nahm die Waffe in die Hand. Das kalte Metall fühlte sich gut an in seinen heißen, schwitzenden und zitternden Händen. Er ging die Treppe hinunter und blieb ganz stumm stehen, die Waffe auf seinen Vater gerichtet. Dass er noch nie eine Waffe gehalten hatte, sah man ihm an. Es fiel ihm schwer, gerade zu zielen. Er zitterte wie ein kleiner, schwacher Ast im Wind. Es dauerte etwas, bis sein Vater ihn bemerkte. Für einen Moment stand er nur stumm da und schaute ihn an. Dann fing er an zu lachen, ein fieses Lachen. Seine Mutter blickte vom Boden auf und drehte sich um. Der Ausdruck in ihren Augen machte Mark Angst. Noch nie hatte sie ihn so angsterfüllt angesehen. Er sah wie ihr Mund das Wort »Nein« formte, doch es folgten keine Laute.

Es war bizarr. Seine Mutter kniete auf dem Boden, schaute ihn geschockt an. Der Vater stand hinter ihr und lachte ihn aus. Und Mark, der elfjährige Sohn der beiden, stand an der Treppe und richtete eine Waffe auf seinen Vater. Seine Hände zitterten, sein Herz pochte. Er wollte seinen Vater nicht erschießen, daran hatte er nicht einmal gedacht. Er wollte ihm Angst machen. Er wollte, dass sein Vater aufhörte. Das zumindest hatte er geschafft. Doch nun befand er sich in einer Pattsituation. Wie würde es danach weiter gehen? Nach dieser Aktion würde sein Vater bestimmt wütend sein. Plötzlich hatte er Angst, als würde ihm schlagartig bewusst, was er tat. Es war schwer seine Hände zu beruhigen. Er hatte die Kontrolle verloren. Er fragte sich, woher die Waffe kam. Sein Vater durfte keine nach Hause bringen, das hatte ihm seine Mutter gesagt. Die Angst wuchs. Seine Mutter weinte. Sein Vater lachte. Die Angst legte sich fest um ihn. Er fühlte sich allein, als würde er im Dunkeln auf eine ungewisse Zukunft warten. Seine Sinne versagten. Er hörte das Lachen, das Weinen nicht mehr. Die kalte Waffe fühlte sich leicht an. Was würde mit seiner Mutter passieren? Was würde mit ihm passieren?

Ein lautes Geräusch holte ihn aus seinen Gedanken zurück. Die Waffe fiel endlich auf den Boden. Sein Vater blickte ihn an. Er lachte nicht mehr. Vielmehr schaute er Mark fragend an. Dann fiel er auf den Boden und bewegte sich nicht mehr. Es war ruhig im Zimmer.

Auch seine Mutter gab keinen Laut mehr von sich. Sie saß einfach nur auf dem Boden, starr vor Schreck. Mark blickte auf seine Hände, sie waren ruhig. Sein Herz schlug wieder normal. Trotzdem blieb auch er regungslos stehen. Er versuchte zu sprechen. Er versuchte zu sagen, dass er es nicht gewollt habe, dass sich der Schuss einfach gelöst habe. In seinem Kopf sagte er die Worte und dort blieben sie auch. Seine Stimme war mit dem Schuss verschwunden, als hätte sie sich aus Angst versteckt. Er blickte auf seinen Vater. Mittlerweile lag er in einer kleinen roten Lache, die wie das Meer stetig anstieg.

Ein Klingeln zerriss die Stille im Raum. Mutter und Sohn schauten sich an. Sie war nicht mehr geschockt. Sie sah nicht mehr schwach aus. Sie wirkte stark. Sie erhob sich und ging schnell zu ihrem Sohn. Sie hob die Waffe auf und rannte in die Küche. Mark blieb immer noch wie angewurzelt stehen. Seine Mutter kam mit einem Handtuch und der Waffe zurück. Vorsichtig rieb sie die Pistole mit dem Tuch ab und legte ihre Hand um den Griff. Es schien, als würde sie sie zerquetschen wollen. Sie legte die Waffe auf den Tisch und ging zur Tür. Mark hörte Schritte auf sich zukommen. Er blickte in das Gesicht von drei Polizisten. Er kannte jeden von ihnen. Oft hatte er sie mit seinem Vater gesehen. Er wusste nicht, ob er ihnen trauen konnte. Schließlich hatten sie mit seinem Vater gearbeitet. Langsam gingen sie durch das Zimmer. Bei der Leiche hielten sie und schauten von ihr zu der Waffe auf dem Tisch. Dann blickten sie seine Mutter an. Sie sahen, wie fertig sie aussah. Sie sahen ihre aufgerissene Lippe, aus der noch immer Blut lief, das blaue Auge, das noch keine Zeit hatte zu heilen. Sie sahen die ganzen Blutergüsse auf ihrer Haut. Mark traute seinen Augen nicht. Der Polizist lächelte ihr zu. Es war ein warmes Lächeln, ein Lächeln, das es ihm leichter machte, sich zu beruhigen. Mark zuckte kurz zusammen, als die Stimme des anderen Polizisten erklang.

»Das sieht nach Notwehr aus.« Die beiden anderen Polizisten nickten nur. »Ruft bei der Wache an.«

Mark wurde klar, dass sein Vater vielleicht nicht nur zu Hause so brutal war, sondern dass er sein wahres Gesicht auch bei der Arbeit gezeigt hatte.

Mark hatte damals in dieser kleinen Vorstadt gelebt. Normalerweise verbreiteten sich hier Gerüchte wie ein Lauffeuer. Doch niemand verlor auch nur ein Wort darüber. Die Leute verhielten sich ihm und seiner Mutter gegenüber genauso wie immer. Über seinen Vater wurde nicht gesprochen. So sollte es auch bleiben.

Die Jahre vergingen und Mark wuchs heran. Viel hatte sich nicht

geändert. Er war mittlerweile in seinem letzten Schuljahr und wohnte noch immer bei seiner Mutter. Oft kam seine Tante Anna vorbei, wenn er in der Schule war. Mark war froh darüber. Noch immer hasste er sie. Sie hätte damals etwas tun können. Sie war für ihn eine Fremde, nicht mehr. Seine Mutter freute sich immer, wenn sie da war. Trotzdem musste er sich um sie kümmern. Er hatte viel vor nach der Schule. Er wollte reisen, die Welt sehen. Aber er wusste nicht, ob es ihm möglich sein würde. Seine Mutter brauchte ihn hier. Sie hatte sich verändert. Nach dem Tod seines Vaters ging sie seltener vor die Tür und hatte aufgehört zu lachen. Auch wenn die Wunden der Schläge lange verheilt waren, schrie sie fast jede Nacht. Die meiste Zeit blieb sie in ihrem abgedunkelten Zimmer. Den Garten pflegte sie weiterhin. Es war die einzige Ablenkung, die ihr geblieben war. Mark sah sie ziemlich selten, obwohl sie beide im selben Haus lebten. Sie hatte schon vor einiger Zeit ihre Arbeit verloren, und Mark hatte neben der Schule einen Job in einem Blumenladen angenommen, um sie beide über Wasser zu halten. Er machte sich zunehmend Sorgen um seine Mutter. Stundenlang konnte sie vor dem Fenster sitzen und hinaus in die Leere starren. Worauf sie wartete, wusste Mark nicht. Er kam von der Arbeit nach Hause und ging hoch in ihr Zimmer, fragte wie ihr Tag gewesen sei und was sie getan hätte. Nachdem er wie immer keine Antwort bekam, ging er hinunter und machte das Abendessen. Dann stellte er einen Teller in ihr Zimmer und aß schweigend neben ihr. Kurz bevor er zu Bett ging, schaute er nochmals in ihrem Zimmer vorbei – nur ganz kurz. Natürlich saß sie immer noch an ihrem Fenster. Am nächsten Morgen brachte er ihr das Frühstück und ging in die Schule.

So ging es einige Monate. Mark stand kurz vor den Abschlussprüfungen. Trotz all dem Stress kümmerte er sich immer noch liebevoll um seine Mutter. Eines Morgens brachte er ihr das Frühstück hoch und war überrascht, sie schon auf ihrem Stuhl am Fenster sitzen zu sehen. Doch diesmal sah sie nicht hinaus. Sie sah ihn an. Lange hatte er ihre Augen nicht gesehen. Er blieb im Türrahmen stehen. Erst glaubte er, sich das Lächeln auf ihrem Gesicht einzubilden. Doch das tat er nicht. Sie lächelte. Es war das erste Mal seit langem, dass sie lächelte. Er wollte etwas sagen, doch er wusste nicht was. Er schaute auf die Uhr in ihrem Zimmer und schreckte auf. Er musste sich beeilen, sonst würde er zu spät zur Schule kommen. Er lächelte ihr zu, lief die Treppe hinunter und machte sich bereit für einen langen Tag.

Als er am Abend zurückkehrte, ging er seinem gewohnten Ablauf nach. Er sah nach seiner Mutter, machte das Essen, stellte es neben das leere Glas auf ihrem Tisch und setzte sich stumm zu ihr. Als er fertig war mit Essen, saß er noch einige Minuten bei ihr. Es war ein harter Tag gewesen und alles, was er wollte, war sein Bett. Als er aus dem Zimmer ging, schoss er aus Versehen eine kleine weiße Schachtel unter die Kommode. Er drehte sich noch einmal zu ihr um. Das Essen hatte sie noch nicht angerührt. Ihr leeres Glas stand noch immer auf dem Untersetzer neben ihr. Er ließ sie allein. In seinem Zimmer angekommen, fiel er wie tot ins Bett. Er erwachte von dem Sturm, der vor seinem Fenster tobte.

Er ging hinunter und machte das Frühstück. Langsam stieg er die Treppen zu ihrem Zimmer hinauf. Er wollte sie nicht wecken. Er würde den Teller einfach neben ihr Bett stellen. Sie würde es essen, wenn sie erwachte. Leise öffnete er die Tür. Mark hätte fast den Teller fallen gelassen, als er seine Mutter noch immer auf ihrem Stuhl sitzen sah, genau wie am Abend zuvor. Er stellte den Teller ab und ging zu ihr hinüber. Draußen fegte noch immer der Sturm. Er schaute zu ihrem Bett. Es sah nicht danach aus, als hätte sie darin geschlafen. Neben ihr stand das Glas vom letzten Abend. Auch der Teller mit dem Abendessen war unberührt. Er rief sie. Er zuckte vor seiner lauten Stimme zusammen. Seine Mutter rührte sich nicht. Vorsichtig fasste er ihr auf die Schulter. Ihr Kopf fiel sofort nach vorn und hing wie an einem Gewicht nach unten. Mark rüttelte noch mehr an ihrer Schulter. Ihr Körper bewegte sich unter seiner Hand. Seine Finger berührten ihren Hals. Alle Luft in seinen Lungen war verschwunden. Er war gezwungen, sich auf ihr Bett zu setzen. Er brauchte sie nicht noch einmal zu berühren. Ihre Haut war eiskalt. Starr und kalt wie seine Mutter blieb er auf dem Bett sitzen. Sein Kopf war leer. Er konnte nicht einen Gedanken fassen. Sein Blick fiel auf den Tisch neben ihr. Was er gestern für einen Untersetzer gehalten hatte, war ein kleines Stück Papier gewesen. Er nahm das Glas in die Hand und holte den Zettel darunter hervor. Mit ruhigen Händen öffnete er ihn. Er las die vier Wörter, die darauf geschrieben waren, immer wieder und wieder. Das »Es tut mir leid« war klar formuliert, dennoch starrte er das Blatt an, als wären die Wörter in einer fremden Sprache verfasst. Kraftlos ließ er es zu Boden fallen.

Er ging die letzte Nacht in seinem Kopf durch. Das Papier hatte schon unter dem Glas gelegen, als er ihr das Essen gebracht hatte. Dann war er aufgestanden. Danach war er hinausgegangen. Nein.

Er hatte etwas an seinem Fuß gespürt. Er hatte etwas weg geschossen und es hatte ihn nicht gekümmert, weil er so müde war. Er sprang vom Bett auf und rannte zur Tür. Er bückte sich und fand die kleine weiße Schachtel unter der Kommode. Es waren Tabletten. Schlaftabletten. Dass die Packung leer war, fiel im gar nicht auf. Nur ein Wort ging in seinem Kopf herum. Und das »Nein« wiederholte sich immer wieder. Er merkte gar nicht, dass er es flehend hinaus-schrie. Er ging durch den Raum und hob das Glas an seine Nase. Er rümpfte sie. Den Geruch hatte er schon früher nie leiden können. Es erinnerte ihn an seinen Vater. Es erinnerte ihn an dessen Tod. War Mark jetzt auch schuld am Tod seiner Mutter? Der Alkoholgeruch lag ihm noch in der Nase, als er das Glas auf den Boden fallen ließ. Kurz danach war auch er am Boden, auf den Knien und schlug darauf ein. Heiße Tränen liefen ihm über das Gesicht, als er sich umsah.

Der Raum machte ihn wütend. Dieses Haus erzürnte ihn. Er stand auf und schmiss die Kommode um, unter der er die Packung Tabletten gefunden hatte. Er warf den Tisch, auf dem das Glas gestanden hatte, gegen die Wand. Er verwüstete das gesamte Zimmer, während seine Mutter tot in ihrem Stuhl saß. Er ging nach unten und tat dort dasselbe. Nach einigen Stunden kehrte er nach oben zurück.

Sein Wutausbruch hatte ihm einige Schrammen beschert, doch das war ihm egal. Es ging ihm besser. Er hatte abgeschlossen mit diesem Haus, mit der Wut auf seine Eltern, mit seiner Kindheit. Der einzige, auf den er nun wütend war, für den er nichts als Hass empfand, war er selbst. Er hatte seinen Vater auf dem Gewissen und nun seine Mutter. Anscheinend hatte sie die Schuld nicht mehr ertragen. Eine Schuld, die eigentlich seine war. Mark ging zu ihrer Leiche und küsste sie auf die eiskalte Stirn. Sein Blick fiel nach draußen. Es war der erste Herbsttag. Es war der Tag an dem seine Mutter gestorben war, der Tag, an dem er zum Waisen geworden war. Es war der Tag, an dem die Blumen in ihrem Garten begonnen hatten zu verblühen.

Schon eine Woche nach dem Tod seiner Mutter war Mark aus dem Haus ausgezogen. Er konnte dort nicht länger leben. Er zog in die Großstadt. Die Schule hatte er abgebrochen. Er arbeitete die nächsten Jahre ununterbrochen bei mehreren Floristen gleichzeitig, um seinen Schmerz zu vergessen. Nach einiger Zeit hatte er genug Geld, um zu reisen. Er besuchte Ausstellungen und sah sich Blumen auf der ganzen Welt an. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er seinen eigenen Blumenladen eröffnete. Die Jahre vergingen und er etablierte sich erfolgreich durch seine seltenen und kostbaren Züchtungen.

Besonders beliebt waren seine schwarzen Schwertlilien. Schon bald hatte sich sein Laden zu einem Geheimtipp entwickelt. Es bildete sich eine Stammkundschaft, die er zu pflegen wusste.

Linda Stork hatte es ihm angetan. Sie kam oft in seinen Laden. Anfangs, um Blumen zu kaufen, später dann, um ihn zu sehen. Es dauerte nicht lange, dann hatte sich eine Freundschaft zwischen den beiden entwickelt. Etwas, das Mark nicht kannte. Er war schon früher mehr ein Einzelgänger gewesen, und viele Versuche, Kontakte zu knüpfen, schlugen fehl oder brachten ihm hämisches Gelächter ein. Irgendwann hatte er es aufgegeben und Halt bei seiner Mutter gefunden. Nach ihrem Tod hatte er sich immer mehr zurückgezogen. Doch Linda schaffte es, ihn aus seinem neckenhaus hervorzulocken. Immer häufiger trafen sie sich außerhalb des Geschäfts und die Gespräche wurden immer intimer. Sie berührte seine Hand und umarmte ihn häufig. Oft küsste sie ihn auch auf die Wange. Wie jemand, der nie Freundschaft erfahren hatte, las er viele Signale falsch. Er hatte sich verliebt.

Eines Abends wollte er sie zu Hause besuchen. Er hatte ihr einen Blumenstrauß mitgebracht, den schönsten, den er je gemacht hatte. Auch sie war eine der vielen Frauen, die Gefallen an seinen Schwertlilien gefunden hatten. Er freute sich, sie wiederzusehen. Erwartungsvoll stand er vor ihrer Haustür und klingelte. Sie kam zur Tür und blickte ihn traurig und schockiert an. Sie freute sich nicht ihn zu sehen.

»Mark? Was tust du hier?« fragte sie entsetzt. Sie zog die Tür hinter sich zu. »Ist der für mich? Mark, was soll das?«

»Ja.« Er versuchte zu lächeln. »Kann ich vielleicht reinkommen? Dann reden wir darüber.« Es waren ihre nächsten Worte, die er nie vergessen würde.

»Das ist gerade schlecht. Meinem Mann geht es nicht so gut. Er hat gerade einen neuen Job angefangen und hat Probleme. Oliver versteht es vielleicht falsch, wenn du jetzt reinkommst.« Mit diesen Worten knallte sie ihm die Tür vor der Nase zu.

Die Tage schienen ihm endlos ohne die Gespräche mit Linda. Den Laden öffnete er nur aus einem Grund. Vielleicht würde sie sich doch bei ihm melden. Vielleicht würde sie ihm verzeihen. Doch selbst, wenn sie ihm verzeihen würde, könnte er dasselbe tun? Sie hatte einen Mann. Hatte er die ganzen Signale falsch verstanden? Noch nie hatte er sich bei einem Menschen so wohl gefühlt. Ihre Wohnung

hatte er jedoch nie gesehen. Jetzt wusste er auch warum. Vielleicht liebte sie ihren Mann auch nicht mehr? Schlug er sie, wie sein Vater damals seine Mutter? Vielleicht hatte sie Angst vor ihm, genau wie seine Mutter Angst vor seinem Vater gehabt hatte. Dieser Hoffnungsschimmer brachte ihn durch die nächsten Tage. Tagein, tagaus wartete er auf sie.

Er wollte schon fast die Hoffnung aufgeben, als sie endlich im Laden erschien. Er freute sich, sie wiederzusehen. Doch dann tat sie etwas, das ihm mehr wehtat, als zu erfahren, dass sie einen Mann hatte. Sie tat so, als würde sie ihn nicht kennen. Sie suchte einen Blumenstrauß. Nachdem er mit ihrem Strauß damals weggegangen war, hatte er diesen jedes Mal gemacht, wenn er an sie dachte. Sie suchte sich genau so einen aus. Tat sie es, um ihn noch mehr zu verletzen? Als sie bezahlte, schaute sie ihn nicht einmal an. Dann verließ sie sein Geschäft. Er war wütend. Er wollte ihr hinterherrennen und sie fragen, was das sollte. War der Strauß für ihren Mann? War jemals ein Strauß nur für sie gewesen? Doch er blieb allein und verzweifelt sitzen.

Abends wollte er sie zur Rede stellen. Er stieg langsam die Treppe hinauf. Der Flur war leer. Nur eine ältere Dame grüßte ihn freundlich und ging in ihre Wohnung. Dann stand er vor ihrer Tür. All seine Wut war wie weggeblasen. Seine Wut tat ihm leid. Er wollte sich entschuldigen. Er würde ihr sagen, dass er ihr verziehen hatte. Als er klopfen wollte, ging die Tür auf. Mark wunderte sich und ging den dunklen Flur entlang. Er sah etwas leuchten in der Dunkelheit. Waren es Kerzen? Hatte sie auf ihn gewartet? Sein Herz pochte. Er freute sich. Plötzlich stieß er gegen etwas am Boden. Es war dunkel. Er suchte die Wand nach einem Schalter ab. Schließlich fand er ihn. Im Nachhinein wünschte er sich, er hätte das Licht ausgelassen, wäre nicht hierher gekommen.

Er starrte auf ihre Leiche am Boden. Ein blutverschmierter Kerzenständer lag neben ihrem Kopf. In Gedanken versunken hob er ihn auf und betrachtete ihn. Als sein Blick auf seinen Blumenstrauß fiel, fiel der Kerzenständer zu Boden. Es war sein Strauß, den er für sie zusammengestellt hatte. Mark nahm die weiße Vase vom Schrank und stellte sie neben Linda.

Er war allein mit ihrer Leiche im Zimmer. Nichts als das Ticken der Uhr war zu hören. Er setzte sich auf die Couch. Es machte ihm nichts mehr aus mit einer Toten allein zu sein. Irgendwie hatte er sich daran gewöhnt. Zweifel stiegen in ihm auf. Wieso hätte es ihm auch einmal

gut gehen sollen? Scheinbar hatte er kein Glück verdient. Oder war es eher andersherum? Tat er den Leuten weh? War er der Grund, warum alle Menschen, die ihm wichtig waren, starben? Wäre er doch nur früher zu Linda gefahren. Hätte er es verhindern können? Hätte er den Tod seiner Mutter verhindern können? Er hatte schon lange nicht mehr über seine Eltern nachgedacht.

Schmerzen stiegen in ihm hoch. Sie waren größer als alles, was er jemals empfunden hatte. Er hatte all das verursacht. Er hatte seine Mutter in den Tod getrieben. Hätte Linda nie seinen Laden betreten, würde sie jetzt nicht da liegen. Doch was sollte er tun? Einen Moment lang dachte er darüber nach, sich das Leben zu nehmen. Letztendlich kam er zu dem Schluss, dass er es nicht verdient hatte. Er hatte sich sein Leben so geschaffen, wie es war. Es jetzt zu beenden, wäre feige und Linda und seiner Mutter gegenüber nicht fair. Nein, er würde sich sein ganzes Leben Vorwürfe machen. Das hatte er verdient. Dies war seine Strafe. Er wollte leiden, der Tod wäre keine Strafe für ihn. Mark stand auf und ging zur Tür. Nie wieder würde er einem Menschen schaden. Er würde sich zurückziehen. Er drehte sich noch ein letztes Mal um. So würde er Linda in Erinnerung behalten, als sein Opfer. Nachdem er sich leise verabschiedet hatte, schritt er durch die Tür und machte sich auf den Weg in ein einsames Leben. Unwissend, dass der wirkliche Mörder noch immer vor Ort war.

Während er in Lindas Wohnung war, hatte er nicht eine Träne vergossen. Es fiel ihm schwer, doch er verbat es sich. In seinem Laden angekommen, setzte er sich auf seinen Tresen und startete in die Dunkelheit. Was würde jetzt wohl mit Linda passieren? Würden sie herausfinden, wer der Mörder war? Würde es in den Zeitungen stehen oder war Lindas Fall viel zu ordinär für die Medien? Lange saß er im Dunkeln und wartete. Worauf, wusste er nicht. Er blickte auf die Kasse. Wenn er schon nicht weinen durfte, würde er wenigstens die Abrechnung machen, um sich abzulenken.

Er rutschte vom Hocker und öffnete die Kasse. Er wusste genau, wo der Schein lag, mit dem Linda bezahlt hatte. Er hatte ihn einfach hinein geworfen und vor lauter Wut die Kasse zugeknallt. Er staunte nicht schlecht, als er die Kasse öffnete und einen kleinen Zettel sah. Sie musste ihm das Papier mit dem Schein gegeben haben. Seine Hände zitterten, als er das kleine Blatt Papier entfaltete. Er hatte noch nie ihre Handschrift gesehen, dennoch wusste er sofort, dass es ihre war. Sie war genauso schön wie sie selbst. Die Nachricht war klein, trotzdem reichte es, um die Tränen, die er zurückgehalten hatte, aus ihm hervorzulocken. Jetzt, wo sie tot war, schienen die Worte

noch mehr Bedeutung zu haben, als es davor möglich gewesen wäre. Zumal er die Zeilen schon einmal gelesen hatte, viele Jahre zuvor. War Linda zu ängstlich gewesen, es ihm zu sagen? Hatte sie Angst gehabt, er wäre böse? Er wusste nicht, ob ihr »Es tut mir leid« ihm mehr bedeutete als das seiner Mutter. Hatte sie den Strauß gekauft, weil er sie an ihn erinnerte? Mark fühlte sich komisch. Leer. Er litt unter ihrem Tod. Er weinte deswegen. Er saß hinter seinem Tresen und las sich immer wieder ihre Zeilen durch. Aber er weinte nicht um die Person, die er nie kennengelernt hatte. Er weinte nicht um die Frau, die er geliebt hatte. Sondern um die einzige Freundin, die er jemals hatte.

Der Zettel schien ihm alles etwas leichter zu machen. Er hatte akzeptiert, dass sie einen Mann hatte. Er hatte akzeptiert, dass aus ihnen nie etwas geworden wäre. Er hatte akzeptiert, dass sie tot war. Er hatte seine Strafe, ein Leben in Schuld und Leid zu führen, akzeptiert.

Wie erwartet, war von Lindas Tod in den Medien nichts zu hören oder zu lesen. Ob das gut oder schlecht war, wusste er nicht. Er hatte zu wenig Ahnung von solchen Dingen. Die nächsten Tage verbrachte er damit, sich wieder seinem Alltag zuzuwenden. Auch wenn er sich nach außen nett und fröhlich gab, tobte tief in ihm ein Kampf, den er nicht gewinnen konnte. Die Schuld flammte hier und da auf und ebte wieder ab. Leute kamen in den Laden, kauften etwas und gingen wieder. Sein Kopf war woanders. Er musste etwas tun. Schnell stellte er noch einen Strauß aus seinen Lilien zusammen und setzte sich ins Auto.

Er war schon lange nicht mehr in der Straße seiner Kindheit gewesen. Er saß im Auto und schaute auf das dunkle Haus. Er hatte eigentlich erwartet, dass hier niemand wohnen würde. Schließlich waren hier zwei Menschen gestorben. Er fühlte sich leicht, als er die Treppe hinaufstieg. Das Wohnzimmer sah genauso aus, wie er es vor Jahren verlassen hatte. Er erinnerte sich an alles. Die Nacht, in der er seinen Vater erschossen hatte. Der Morgen, an dem er seine Mutter tot aufgefunden hatte. Doch all das spielte keine Rolle mehr. Die Schuld lag allein bei ihm. Alles hatte hier begonnen. Er ging weiter in das Wohnzimmer hinein und blieb an einer Stelle stehen, an der der Teppich etwas dunkler war. Er kniete nieder und berührte den Fleck mit seiner Hand. Tränen stiegen ihm in die Augen. Nicht weil hier sein Vater gestorben war, sondern weil er hier seine Kindheit, so schlimm sie auch gewesen war, endgültig verloren hatte.

Er stand auf und ging zurück auf die verregnete Straße, stieg in seinen Wagen und fuhr los. Nur ein Strauß Blumen und eine erloschene Kerze, die er nicht gesehen hatte, blieben zurück.

Kurze Zeit später hielt er wieder an. Obwohl es regnete, ging er langsam auf sein Ziel zu. Er war noch nie hier gewesen. Bei der Beerdigung war er so tief am Boden gewesen, dass er nicht dazu bereit gewesen war, das Haus zu verlassen. Doch nun war er hier. Mit Bedacht ging er die Reihen entlang und suchte nach ihrem Namen. Sie hatten sie an einem sehr schönen Platz beigesetzt. In der Nähe eines großen Baumes, der im Sommer Schatten spendete, und im Frühjahr war sie von Blumen umgeben. Ein Grablicht stand direkt vor ihrem Stein. Wer es dort wohl hingestellt hatte? Mark sah die verwelkten Blumen rings um ihr Grab herum stehen. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Dort stand er nun. Nach etlichen Jahren hatte er das Grab seiner Mutter erreicht. Doch was nun? Sollte er etwas sagen? Würde sie ihn hören? Der Regen prasselte auf ihn herab. Traurig schaute er auf ihr Grab. Obwohl seit dem Tag ihres Todes so viele Jahre vergangen waren, sich so viele Sachen geändert hatten, so fühlte er sich doch wieder wie ein Kind.

Bevor er sich versah, hatte er zu reden begonnen. Der Regen nahm zu, doch das störte ihn nicht. Dann wurde er eben nass. Er redete mit seiner Mutter, wie er es seit dem Tod des Vaters nicht mehr getan hatte. Mark nahm kein Blatt vor den Mund. Er erzählte alles. Von seinen Reisen, von seinem Geschäft und sogar von Linda. Aber auch von seiner Bürde, die er sich auferlegt hatte. Er sagte ihr noch einmal, wie leid es ihm tat, dass er ihr ihren Mann genommen hatte. Den Mann, den sie über alles geliebt hatte. Er verstand nun, wieso sie bei ihm geblieben war. Ihre Liebe zu ihm war stärker gewesen als die Schläge und Blutergüsse. Es schien, als redete er stundenlang. Mit jedem Wort, das er sprach, bröckelte der Stein in seiner Magengrube ein bisschen mehr. Die Sonne ging langsam unter und tauchte ihr Grab in ein wunderschönes Licht. Der Regen hatte schon lange aufgehört, er hatte es nicht bemerkt. Er beschloss, im Frühjahr wiederzukommen, wenn die Blumen zu blühen begannen. Es musste im Frühjahr so ein schöner Ort sein. Wer ihn wohl für seine Mutter ausgesucht hatte?

Er schaute auf die Uhr. Es war spät. Morgen war ein wichtiger Tag. Weniger für ihn als für sein Gewissen. Er wusste nicht, wie es ihm morgen gehen würde. Morgen war Lindas Beerdigung. Er wollte hingehen, aber im Hintergrund bleiben. Er wollte nicht, dass sich jemand fragte, wer er wohl sei. Niemand würde ihn kennen und doch

hatte er Angst. Würde ihr Mann da sein? Wusste er, was vor sich gegangen war? Mark konnte nur versuchen, sich vorzustellen, wie er sich wohl fühlen musste. Ein letztes Mal schaute er auf das Grab seiner Mutter. Es gab eine Verbindung zwischen ihr und Linda. Beide waren das einzig Gute in seinem Leben gewesen und beide hatten ihn verlassen. Mark ging in die Hocke und legte die Blumen nieder. Es war bereits dunkel und nur noch die Kerze schien auf ihren Grabstein. Er fühlte sich gut. Alles hatte er sich von der Seele geredet. Nur eins hatte er sich für den Schluss aufgehoben. Oft hatte er es in seinem Kopf gesagt, aber nie so gemeint. Sie hatte ihn verlassen. Es war seine Schuld, aber sie hatte sich dazu entschieden, ihn zu verlassen. Nun hatten diese Worte eine Bedeutung für ihn.

»Ich verzeihe dir«, er fühlte die Worte. Er fühlte sich leichter. Mit dieser Leichtigkeit verließ er den Friedhof. Er wollte wiederkommen. Im Frühjahr, wenn die Blumen blühen.

Er erwachte früh am nächsten Morgen. Die erwartete unruhige Nacht war ausgeblieben. Er war bereit für das, was ihn heute erwarten würde. Mark wollte sich verabschieden. Der Blumenstrauß stand schon in der Ecke, die schwarze Lilie stach heraus. Lange blickte er sich im Spiegel an. Man sah ihm das Leid der vergangenen Tage nicht an. Er war darüber hinweg, allein zu sein. Linda war eine Phase gewesen, der letzte Versuch, eine Bindung mit einem anderen Menschen einzugehen. Sein Leben als Einzelgänger war endgültig besiegelt. Mark sah nicht wie ein Florist aus in seinem schwarzen Anzug. Er musste lächeln. Er ging als der Mann zu Lindas Beisetzung, den sie kennengelernt hatte. Die Zeremonie würde um zehn anfangen. Gegen elf würden die ersten Leute gehen. So lange würde er sich im Hintergrund halten.

Der Friedhof lag ruhig. Es war ein sonniger Tag. Dennoch reichte die Stärke der Sonne nicht aus, um die Umgebung zu erwärmen. Es war der erste richtig kalte Tag des Jahres. Es würde nicht lange dauern, bis der erste Schnee fallen würde. Die Beerdigung war schön. Mark hatte sich gegen einen abgelegenen Baum gelehnt. Die Leute lagen sich in den Armen und weinten. All diese Menschen hatten sie besser gekannt als er. Er gehörte nicht zu ihnen. Nein, er würde allein um sie trauern. Nach und nach gingen die Gäste. Langsam schritt er auf ihr Grab zu. Es war ein schöner Tag. Er stellte sich vor, wie Kinder auf einem Spielplatz spielten und Leute durch die Stadt bummelten. Es war surreal, an einem solchen Tag auf eine Beerdigung zu gehen. Der Boden war weich vom Regen der letzten Tage. Sollte er etwas sagen? Aber was? Es war, als würde er sich von einer

bekanntem Unbekanntem verabschieden. Alles kam zu ihm zurück. Ihr erstes Treffen. Die Abende, die sie zusammen verbracht hatten. Aber auch, wie er ihre Leiche gefunden hatte, wie er herausgefunden hatte, dass sie einen Mann hat. Er sank zu Boden. Tränen fielen auf das Gras, wie der Regen am letzten Abend. Es tat ihm alles so leid. Er wollte sie wissen lassen, dass er ihr verziehen hatte und dass er hoffte, sie würde das Gleiche tun, wo auch immer sie jetzt war. Er legte die Blumen nieder, stand auf und ging. Es war ein kurzer Abschied, auch wenn seine Nachwirkungen ihn wohl bis an sein Lebensende zeichnen würden.

Er schaute zum Himmel. Es wurde dunkler. Wolken zogen auf, als hätte sich der Himmel doch dazu entschlossen, an der Beerdigung teilzuhaben. Die Wolken verdichteten sich, als er ins Auto stieg und davonfuhr. Die Wolken galten jedoch nicht nur Linda. Auch für ihn zog die Dunkelheit auf. Jemand hatte beobachtet, wie er davongefahren war.

Die nächsten Tage verbrachte Mark damit, sein Leben wieder in Ordnung zu bringen. Obwohl er die ganze Zeit ein komisches Gefühl hatte. Er hätte schwören können, dass er das gleiche Auto immer wieder sah. Die ganze Zeit stand es auf der Straße gegenüber seinem Laden. Verfolgte ihn jemand oder wurde er langsam paranoid? Mark versuchte sich, so gut es ging, abzulenken, auch wenn es nicht immer klappte.

Es war ein Abend wie jeder andere. Nach getaner Arbeit schloss Mark seinen Laden ab und fuhr heim. Unterwegs bemerkte er seinen Schatten. Er bog in eine kleine Seitenstraße ein und stieg aus dem Wagen. Mark lehnte sich an die Fahrertür und wartete. Es dauerte eine Weile, doch schließlich kam er. Der Wagen bog um die Ecke. Mark musste seinen Blick vom Auto abwenden, weil ihn die Scheinwerfer blendeten. Wie ein verirrtes Reh im Scheinwerferlicht blieb er ganz starr. Er wartete. Was ging in dem Auto vor? Wer saß dort drinnen? Plötzlich gingen die Scheinwerfer aus. Der Motor wurde abgestellt und die Tür ging auf. Ein Mann stieg aus. Es war schwer, ihn im Dunkeln zu erkennen. Wer war er? Kannte er ihn? Der Mond fiel auf die Straße. Die beiden Männer standen sich gegenüber. Im Licht des Trabanten blitzte etwas in der Hand des Mannes auf. Mark musste zweimal hinschauen, um zu erkennen, was es war. Panik stieg in ihm auf. Ohne nachzudenken, rannte er los.

Mark hustete. Das dreckige Pfützenwasser lief ihm in den Hals. Er versuchte sich aufzuraffen, doch es war zwecklos. Der Kommissar stand über ihm, die Waffe in der Hand. Würde er schießen? Der Kommissar hievte den Floristen hoch und stieß ihn an die Kirchenmauer. Langsam sank er zu Boden und blieb dort regungslos sitzen. Immer wieder dachte er: »Den Tod hab ich nicht verdient.« Er wollte leiden. Der Tod wäre eine Erlösung. Der Kommissar schlug ihn mit der Faust ins Gesicht. Blut lief in seinen Mund. Er versuchte zu sprechen, doch sein Mund wollte seinem Befehl nicht folgen. Ohne ein weiteres Wort zielte der Kommissar auf sein Opfer. Seine Hand zitterte. »N... Nein.« Der Florist schaute zu ihm hinauf, als er sprach. »Ich ... Ich wusste es nicht.« Der Kommissar war verwirrt. Was sollte er tun? Flehte der Mörder um sein Leben? »Ich ver... verdiene es ... es nicht.« Der Kommissar wurde wütend. Er würde abdrücken. Sein Gehirn schickte die Aufgabe an seinen Finger, doch dieser bewegte sich nicht. Er versuchte den Abzug zu betätigen. Doch es ging nicht.

Die Erinnerungen trafen Oliver wie einen Schlag. Er hatte sie nicht vergessen, aber verdrängt.

Mark versuchte aufzustehen, während der Kommissar mit sich selbst kämpfte. Er wollte nicht fliehen, er wollte erklären.

Oliver nahm die Bewegungen des Floristen wie durch einen Schleier wahr. Immer wieder sah er, wie seine Frau tot vor der Couch lag. Dort stand ihr Mörder. Alles sprach dafür. Die Blumen waren der Schlüssel gewesen. Oft hatte sie Blumen gehabt. Hatte er sich in sie verliebt? Wollte er sie und war vor den Kopf gestoßen worden? Oder hatte sie sich verliebt?

Mark blieb regungslos stehen und beobachtete den Kommissar. War es sicher, zu sprechen? Wie sollte er anfangen? Er wusste nicht einmal, was er verbochen hatte, weswegen er verfolgt wurde.

Oliver fasste sich an den Kopf. Die Waffe an seine Schläfe gerichtet.

Mark musste zweimal hinschauen, um zu begreifen, was er sah. Was geschah hier? Sollte er dem Mann helfen?

Oliver wurde schwindelig. Die Umgebung verblasste. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er wollte seine Frau rächen. Konnte er es? War der Florist der Mörder?

Mark wägte die Situation und die Optionen ab. Was konnte er tun? Er könnte davonlaufen. Würde der Mann ihm nachkommen? Er könnte dem Mann helfen. Würde er es als Angriff werten? Er könnte

etwas sagen. Würde der Mann sich erschrecken und feuern?

Verzweifelt versuchte Oliver die Bilder aus seinem Kopf zu verbannen. Hier stand ihr Mörder und er weinte wie ein kleines Kind. Dieser Mann hatte das einzig Gute in seinem Leben ausgelöscht.

Mark war überrascht, als er Tränen auf dem Gesicht des Mannes sah.

Oliver atmete tief ein und aus. Was würde Linda tun? Sie würde ihn beruhigen. Sagen, er denke zu viel nach. Er müsse sich von allem Unwichtigen befreien.

Der Mann schien sich zu beruhigen. Mark sah es ihm an.

Oliver blendete alles aus. Es gab nur ihn, den Floristen und eine Entscheidung. Das war alles. Eine Entscheidung.

Mark hatte sich für eine Option entschieden. Vielleicht würde er sich besser fühlen, wenn er vor der Polizei zugab, Linda gekannt zu haben. Was würde der Mann dann tun?

Oliver sah sie ganz genau vor sich. Wie sie dort stand, hinter der Couch. Hatte sie geschrien? Hatte sie gelitten? Oliver versuchte sich ihre liebevolle Art hinter einem Schleier der Depression vorzustellen.

Mark drehte sich in letzter Sekunde zu seinem Peiniger, als der Schuss die Stille durchtrennte. Oder war es nur der Glockenschlag des Kirchturmes? Er fühlte eine Enge in seiner Brust. Er sah weiße Punkte. War es Schnee? Seine Augen suchten den Kommissar. Dieser stand einfach nur da und blickte ihn an mit einer Mischung aus Erstaunen, Angst und Genugtuung.

Oliver schaute ihn an. Er versuchte herauszufinden, was er selbst fühlte. War es Erstaunen, Angst oder Genugtuung? Nein, es war Leere.

Mit verlorenen Augen blickte Mark den Kommissar an.

Oliver sah seine Augen. Dieser verlorene Blick, er kannte ihn. Er glaubte es zumindest. Mark Schiller sagte ihm nichts. Sein Gesicht sagte ihm nichts. Doch diese Augen, diese traurigen, verlorenen, einsamen Augen kannte er. Woher nur? Aus der Schule? Der Einzelgänger?

Mark erkannte den Kommissar. Dann wurde alles schwarz. Er spürte etwas Kaltes, Nasses. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Mark hatte bekommen, was er wollte. Er litt.

Der Florist war zu Boden gefallen. Sein Blut mischte sich mit dem dreckigen Wasser einer Schneepfütze. Es begann immer heftiger

zu schneien. Es war ein abgelegener Teil der Kirche. Wann würde man seine Leiche finden? Immer mehr weiße Flocken färbten sich tief rot, als sie in seine Blutlache fielen, bevor sie durch die Wärme schmolzen. Eine Weile schaute Oliver dem Stilleben zu. Dann ging der Mörder in ihm weg, der Kommissar in ihm blieb und würde so lange beim Floristen bleiben, bis er starb.

Sie hörte Schritte im Hausflur und stand auf. Vorsichtig öffnete sie die Wohnungstür einen Spalt und schaute hinaus. Sie sah ihn. Traurig, am Boden zerstört. Sie freute sich. Endlich war es so weit. Nach langen Jahren war der Moment da. Wie ein kleines Kind fing sie an zu lachen. Sie konnte nicht anders. Sie würde ihm alles erzählen. Es würde ihn brechen. Niemand konnte mit so einer Schuld leben, nicht einmal sie. Auch sie würde bekommen, was ihr zustand, doch sie hatte keine Angst davor. Sie würde es lächelnd entgegennehmen. Schnell zündete sie zwei Kerzen an. Voller Freude und im Einklang mit sich selbst, trat sie auf den Flur hinaus und ging zu seiner Tür.

Oliver hatte gedacht, es würde ihm besser gehen nach dem Tod des Floristen. Doch er fühlte sich leer. Er ging zum ersten Mal seit Lindas Beisetzung zurück in die gemeinsame Wohnung. Er schaute auf den Teppich im Wohnzimmer. Dort hatte sie gelegen. Er ging hinüber zur Couch, setzte sich und starrte den Fleck an. Es klopfte an der Tür. Oliver hatte keine Kraft zu sprechen und antwortete nicht. Jemand schloss die Tür auf, er drehte sich um und eine alte Dame, seine Nachbarin, trat hinein.

»Schlimme Dinge sind in deinem Leben passiert Oliver. Ich hoffe, du hast gelitten, als deine Mutter starb. Ich hoffe du hast gelitten, als du deinen Vater gefunden hast. Wie war es für dich, als du deine Frau dort tot aufgefunden hast? Ich bereue es sehr, dass ich dich nicht habe öfter leiden sehen. Du musst wissen, alles hätte verhindert werden können. Willst du wissen, was passiert ist, Herr Kommissar?« sie lachte. »Willst du wissen, wer dafür verantwortlich ist?“ Ihr astartiger Finger zeigte auf ihn.

Er wollte etwas sagen, doch was? Wer war sie? Was wusste sie? Keine Worte verließen seinen Mund. Er nickte. Still setzte er sich wieder und sie begann zu erzählen.

Anna Schiller war schon als Kind sehr schlau gewesen. Sie wusste, dass, wann immer ihr Vater nach Hause kam, es Schläge bedeutete. Sie wusste, dass ihr Vater sie lieb hatte, dennoch rannte sie dann immer in ihr Zimmer und versteckte sich. Ihr Bruder Thomas war anders. Er wollte seinem Vater ein guter Sohn sein und ließ sich brav und ohne Worte schlagen. Anna konnte nichts tun, als zuzusehen, wie ihr kleiner Bruder jede Nacht weinte. Sie war zu klein, um etwas zu tun. Was konnte ein elfjähriges Kind schon unternehmen? Eine Waffe auf ihn richten? Nein, natürlich nicht. Irgendwann kam der Vater nicht mehr heim. Von einem auf den anderen Tag war er weg. Lange hörten sie nichts von ihm. Eines Morgens las Anna von einem Mann, der betrunken in den Fluss gefallen war. Es war ihr Vater.

Anna war um einiges älter als ihr kleiner Bruder. Nun, wo der Vater weg war, kümmerte sie sich um ihn. Für sie war es schön. Niemand wurde geschlagen und alles war friedlich. Doch Thomas vermisste seinen Vater. Jede Nacht weinte er um ihn, flehte, er möge wiederkommen. Thomas kam ganz nach seinem Vater. Auch wenn er jünger als seine Schwester war, war er bald größer und stärker. Mit der Zeit begann er gewalttätig zu werden. Nicht nur ihr gegenüber, sondern auch Anderen.

Als Thomas alt genug war, verließ er seine Schwester und ging seinen eigenen Weg. Sie schloss ihre Ausbildung als Krankenschwester ab und fand den Mann ihres Lebens. Sie waren wie füreinander geschaffen. Karsten Stork gab ihr viel Halt und half ihr über ihre Kindheit hinweg. Sie liebte ihn sehr, doch ihr fehlte Thomas. Sie sah ihn erst wieder, als er seine Frau Julia geheiratet hatte. Anna und Karsten besuchten ihn und seine Familie. Thomas entschuldigte sich dafür, wie er sich damals verhalten hatte. Für einige Zeit schien Anns Familie doch endlich in Einklang zu leben.

Alles war gut, bis sie eines Abends von der Arbeit kam und Karsten auf der Couch saß. Er sah traurig aus. Er sagte, er würde sie verlassen wegen einer Anderen. Er habe sich neu verliebt, habe versucht, seine Gefühle zu verbergen. Doch nun sei sie schwanger und er wolle für das Kind da sein. Schnell hatte er fertig gesprochen. Es klang wie eine Rede, die er tausendmal geübt hatte und die ganz frei von Emotionen war.

Anna war am Boden zerstört. Sie hatte ihn geliebt. Er war die Liebe ihres Lebens gewesen und nun stand sie da, allein. Tagelang saß sie auf der Couch und schaute aus dem Fenster. Sie wusste nicht, was sie mit sich anfangen sollte. Sie beschloss, ihn aufzusuchen. Vielleicht konnte sie ihn zurückgewinnen. Es war mitten in der Nacht,

als sie den Mut aufbrachte, ihn zu besuchen. Es war ein schönes Haus, in dem er wohnte. Lange saß sie im Auto und überlegte, was sie sagen sollte.

Schließlich ging sie zur Haustür und klingelte. Ein Kind begann zu schreien und Lichter gingen an. Karsten öffnete die Tür. Annas Augen leuchteten und sie sah ihn liebevoll an. Dann aber sah sie seinen Blick. Karsten sagte nicht viel. Er wolle sie nicht wiedersehen, sie solle ihn und seine Familie in Ruhe lassen. Er hatte kein Verständnis für ihr Verhalten und schlug ihr die Tür vor der Nase zu.

Nach dieser Nacht fuhr sie immer öfter zu seinem Haus und jedes Mal wurde sie von Karsten weggescheucht. Irgendwann fing sie an, ihm heimlich zu folgen. Durch Zufall begegnete sie Julia im Supermarkt. Anna war Karsten bis hierher gefolgt und hielt sich bedeckt. Julia sah sie, ging auf sie zu und fragte, was sie hier tue. Dann sah sie Karsten. Mitfühlend schaute sie zu Anna. Sie ließ ihren vollen Einkaufswagen stehen und brachte Anna heim. Sie blieb bei ihr. Es tat ihr leid, dass sie nicht für Anna da sein konnte. Aber Julia hatte eigene Probleme. Die Polizeiwache, in der Thomas arbeitete, hatte Personalkürzungen vorgenommen. Thomas hatte seine Arbeit verloren und saß nun den ganzen Tag deprimiert zu Hause. Die beiden Frauen erzählten sich gegenseitig alles. Es half beiden. Für Anna war jedoch klar, dass sie nie wieder jemanden so lieben würde, wie sie Karsten geliebt hatte. Sie fühlte sich zwar noch nicht besser, aber ihre Probleme traten in den Hintergrund, als Julia eines Abends vor ihrer Tür stand.

Obwohl Thomas wieder als Polizist in einer anderen Wache arbeiten konnte, hatte er angefangen zu trinken, und schlimmer noch, er hatte angefangen Julia zu schlagen. Anna besuchte die kleine Familie immer häufiger, um nach Julia und Mark zu sehen. Immer wenn Anna Thomas ansah, sah sie ihren Vater. Den eigenen Sohn rührte er nicht an. Anna vergewisserte sich dessen immer, wenn sie Julia besuchte. Julia war für sie wie eine Schwester. Sie gaben einander Halt. Anna hätte gern etwas gegen ihren Bruder unternommen, doch sie hatte Angst. Jedes Mal, wenn sie nur daran dachte, fühlte sie sich wieder wie das kleine elfjährige Mädchen von damals.

Eines Tages besuchte sie Julia. Der kleine Mark war gerade in der Schule und Julia saß allein in ihrem Garten und weinte. Anna wusste genau, dass Julia dies nur tat, wenn sie alleine war. Als sie Anna sah, wischte sie sofort ihre Tränen weg und lächelte ihr zu. Sie führten ein langes Gespräch. Thomas ließen sie außen vor. Lieber lachten sie

und erzählten sich Geschichten. Kurz bevor Anna ging, wurde sie ernst. Es wurde langsam Abend. Bald würde Thomas heimkommen. Sie gab Julia eine weiße Box. Als Julia sie öffnete, schaute sie Anna entsetzt an, beschimpfte sie sogar. Anna versuchte sie zu beruhigen. Julia solle die Waffe nur als Abschreckung benutzen, wenn es ganz schlimm würde. Ansonsten solle sie die Box unter ihr Bett legen, um ein bisschen mehr Sicherheit zu haben und um notfalls auch Mark beschützen zu können.

Anna fühlte sich besser. Sie wusste, dass Julia nun sicherer war. Sie war bei der Arbeit auf ihrer Station und ging die Unterlagen der Patienten durch, als ihr ein Name auffiel. Nadia Stork. Sie eilte zu dem Patientenzimmer. Dort lag sie, die Frau, die ihr Leben zerstört hatte. Sie sah so klein und zerbrechlich aus. Wie konnte so ein kleines, nettes Wesen jemandem den Mann wegschnappen? Unter falschem Namen trat sie in das Zimmer und begrüßte sie.

Schnell entwickelte sich eine Art Freundschaft zwischen den Beiden. Wenn Karsten und sein Sohn Nadia besuchten, versteckte sie sich. Nie sagte Anna ihr, wer sie wirklich war. Nadia hingegen erzählte ihr viel. Unter anderem, wie ihr Freund kurz davor war sie zu verlassen. Doch als er erfuhr, dass sie schwanger wurde, blieb er bei ihr. Kurz nachdem ihr Sohn geboren war, hatten die beiden geheiratet. Immer wenn Anna mit ihr in einem Raum war, fing sie an zu schwitzen. Sie fühlte wie die Wut in ihr aufstieg. Ihre Idee wuchs zu einem ausgereiften Plan heran.

Es war so einfach. Die Nachtschwester war neu, jung und dumm. Anna würde Nadia die falschen Tabletten geben. Der Verdacht würde auf die Nachtschwester fallen. Schon am nächsten Morgen war Nadia Stork, die Frau, die Anna den Mann weggenommen hatte, tot. Früh morgens war sie in ihr Zimmer gegangen und hatte eine Kerze angezündet. So tat man es auf ihrer Station. Sie hatte noch einen anderen Grund. Das Feuer verbrannte ihren Schmerz und ihre Schuld. Wie erwartet, dachte niemand, Anna habe etwas falsch gemacht. Dafür war sie schon zu lange da. Die Nachtschwester geriet, wie geplant, unter Verdacht und hielt dem Druck nicht stand. Sie gestand eine Tat, die sie nicht begangen hatte. Anna wusste, sie sollte sich besser fühlen, doch sie tat es nicht. Es dauerte etwas, dann fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Nicht Nadia war das Problem gewesen, sondern Oliver, der Sohn. Ohne ihn hätte Karsten Nadia verlassen. Ohne ihn wäre ihr Leben anders verlaufen. Er sollte genauso leiden, wie sie damals gelitten hatte.

Die Nachricht von Thomas Tod traf Anna wie ein Schlag. Das Gerücht, Julia habe ihn erschossen, glaubte sie nicht. Es konnte nur Mark gewesen sein. Julia hatte ihn viel zu sehr geliebt. Sie hatte Angst, dass man die Waffe auf sie zurückführen würde, doch nichts dergleichen passierte. Die Jahre zogen ins Land und Anna führte ein Doppelleben. Sie besuchte Julia, war für sie da und suchte nach Karsten und Oliver, die nach dem Tod der Mutter weggezogen waren. Mehr Sorgen allerdings machte sie sich um Julia. Sie hatte sich mehr und mehr zurückgezogen, nachdem Thomas tot war. Sie war mit ihrem Sohn nicht umgezogen, sondern lebte noch immer dort, wo ihr Mann gestorben war.

Eines Tages besuchte Anna sie, um zu sehen, wie es ihr ging. Julia war nicht mehr die Frau, die Anna gekannt hatte. Sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Andauernd saß sie auf ihrem Stuhl am Fenster und blickte hinaus in den Garten. Anna tat es weh, ihre Freundin so zu sehen und fasste einen Entschluss. Als sie Julia am nächsten Tag besuchte, brachte Anna ihr etwas mit. Wortlos stellte sie den Alkohol und die Packung Schlaftabletten neben sie auf den Tisch. Julia begann zu reden. Sie wollte sich nicht mehr so fühlen. Sie wollte, dass es aufhörte. Tränen liefen über ihr Gesicht, als Anna sie in den Arm nahm. Auch Anna fiel der Abschied nicht leicht. Erst hatte sie ihren Mann verloren, dann ihren Bruder und nun würde sie ihre beste Freundin verlieren. Aber sie sprach Julia gut zu. Sie solle sich von ihrem Sohn verabschieden und dann die Tabletten nehmen. Dann verließ sie das Zimmer. Als sie zurückblickte, lächelte Julia ihr zu. Anna trauerte nicht lange um ihre Freundin. Sie hatte Karsten endlich gefunden.

Es war genauso einfach wie der Mord an Nadia. Sie saß seit letzter Nacht in ihrem Auto und beobachtete das Haus. Sie sah, wie Oliver das Haus verließ und wartete. Dann stieg sie aus und klingelte. Man sah Karsten sein Alter nicht an. Er sah älter aus. Der Tod seiner Frau musste ihn sehr mitgenommen haben. Er schaute Anna verwundert an, begrüßte sie aber wie einen alten Freund und bat sie herein. Sie setzten sich an den Tisch und begannen zu erzählen. Sie sagte, sie wolle sich entschuldigen für ihr damaliges Verhalten. Natürlich tat es ihr nicht leid, aber das musste er ja nicht wissen. Auch er entschuldigte sich dafür, wie er sie damals hatte sitzen lassen. Die Zeit verging. Beide lachten und erzählten von ihrem Leben. Karsten erzählte von seiner Frau und deren Tod. Dann schüttelte er den Kopf, setzte ein Lächeln auf und führte sie durch das Haus. Im Schlafzim-

mer setzte er sich aufs Bett. Anna fühlte die Waffe in ihrer Tasche. Jetzt war es soweit. Sie richtete die Waffe auf ihn. Er sagte nichts, schaute sie nur an. Der Schuss war leise. Sie sah zu, wie Blut auf seinem weißen Hemd nach unten lief. Sie ging hinunter und suchte in den Schränken nach Bildern von ihm. Als sie das Haus verließ, traf sie Oliver auf der Straße. Er hatte gute Laune und grüßte sie freundlich. Sie lächelte, denn sie wusste, sein Leben würde sich nun für immer ändern.

Viele Jahre hatte sie nichts von Oliver gehört. Anna war alt geworden. Sie öffnete die Zeitung, wie jeden Morgen. Sofort fiel ihr die Anzeige von Oliver Storks Hochzeit auf. All die Jahre waren seit dem Mord an Karsten vergangen und nun würde sie ihn endlich brechen. Sie machte Oliver ausfindig und zog unter falschem Namen direkt neben ihm ein. Wann immer er nicht da war, besuchte sie seine Frau Linda. Beide freundeten sich an. Sie besaß sogar einen Wohnungsschlüssel für den Notfall. Vieles hatte Anna über Oliver erfahren. Durch seine Mutter, durch Karsten, durch seine Frau.

Als sie die Wohnung betrat, stellte Linda gerade einen Blumenstrauß auf einen Schrank. Sie freute sich, Anna zu sehen. Beide setzten sich auf die Couch. Nun war es soweit. Anna erzählte Linda alles, ihre gesamte Geschichte. Linda war die einzige Person, der Anna jemals von beiden Morden erzählt hatte. Dann ging alles ganz schnell. Linda stand auf und bat Anna zu gehen. Doch sie weigerte sich. Sie drückte Linda gegen die Wand. Diesmal trug Anna keine Waffe bei sich. Sie wollte, dass Linda litt. Denn, wenn Oliver wusste, dass sie gelitten hatte, würde auch er umso mehr leiden. Linda versuchte, gegen Anna anzukämpfen, doch sie war stark für ihr Alter. Anna nahm einen Kerzenständer und schlug Linda damit gegen den Kopf. Sie fiel zu Boden. War sie tot oder nur bewusstlos? Anna schlug nochmals auf sie ein. Dann ließ sie den Kerzenständer zu Boden fallen und ging.

Auf dem Weg zu ihrer Wohnung begegnete sie Mark, der einen Blumenstrauß trug. Ihr Herz blieb stehen. Würde er sie erkennen? Dieser kurze Moment schien wie eine Ewigkeit. Doch Mark lief einfach weiter. Anna setzte sich, wartete. Sie war fast fertig. Nun musste sie warten, bis Oliver kam und die Leiche fand. Dann würde sie ihn zappeln, ihn leiden lassen und dann endlich würde er das bekommen, was ihm zustand. Er war an allem Schuld. Er hatte jeden umgebracht, der ihm etwas bedeutete. Wenn er nicht gewesen wäre, würden Nadia, Karsten und Linda noch leben.

Sie hatte Oliver einige Zeit nicht mehr gesehen. Sie wusste, dass es nur eine Frage der Zeit wäre, bis er wiederkommen würde. Sie hatte so lange darauf gewartet. Bald war es soweit. Auf ein paar Tage würde es nicht mehr ankommen. Dann hörte sie ihn im Flur.

Die Frau hatte fertig gesprochen. Sie lächelte. Oliver war aufgestanden und blickte sie an. Sie hatte recht. Er war an allem schuld. Er hatte alle auf dem Gewissen. Er dachte an den Floristen. Nun hatte er auch noch einen Unschuldigen umgebracht. Alles, was er jemals hatte tun wollen, war zu beschützen. Mark Schiller war nicht der Mörder gewesen. Oliver glaubte zu wissen, was passieren würde. Er hoffte, er hätte recht. Er verdiente es nicht zu leben. Nicht, wenn so viele durch ihn gestorben waren. Er blickte Anna Schiller an. Sie lächelte. Die Waffe sah er nur kurz. Den Schuss hörte er dafür deutlich. Er fühlte den harten Boden unter sich. Lag er dort, wo sie gelegen hatte? Er hörte Schritte, dann hörte er das Schlagen einer Tür. Alles um ihn herum wurde schwarz. Das Einzige und Letzte, was er noch hörte, war ein weiterer Schuss.

Ganz im Gegenteil zu den meisten anderen Menschen mochte ich die Dunkelheit schon immer. Vor allem den Moment, wenn das Licht ausgeht, man für ein paar Sekunden im tiefschwarzen Nichts schwebt, bis sich ganz langsam die unterschiedlichen Grautöne absetzen ... den Moment empfand ich als den schönsten. Kälte war eine zweite Leidenschaft, die ich mit den Wenigsten teilte. Sobald es draußen kalt wurde, zog es mich schon als Kind auf die weiß glitzernden Wiesen und in die frostigen Wälder. Mit Stöcken piekste ich kleine Löcher in zugefrorene Pfützen, um den Luftblasen beim Tanzen zuzusehen. War Schnee gefallen, so formte ich mit nackten Händen Schneebälle und rieb sie mir ins Gesicht. Das Brennen der Haut und die klare Luft in den Lungen zeigte mir, wie lebendig ich war. Es war, als hätte ich schon immer gewusst, dass meine Augen mit ihrem letzten Blick am klaren, mit Sternen behangenen Nachthimmel nach dem Orion suchen würden und dass die Kälte des Schnees, auf dem ich lag, meinen Körper betäuben würde. Die Kälte, die mir einst meine Lebendigkeit zeigte, nahm mir diese nun.

Langsam steigt der weiße Nebel meines Atems in die Höhe. Müde fallen meine Lider zu. Die schwarzen Arme der Dunkelheit umfassen mich sanft. Jetzt existiert keine Kälte mehr und keine Wärme. Ich werde zu Allem und zu Nichts. Ich reiche dem Tod meine Hand und er küsst sie.

»Wie wollt ihr sterben?«, fragte Jasmin. Träge wanderte mein Blick zu ihr. Wir saßen im KUZE, einer Studentenbar in Potsdam. Die Atmosphäre war weich, sauerstoffarm und machte uns alle etwas schläfrig. »Einfach einschlafen«, antwortete Felix passenderweise. »Laaaaaaangweilig!«, meinte Jasmin prompt, als habe sie auf eben solch eine langweilige Antwort gehofft. »Ich möchte in einer dramatischen Verfolgungsjagd erschossen werden und mein heißer Kollege von der Polizei, mit dem ich eine ebenso heiße Affäre habe, bricht schluchzend über meinem schlaffen Körper zusammen, weil es nämlich doch nicht nur seelenloser Sex, sondern die wahre Liebe war.« »Und im Hintergrund singt Celine Dion Taaaaim tuuuu seeei guuudbaaaai!«, jaulte Richard. »Genau!« Zufrieden lächelnd lehnte sich Jasmin zurück und nahm noch einen Schluck von ihrem Bier. »Ich will ertrinken«, war Ronjas Antwort. »Ich glaube, das ist zwar zuerst richtig scheiße, so mit Todeskampf und so, aber dann,

im letzten Moment, schwebst du engelsgleich im Wasser.« Ich nickte zustimmend. So konnte ich mir meinen Tod ebenfalls vorstellen. Richard meldete sich wieder zu Wort: »Also ich mag beim Klettern abrutschen, metertief fallen und auf dem Boden zerschellen.« »Rest in Pieces oder wie?« Wir lachten. »Fenja?«, fragte Jasmin nach meiner Antwort. Ich konnte meinen Wunsch nicht wirklich in Worte fassen, deshalb griff ich nach einer Serviette und kramte in meiner Tasche nach einem Stift, den ich immer mit mir rum trug. Dann kritzelte ich hin, was mir seit langem im Kopf rumspukete. Ob ich jemals ein solches »Gemälde« gesehen oder ich es mir ausgedacht hatte, konnte ich nicht sagen. »Ungefähr so«, kommentierte ich das Bild, »morbid schön.« Die anderen waren still geworden. »Passt«, sagte Felix schließlich, »unsere kleine Künstlerin«. Ronja warf mir einen verstörten Blick zu: »Du hast schon ziemlich gruselige Ideen, oder?« Ich zuckte die Achseln. Gruselig fand ich das nicht. Es war doch nur eine Phantasie. Jasmin nahm die Serviette hoch. »Schön«, sagte sie so leise, dass nur ich es hörte, die neben ihr saß.

In meinem Kopf eine weiße Wolke, die hin und her schwebt. Meine Gliedmaßen schwer wie Feldsteine. Ein Rauschen in meinen Ohren, in das sich ein unangenehmes Fiepen mischt. »Frau Gruber? Sind Sie wach?« Eine fremde Stimme. Meine Wimpern verklebt. Dennoch kriege ich die Augen auf. Viel zu grelles Weiß sticht brutal auf meine Netzhaut ein. Vor das Weiß schiebt sich ein Schatten. Es ist weder meine Mutter, noch einer meiner Freunde. An meinem Bett sitzt jemand Fremdes. Augenscheinlich befinde ich mich im Krankenhaus, denn nur diese sind so weiß und stinken so nach ... kaputtem Mensch. Und nur in einem Krankenhaus werden einem irgendwelche Mittel über Kanülen in die Arme gepumpt. Mit solchen Kanülen, die gerade an meinen Armen hängen. »Mein Name ist Richter. Ich bin die ermittelnde Polizistin.« Richter. Polizei. Was? In meinem Kopf immer noch die kleine weiße Wolke. »Sie sind heute morgen im Park Sanssouci gefunden worden. Ha-« »Nun lassen Sie die Arme doch erst einmal zur Besinnung kommen.« Eine forsche Frau in hellblauem Kittel unterbricht Frau Richter und wuselt zu meinem Bett herüber. »Schön, Frau Gruber, dass sie wach sind. Wasser?« Das ist ein als Frage getarnter Befehl; im selben Moment hängt das Glas schon an meinen Lippen. Klares kühles Wasser rinnt meine Kehle hinunter. Es fühlt sich an wie eine Wiederbelebung. Die weiße Wolke löst sich auf. Ich erkenne wieder alles und höre alles und fühle nichts. Außer einem leichten Anflug von Verwirrung. Warum bin ich im Krankenhaus, wo eine übereifrige Polizistin und

eine offiziersähnliche Krankenschwester mir Gesellschaft leisten? Die Polizistin – Richter – beugt sich vor. »Besser? Wie gesagt, man hat sie im Park gefunden, halb tot, mit mehreren Messerstichen im Bauch. Sie waren nur mit einem Nachthemd bekleidet.« Sie hält eine Tüte mit einem rotbraun gefleckten Stoff hoch. Getrocknetes Blut. Mein Blut. »Hauptsächlich war die Unterkühlung schuld an ihrem Zustand, die Stiche haben zum Glück ihre Organe nicht lebensgefährlich verletzt. Und Sie wurden sehr schnell hier ins St. Josefs-Krankenhaus gebracht, sodass das Schlimmste abgewendet werden konnte ... Können Sie mir sagen, was gestern passiert ist?« Ich starre sie an, durch sie hindurch. Krame in meinem Gedächtnis. Aber ab einem bestimmten Zeitpunkt kann ich mich nicht erinnern. »Black-out«, krächze ich. Meine Stimme hört sich so zerschunden an, wie ich mich fühle. Schmerz beginnt sich auszubreiten. Im Bauch und an den Gliedmaßen. Eigentlich überall. »Versuchen Sie sich zu erinnern. Erzählen Sie einfach von Ihrem Abend. Von Anfang an.«

»Und was wäret ihr gerne für ein Gemüse?«, fragte Felix nun. Von Aubergine bis Zucchini war vieles dabei. Danach ging's um Tiere, dann um Obst. »Ich muss pissen. Kommt jemand mit?« Jasmin warf einen fragenden Blick in die Runde. Ich stand auf, schlängelte mich an Tischen und Stühlen vorbei und folgte ihr. Vor dem Klo mussten wir warten. »Wie kommst du auf solche Ideen?« Auf Jasmins Iris schwammen Neugierde und Schreck, vermischt mit Abscheu. »Mit dem Tod? Keine Ahnung.« »Hm.« Ein betrunkenes Mädchen trat mit dem Ausruf »Freeeei!« aus der Toilette und als Jasmin in der Kabine verschwunden war, startete ich auf mein eigenes Gesicht. Waren die Augen wirklich das Tor zur Seele? War meine Seele dann grün? Und wurde sie schwarz im Dunkeln, so wie alles seine Farbe verliert, wenn die Nacht anbricht? »Kannst!«, riss Jasmins Stimme mich aus meinen Gedanken.

»Und weiter?« Frau Richters Stimme tanzt mit der Ungeduld einen hektischen Tango. »Ist noch irgendetwas im KUZU passiert, waren Sie noch woanders?« Anstatt zu antworten, zupfe ich an dem weißen Verband um meine Unterarme. Alles hier ist so verdammt weiß. »Warum sind meine Arme und Beine verbunden?« »Das ist eine gute Frage. Wir werden die Krankenschwester fragen, sobald sie wieder hier ist. Nun erzählen Sie erst einmal weiter!« Wieder stelle ich Fragen, statt Antworten zu geben: »Wo ist meine Mutter? Meine Freunde?« »Ich halte es für besser, in Ihrem Zustand niemanden zu Ihnen zu lassen. Alles deutet darauf hin, dass dies ...« Ich muss sie einfach unterbrechen, »aber dann erinnere ich mich vielleicht

an gestern!« Sie kneift ihre Lippen zusammen. »Sie erinnern sich wirklich gar nicht? Dann werde ich Ihre Freunde und Familie herbestellen. Die Namen?« Sie erfasst die Namen und geht auf den Flur. Für kurze Zeit bin ich mit meinen Gedanken allein. Diese wandern zurück in der Zeit.

Als wir vom Klo wiederkamen, waren Richard und Ronja schon aufgebrochen, um den letzten Bus nach Golm zu erwischen. »Oder sie kleben an irgendeiner Ecke und schlabbern sich ab.« Verbittert pulte Felix an dem Papieretikett seiner Bierflasche rum. Er war schon seit Ewigkeiten in Richard verknallt. »Och man, Felix, wir müssen endlich deine wahre Liebe finden.« Jasmin glaubte tief und fest an eben jene einzigartige, alles rettende Liebe des Lebens. Ich nicht. Ich glaubte an farbige Seelen und leckeres Essen. »Wollen wir noch zu mir und Pizza bestellen?«, fragte ich deshalb. Wir brachen auf, liefen durch das verschneite Brandenburger Tor, überquerten den stillen Luisenplatz und kamen kurz darauf in der Lennéstraße an. Hier lag meine völlig überteuerte Einraumwohnung. Ein billigeres WG- oder Wohnzimmer wollte ich mir nicht nehmen, denn ich genoss es, alleine zu leben. Dafür musste ich halt in meiner Freizeit arbeiten. Ich schloss die Haustür auf und wir traten in die kalte Wohnung. »Scheiße, ich hab' vergessen, dass es bei dir immer so kalt ist!« Felix verzog leidend die Miene. Jammerlappen. Kommentarlos warf ich ihm ein Paar Wollsocken vor die Füße, steuerte auf das Telefon zu und bestellte Pizzen. Zielstrebig war Jasmin zu dem Schrank gegangen, in dem noch der harte Alkohol von der letzten Party stand. Mit zwei halb vollen Flaschen stand sie da und strahlte uns an: »So. Wir betrinken uns jetzt.«

Vor meinem Fenster fällt Schnee. Immer schneller und schneller wirbelt er auf die Erde und malt Muster auf den schwarzgrauen Hintergrund. Gerne würde ich ihn mit meinen Händen fangen und zusehen, wie er auf meinen warmen Handflächen ganz langsam schmilzt. »Ihre Freunde Ronja und Richard sind da«, ertönt Richters Stimme und sogleich treten die beiden in mein Blickfeld. Ich habe Ronja noch nie so fertig gesehen. Sie hat tiefe Ringe unter den Augen und ihre Haare sind total zerzaust. »Du siehst aus wie Ronja Räubertochter, als Vampir«, flüstere ich. Sie lächelt schwach. »Wir haben kaum geschlafen, seit uns Felix kurz vor drei angerufen hat.« Ich runzle die Stirn: »Warum hat er angerufen?« »Das wussten wir nicht, er hat nur wirres Zeug geredet. Jetzt ist alles ein bisschen klarer.« Die beiden werfen sich einen beunruhigten Blick zu. »Was meinst du? Ich kann mich an nichts erinnern! Was ist passiert?«, frage ich. »Er hat

nur was vom Park Sanssouci und Blut gestammelt und dann mittendrin aufgelegt. Wir wollten nicht gleich die Polizei rufen, schließlich hattet ihr auch ... keine Ahnung, vielleicht Drogen genommen oder so.« Als Ronjas Stimme quietscht, übernimmt Richard. »Wir sind mit den Fahrrädern zu euren Wohnungen gefahren, doch niemand von euch war zu Hause und dann sind wir über diesen Zaun neben dem Tor der Lennéstraße in den Park geklettert. Aber du weißt ja, wie riesig der Park ist. Wir haben niemanden von euch gefunden.« In ihrer Ecke schreibt Frau Richter eifrig mit. Endlich kann sie ein paar neue Informationen zu meinem Ich-weiß-nicht hinzufügen. »Bis jetzt wissen wir nicht, wer das Krankenhaus benachrichtigt hat. Es war ein anonymes Anruf. Er kam jedoch rechtzeitig, einige Minuten später und Sie wären tot gewesen, Frau Gruber.« Bei mir macht sich jetzt eine leichte Panik in meinem Brustkorb breit, drückt auf meinen Kehlkopf. Die hat jedoch nichts mit meinem möglichen Schicksal zu tun, sondern mit dem von Jasmin und Felix. »Und jetzt? Wo ist Felix jetzt? Und Jasmin?« Die Polizistin antwortet knapp: »Ich habe beide vorhin nicht erreichen können.« Beunruhigt scheint Frau Richter deshalb nicht zu sein. Meine eigene Panik jedoch betäubt alles, sie ist rot und strömt wie glühendes Feuer durch meine Adern. »Können ... können Sie nicht nach ihnen suchen lassen, wer weiß, was ihnen passiert ist? Vielleicht wurden sie entführt oder abgestochen wie ich oder ... oder ... oder ... oder ...« Meine Lunge zieht sich zusammen, ich bekomme kaum noch Luft. »Atmen! Ein, aus, ein, aus.« Ronja nimmt beruhigend meine Hände und drückt sie. Sie dreht sich zur Seite. »Richard, fahr doch noch einmal zu den Wohnungen und guck, ob Jasmin, Felix oder ihre Mitbewohner wach sind.« Er verabschiedet sich, verlässt das Zimmer und macht die Arbeit, die eigentlich die Polizei machen sollte. Und bei mir fällt ein winziges Stück Erinnerung zurück an seinen Platz.

Wir saßen um meinen kleinen Küchentisch, aßen Pizza und tranken. Der Rum hatte viel zu viel Prozent. Alles, was mehr als 4 % Alkohol hat, ist zu viel für meinen Körper. Ich merkte, wie der Alkohol in meinem Kopf Chaos anstellte, Gedanken durcheinander schmiss und ab und zu gegen meine Stirn trat. »Passt auf«, hob Jasmin an, »ich will noch einmal raus. Ich habe einen Plan. Ich glaube er ist genial und niemand hat das je zuvor getan und ich weiß, dass wir damit berühmt werden.« »Warum willst du eigentlich immer berühmt werden?«, fragte ich, ohne mich zu fragen, womit sie eigentlich berühmt werden wollte. Ihr Gesicht war verschwommen, mein eigenes war taub und fühlte sich ebenfalls verschwommen an. Meine Nase war

jedenfalls nicht mehr an ihrem eigentlichen Platz, sondern sie lag ein wenig weiter links. »Weil ich dann all die heeeißen, heißen Schauspieler abschleppen kann oder etwa nicht oder wie?« Felix lag schon mit dem Kopf auf dem Tisch und atmete schwer, wie Betrunkene es tun, wenn sie kurz vorm Einschlafen sind. Jasmin zupfte an seinen lockigen Haaren, dann gab sie ihm einen Klaps auf den Hinterkopf. Erschrocken zuckte er zusammen und richtete sich wackelig wieder auf. Jasmin klatschte begeistert in die Hände: »Ssso! Aufsteh! Ach, unwir brauchn ne Kamera!« Sie hatte begonnen zu lallen. Jetzt fing der richtige Spaß an.

»Wir ... wir sind nochmal raus!«, rufe ich und erzähle den Teil, an den ich mich soeben erinnert habe. Frau Richter schaute mich streng an. »Alle zusammen? Ihr zu dritt?« »Na, das ist doch klar!« Ich empfinde diese Polizistin als immer inkompetenter. Wieder kritzelt sie irgendwas in ihr Heft. »Gut. Wir warten auf eine Nachricht von ihrem Freund Richard und dann werden wir gegebenenfalls nach ihnen suchen lassen.« Ein paar Minuten später klingelt Ronjas Handy. »Ja, hmmm, ok, danke! – Also Felix war zu Hause und ist jetzt auf dem Weg hierher.« Erleichterung vertreibt einen Teil der Panik. Der Rest bleibt für Jasmins mögliches Schicksal. »Also, dann suchen wir nur noch nach Jasmin Walter, nicht wahr?« Frau Richter verlässt das Zimmer, um wichtige Anrufe zu tätigen. »Ronja, was glaubst du, was da passiert ist?« Verzweifelt kralle ich meine Hände in ihre vom Schnee feuchte Jacke. »Darüber habe ich mir die ganze Nacht und den ganzen Morgen Gedanken gemacht. Ich habe absolut keine Ahnung.« Es ist verrückt wie die menschliche Phantasie auf Hochtouren laufen kann, wenn unser Gehirn mit Unklarheit konfrontiert wird. Am liebsten würde ich wieder mit den Wolken der Unwissenheit in meinem Kopf zwischen Schlafen und Wachen schweben. Schweigend warten wir auf die Ankunft von Felix. Dabei frage ich mich wieder, wo eigentlich meine Mutter bleibt. Wahrscheinlich kommt sie von ihrer Arbeit nicht weg und wird erst spät abends hier auftauchen. Wie immer. Und nicht mal eine fast tote Tochter kann ihren herzlosen Chef erweichen. Vielleicht habe ich mich deshalb schon seit jeher auf die Dunkelheit gefreut; schließlich waren es diese Stunden, die meine Mutter zu mir führten. Während ich über meine Kindheit nachdenke, Ronja meine Hand hält und Frau Richter draußen irgendetwas Polizeiliches macht, verstreicht die Zeit nur langsam. Die Minuten ticken laut vor sich hin, so, wie es sich anhört, wenn ein nicht gut geschlossener Wasserhahn Tropfen in das Waschbecken fallen lässt. Und mir wird bewusst, dass ich

diese langsam tröpfelnde Zeit vielleicht nicht gehabt hätte, dass ich vielleicht tot wäre. Dieser Gedanke, der mir sonst nie Angst gemacht hat, versetzt mich auf einmal in eine Art Schockzustand. Mein Atem wird flacher und ich kann mich kaum noch bewegen.

Tottottottottottottottottottottottottottottottottottot, ist alles, was ich denken kann. Als Jasmin gestern gefragt hatte, wie wir sterben wollten, habe ich nur über das Sterben an sich nachgedacht. Nicht über das Tot-Sein selbst. Daran habe ich noch nie einen Gedanken verschwendet. Das Leben fordert schon genügend Kopfzerbrechen, warum also über etwas grübeln, das eh so weit entfernt liegt, so weit, weit weg? Schwindel erfasst meine Stirn, breitet sich kreisend aus, bis ein halber Orkan in meinem Kopf wütet. Und dann schnürt mir etwas die Brust zu, wie eine riesige Zange, die meinen Brustkorb ein-klemmt. Ich schließe die Augen und hoffe einfach, dass all das gleich vorbei ist, dass alles wieder so sein wird wie vorgestern.

»Felix!«, ruft Ronja ein paar Minuten, Stunden oder Tage später. Ich spüre, wie er meine Hand greift und höre ein unkontrolliertes Schluchzen. Aber ich kann die Augen nicht öffnen. Ich kann nichts. Ich liege da wie ein Stein. Ein kalter, grauer Stein, der sich ein paar Jahrhunderte nicht von seinem Platz bewegt hat und auf dem Moos und Blumen aus Schnee wachsen. »Was ist passiert, Felix? Was zur Hölle ist passiert?« Ronjas Stimme ist mal lauter, mal leiser, als würde sie mit einem Lautstärkereglern hin und her geschubst werden. »Er redet nicht«, erklärt Richard, »ich hab ihn in seinem Zimmer gefunden, er hatte immer noch seine Jacke an und ein Bündel Klamotten im Arm. Ich glaube, es sind Fenjas Sachen.« Da waren also meine eigentlichen Anzihsachen geblieben. Richard fährt leise fort, »er hat wie hypnotisiert auf die Wand gestarrt. Erst als ich meinte, dass Fenja lebt, hat er sich gerührt und ist mir stumm hierher gefolgt.« Eine forsche Stimme fährt wie ein Schwert durch das bedrückte Schweigen, das sich gerade langsam ausbreiten wollte. »Herr Liebrecht, ich müsste Ihnen einige Fragen zum gestrigen Abend stellen.« Frau Richter. Hat sie gerade überhaupt zugehört? Und kriegen die auf der Polizeischule keine Noten auf Empathie? Wenn, dann hätte sie von mir eine glatte Sieben bekommen. Darüber hätten die anderen gelacht. Vielleicht würden die anderen mit mir morgen darüber lachen, wenn sich alles als Traum herausstellen würde. Gerade bin ich in der Dunkelheit meines eigenen Kopfes gefangen, ohne die geringste Chance, durch das Öffnen der Augen wieder mit der Außenwelt in Kontakt zu kommen. Etwas nimmt mir den Willen, meine Lider zu heben. Erst nach einer gefühlten

Ewigkeit weiß ich, dass es Angst ist, die mich lieber im Dunkeln lässt. Die nackte Angst, in Felix' Augen die Wahrheit über die gestrigen Geschehnisse schwimmen zu sehen.

»Oh, aber die Kamera reicht nicht aus, für dich brauchen wir noch ein Nachthemd«, flötete Jasmin fröhlich. »Also gehen wir noch kurz bei mir vorbei und dann weiter, ok?« Felix und ich folgten ihr willig. Ich steckte noch die zweite angebrochene Rumflasche ein und dann verließen wir das Haus. Zu dieser Zeit war Potsdam wie ausgestorben; das orange Licht der Straßenlampen malte Häuser, Bäume und Straßen an. Eine schläfrige Stille legte sich auf unsere Ohren. Der Schnee knirschte unter meinen Sohlen. Ich fühlte mich so lebendig, so jung, so stark. Ich spürte das alkoholisierte Blut durch meine Adern strömen, hörte es in meinen Ohren rauschen. Ein Meer von roter Lebenskraft, das in mir wogte.

In der Zeppelinstraße rannte Jasmin schnell hoch in ihre WG, wir warteten draußen und schauten unserem Atem beim Hochsteigen zu. Zu dieser Uhrzeit fuhr selbst in der tagsüber so befahrenen Straße kaum noch ein Auto. Menschenleer und gespenstisch lag sie da, das breite Band aus Asphalt, auf dem glitzernde Tramschienen Richtung Innenstadt führten. Mit einem breiten Grinsen trat Jasmin kurz darauf wieder aus der Haustür des Mietshauses und hielt ein weißes Nachthemd hoch. Wir klatschten, ohne zu wissen, warum. »Ok. Lassst uns im Park beginnen.« Also stapften wir wieder zurück in die Lennéstraße zum geschlossenen Tor des Parks. Der Pförtner schien tief und fest zu schlafen. Unser lautes Fluchen, während wir unbeholfen über den kleinen Zaun links neben dem Tor kletterten, ließ ihn jedenfalls nicht auf der Bildfläche erscheinen. Die Äste der kahlen Büsche auf der anderen Seite piekten uns in die Hüften und kratzten unsere Gesichter auf. Als wir uns endlich durch das wirre Dickicht gekämpft hatten, lief Jasmin zielstrebig Richtung Schloss Charlottenhof. Langsam begann ich, mich wie ein Hund zu fühlen, so willenlos wie wir ihr folgten.

Ich schlage die Augen auf. Es ist, als würde die Erinnerung an gestern von Felix' Hand in meine und zu meiner Stirn strömen. Bis zum bitteren Ende. Doch die Erleichterung, die ich zu spüren geglaubt hatte, bleibt aus. Die Erinnerung ist so morbide, so ... krank, dass ich sie eigentlich mit niemandem teilen möchte. Schon jetzt klammert sich die Scham in meinen Nacken, die Scham diese Geschichte anderen Menschen erzählen zu müssen, meine Narben erklären zu müssen und zugeben zu müssen, dass – »Frau Gruber, wir haben Jasmin Walter gefunden.« Frau Richters Gesicht schiebt

sich zum zweiten Mal an diesem Tag in mein Blickfeld. Oder ist schon morgen? Ich habe jegliches Zeitgefühl verloren. Es ist das erste Mal, dass ich in Richters Blick etwas anderes als Pflichtgefühl oder Neugierde sehe. Bedauern. Bedauern eingerahmt von perfekt geschminkten Wimpern. Bedauern? Was konnte, wieso, wo, wie? »Was ...wo ...w...?«, stammele ich und eine böse Ahnung bohrt sich in meine Rippen, nimmt mir den Atem. Langsam gewöhne ich mich an dieses Gefühl. Atemlossein. Frau Richter bewegt ihre Lippen, sagt etwas, aber in meinen Ohren hat ein lautes Fiepen eingesetzt, ich will nicht hören, was sie zu sagen hat, ich will nicht, ich will nicht.

»Also, du musst dir dass Nachthemt anziehen, Fenja und dann machn wir nemlich Fotoss«, meinte Jasmin mit Befehlstone in der Stimme. Wir standen auf der kleinen Brücke, die über den Maschinenteich zu einer Mittelinsel führte. Von hier aus konnten wir die Gebäude der Römischen Bäder sehen, die vom Mondlicht hellgrau angemalt wurden. Ich kniff die Augen zusammen, um Jasmin vor mir deutlicher sehen zu können. Diese hatte sich mit in die Seite gestemmt Armen vor uns aufgebaut und erwartete anscheinend begeisterte Ausrufe von uns. »Was tenn führ Fotoss?«, fragte Felix. Währenddessen ließ ich einen kleinen Ast ins Wasser fallen. Er schlug kleine Wellen und das Wasser funkelte unruhig. Begeistert war unsere Reaktion zunächst nicht. »Na, wir ham doch vorhin darüber gessprochen, wie wir sterben wolln. Undch dachte mir sso, dass dis doch voll cool wärwenn wir unssere Iden fotokrafiern und dann ins Internet stelln und berühmt wern.« Nur langsam kam die Bedeutung der Wörter bei mir an, aber ich mochte sie. Also, berühmt werden wollte ich nicht unbedingt, aber unsere Tode zu stellen, fand ich irgendwie eine spannende Idee und das Adrenalin kickte mir in den Magen. »Ja man, geile Idee!«, rief ich deshalb, letztendlich doch mit der Begeisterung, die Jasmin anfangs erwartet hatte. Ich entledigte mich meiner Kleider, um eine halbe Minute später im Nachthemd dazustehen. Dann trank ich noch ein paar Schlucke Rum, um die schlimmste Kälte zu vertreiben und streckte meine Arme nach vorne: »Aber wenn, tann richtg!« Irgendwie waren wir nicht mal auf die Idee gekommen, die roten Ranken, die ich auf Armen und Beinen haben wollte, einfach nur aufzumalen oder später mit Photoshop nachzuzeichnen. Jasmin zog ein Taschenmesser aus ihrer Tasche und begann meine Haut aufzuritzen. Felix lehnte mit aufgerissenen Augen an dem Geländer der Brücke und schien sich in einer Art Schockzustand zu befinden. Ich spürte kaum etwas. Der Alkohol hatte mich ausreichend betäubt. Nach einer Weile war sie

damit fertig und wir liefen auf die Mittelinsel. »Leg dichh auf den Boden unddann müssn wir die Kreise im Bauch machen.« »Ihr wollt doch nichwirklich ...« Felix' Stimme versagte. Ich legte mich in den weißen kalten Schnee.

Bis jetzt ist alles, was Frau Richter gesagt hat, für mich nur Lippenpantomime gewesen, aber die Reaktion meiner Freunde spricht Bände. Alle drei starren sie an, dann beginnt Ronja seltsam zu beben. Felix' Hand verkrampft sich in der meinen. Nein. Nein. »... in ihrer Badewanne. Ihre Mitbewohnerin hat sie vorhin mit aufgeschnittenen Pulsadern gefunden und gleich einen Notruf abgesetzt. Aber jede Hilfe kam zu spät.« Frau Richter legt ihre Hand sanft auf meinen Arm. Vielleicht hätte sie doch eine Fünf in Empathie von mir bekommen. Falscher Gedanke. Aber genau solche Gedanken legen sich nun vor die eigentlich wichtigen. Ich frage mich, wann ich wieder was Festes essen kann, möchte Frau Richter gerne die eine widerspenstige Strähne ihrer Haare hinter das Ohr klemmen. Hoffe wider besseren Wissens, dass die Heizung in meinem Zimmer an ist, damit ich nicht in einem kalten Zimmer schlafen muss, wenn ich nach Hause komme. Auf einmal mag ich Kälte nicht mehr. Ich sehne mich nach der Sonne und dem Süden. Ich will an einem weißen Postkartenstrand liegen und Sonnenbrand bekommen. Ich will in ein warmes Meer tauchen und mit graublauen Delphinen spielen. Ein anderer Mensch sein. In einer anderen Stadt, in einem anderem Land. Körperlicher Schmerz scheint erträglicher zu sein als seelischer. Der Gedanke an Jasmin, tot in ihrer Badewanne, versucht sich, durch all die anderen nebensächlichen Gedanken nach vorne zu drängen. Er wird erfolgreich immer wieder nach hinten geschubst, getreten. Sie hatte gedacht, ich wäre tot. Dass sie mir den Weg ins Jenseits bereitet hätte. Sie konnte nicht mit der Schuld leben. Werde ich mit der Schuld leben können? Müde schließe ich die Augen und möchte einfach nur noch schlafen. Traumlos in ein schwarzes Nichts treiben, das erschreckenderweise ein wenig an das Nichts erinnert, in dem ich gestern eine kurze Zeit lang schwebte.

Ein scharfer Gegenstand stach in meinen Bauch und schnitt rukelnd meine Bauchdecke auf. Unkontrolliert wurde er wieder hinaus gezogen und noch einmal an einem anderen Punkt angesetzt. Nun zierten vermutlich zwei blutende Kreise meine Bauchdecke. Ich lag mit geschlossenen Augen im Schnee und fühlte nichts als Frieden. Meine Arme und Beine brannten leicht an den Stellen, wo die Ranken reingeschnitten waren. Der Alkohol machte seine Arbeit immer noch gut. Fleißig betäubte er den Schmerz, so gut es ging, ich merkte

kaum, wie das Messer ein drittes Mal meinen Bauch aufschneit. Träge öffnete ich die Augen. Und sah Jasmin über mir knien. Sie kniff konzentriert die Augen zusammen. »Sso, jetztt müsstedas genug ssein. Ich gglaubbb sso gönn wir dich wotograwiern.« »Sssieht man dss Blut denn? Vielleicht müsssst ihr janoch tiefer sschneiden?«, sagte ich. »Naja.« Felix' Stimme kam von weiter her, in ihr schwang Besorgnis mit, »macht kein Sscheiß, man, nicht, dass du sstirbstoder sso.« Er kniete sich ebenfalls neben mich und versuchte Jasmin das Taschenmesser zu entwenden. »Nnnein, man, wenn ssie sagts ok, dannsses ok!« Über mir zerrten sie an der silbernen Waffe. Als Jasmin sie ruckartig wegziehen wollte, landete sie mit voller Macht zum vierten Mal in meinem Bauch. Diesmal krampfte sich mein ganzer Körper vor Schmerz zusammen. Ich hätte mich beinahe übergeben. Dann sank ich zurück in den Schnee. Ich wusste, das war kein Spaß mehr. Ich wusste, dass das rote, dicke Blut, mein Leben, aus mir heraussprudelte. Ich wusste, dass ich sterben würde. Und dennoch hatte ich keine Angst. Ich hatte auch dann noch keine Angst, als die schwarzen Arme der Dunkelheit mich umfingen, der Tod sich lächelnd über mich beugte und mich in sein Reich mitnehmen wollte. Angst habe ich erst jetzt. In dem viel zu weißen Krankenhauszimmer, umgeben von viel zu verzweifelten Freunden und einer viel zu eifrigen Polizistin, die die Geschichte immer noch nicht kennt, sie aber mit allen Mitteln aus uns herausquetschen wird. Angst vor dem viel zu engen, Atem nehmenden Bund, den wir auf makabre Art und Weise miteinander geschlossen haben. Für immer miteinander verbunden. Verbunden durch ein leichtfertiges Spiel mit dem Tod.

NACHWORT

Der Kriminalroman im Spannungsfeld von (Schauer-)Romantik und Aufklärung

Spurensuche Am Neuen Palais: Der Titel dieses Bandes bezieht sich einerseits auf den Kurzkrimi *Zurück am Neuen Palais* von Stefanie Börnicke und Friederike Weimar, dessen Schauplatz der Campus der Universität Potsdam „Am Neuen Palais“ ist. Zugleich spielt *Spurensuche am Neuen Palais* auf den Entstehungsort der in diesem Band veröffentlichten Kurzgeschichten an: Mit Ausnahme der Gastautorin Simone Weilandt, die in England lebt, sind die AutorInnen dieses Bandes Studierende der Universität Potsdam; am Institut für Künste und Medien haben sie gemeinsam ein Seminar zum Kriminalroman besucht. Im Anschluss daran entstanden die hier veröffentlichten „Sechs mörderischen Geschichten“.

Im Horizont der kulturwissenschaftlichen Erörterung des Kriminalromans – eine literarische Gattung, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts herauskristallisierte – finden wir in der Geschichte dieses Genres, eng verknüpft mit der literarischen Darstellung der modernen Großstadt, wo Anonymität und Verbrechen diffuse Angst und abgründige Schrecken hervorrufen, insbesondere die Thematisierung der Schattenseiten der menschlichen Existenz. Und mit diesem düsteren narrativen Kern behauptet sich der Kriminalroman nun schon seit mehr als 150 Jahren, beherrscht seit Jahrzehnten die Bestsellerlisten und nimmt im Bereich der Unterhaltungsliteratur unangefochten die Spitzenposition ein. Wie ist das zu erklären?

Im Mittelpunkt unseres Seminars über den Kriminalroman stand die Frage nach der anhaltenden Faszination, die diese Romanform in ihren vielfältigen, immer wieder überraschenden Ausdifferenzierungen auf ihre Leserschaft auszuüben vermag. Während der Liebesroman (fast) ausschließlich von Frauen gelesen (und für sie geschrieben wird), wird der Kriminalroman sowohl von Männern als auch von Frauen gelesen – offenbar bietet er beiden immer wieder spannende Unterhaltung. Wie kommt es also, dass sich ausgerechnet diese Literaturform so nachhaltig in der Gunst der Leserschaft halten kann? Ganz zu schweigen vom Zuspruch eines Millionenpublikums, den der *Tatort* erhält wie all die anderen Kriminalfilmserien, die tagein, tagaus die Fernsehprogramme füllen – als gäbe es nichts anderes? Was ist so reizvoll an der Darstellung des tödlichen Verbrechens?

Mord ist immerhin das Verbrechen, das nicht rückgängig zu machen ist. Mord wird in allen zivilisierten Gesellschaften geahndet.

Der Gründungstext der modernen Kriminalliteratur ist Edgar Allan Poes berühmte Detektivgeschichte *The Murders in the Rue Morgue* (1841), die erste von drei Erzählungen, in denen der geniale Privatdetektiv C. Auguste Dupin in Paris ermittelt, und die sich auf Anrieb als Modell der literarischen Gattung herausstellen sollte. Doch bereits vor den *Morden in der Rue Morgue* gab es interessante Vorformen der Kriminalerzählung. An erster Stelle ist E. T. A. Hoffmanns spannend erzählte Geschichte *Das Fräulein von Scuderi* (1819) zu erwähnen, in der es im Paris zur Zeit Ludwig XIV. um einen Mord, einen Verdächtigen, der seine Unschuld beteuert, und um die Dichterin Magdaleine von Scuderie geht, die als Amateurdetektivin *avant la lettre* dank ihrer Beobachtungsgabe, ihres Einfühlungsvermögens und ihres Gerechtigkeitssinns das grauenvolle Geheimnis um eine ganze Serie von Morden aufzuklären vermag. Hoffmanns Erzählung enthält bereits wegweisende poetische Elemente, die jede Detektivgeschichte spannend machen: schauerromantische Nachtszenen, Angst und Schrecken erregende Ungewissheit angesichts grauenvoller Verbrechen und vor allem eine kluge Ermittlerin (von Beruf Dichterin!), der es schließlich gelingt, Licht in das Dunkel der Unwissenheit zu bringen, das Rätsel um die geheimnisvollen Morde aufzuklären, der Wahrheit und der Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen. Wir finden in Hoffmanns Erzählung bereits die beiden gegensätzlich inszenierten ideengeschichtlichen Elemente vor, die im Kriminalroman zum Einsatz kommen: Aufklärung und (Schauer-)Romantik. Während die Aufklärung vor allem eine vertrauenerweckende Lichtmetaphorik stark macht, imaginiert die romantische Kunst phantastische Nachtstücke und gibt dem Gefühl der Angst einen ganz neuen Spielraum.

Edgar Allan Poe spitzte in den *Morden in der Rue Morgue* die beunruhigende Rätselhaftigkeit um ein grausames Verbrechen zu, und er erfand die erzähltechnisch wichtige Vermittlerfigur des Freundes und Begleiters des Detektivs, der in der Rolle des Erzählers (wie später Dr. Watson in Arthur Conan Doyles Sherlock-Holmes-Geschichten) den LeserInnen die Geistesblitze des Privatdetektivs Dupins erläutert. Mit Dupin in der Rolle des exzentrischen, hochgradig intellektuellen, distanziert und rational ermittelnden Aufklärers erscheint der Detektiv als moderner Held, der dank seines Scharfsinns und analytischen Denkvermögens jedes noch so abgründige Verbrechen

aufzudecken und zu erklären versteht. Diese Detektivfigur tritt als Verkörperung der (männlich kodierten) Vernunft und emotionslosen Wissenschaftlichkeit auf. Mit ihm rückt das Interesse an der Aufklärung des Verbrechens in den Mittelpunkt der Erzählung. Rationalität und Intelligenz, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitsinn sind die Tugenden dieses modernen Helden, der in der Tradition der Aufklärung steht: Dank seines scharfsinnigen Denkens und emotionslosen Vorgehens besiegt er die Angst, die in der Romantik wieder literaturfähig geworden ist. Die Aufklärung hatte die Angst als Ergebnis des Aberglaubens, des Irrationalen, der Unvernunft und des Mangels an Wissen verbannt. Mit dem Schauerroman (im späten 18. Jahrhundert als *Gothic Novel* zuerst in England erfolgreich) kehren die Angst, das Phantastische, Mysteriöse, kurz: die schaurig-reizvolle, auf den ersten Blick ganz unerklärliche Rätselhaftigkeit zurück. Die literarisch evozierte Angst der Romantik wird zu einer ästhetisch genießbaren Angst, zur Angstlust. Und sie erzeugt Spannung – und Spannung ist das entscheidende Element eines jeden gelungenen Kriminalromans. Spannung verlangt nach Auflösung, nach „Erlösung“ von der Angst. Und weil die Gattungskonventionen die Lösung des Falls versprechen und der Kriminalfall von dem Zuversicht versprühenden Ermittler oder der Ermittlerin aufgeklärt wird, kann die in der Tradition der Schauerromantik stehende Angst in einer spielerischen Als-ob-Situation zur genüsslichen Unterhaltung werden.

Der Kriminalroman entfaltetete sich im Laufe seiner Geschichte als eine literarische Gattung, die vielfach wandelbar ist, vorausgesetzt die Kernelemente bleiben erhalten: die Aufklärung eines rätselhaften Geheimnisses um ein (Kapital-)Verbrechen und der Sieg über die Ungewissheit, die je länger sie anhält, umso unerträglicher wird, weil sie angstbesetzt ist. Am Ende der Geschichte, die gattungskonform mit einem Mord beginnt, triumphieren Vernunft, Wahrheit und Gesetz. Die klassisch gewordenen Privatdetektive (einsame Helden) oder die moderneren Kommissare (Teamarbeiter) riskieren bei ihrem Einsatz für Recht und Ordnung gelegentlich ihr Leben. Sie sind die Gegenspieler des Obskuren, Unheimlichen, Bedrohlichen. Unverzichtbare Voraussetzung für ihre Arbeit ist das Böse, das verrätstelt und aus Sicht der AutorInnen und ihrer Leserschaft offensichtlich besonders reizvoll ist und für Spannung sorgt. Die Emotionen, die so auf Seiten der LeserInnen mobilisiert werden, finden in der Lösung des Rätsels ihr intellektuelles Gegenstück: das analytische Denken, das distanziert-spielerische Miträtseln, die Befreiung von der angstbesetzten Ungewissheit nach erfolgter Klärung des Falls.

Wie stark der Kriminalroman variiert werden kann, zeigt u. a. das humorvolle Spiel mit den Gattungsregeln. Das lässt sich bei den verschiedenen Ausformungen der Ermittlerfiguren besonders gut beobachten: Zu Beginn der literarischen Erfolgsgeschichte waren sie das Paradebeispiel der männlichen Rolle par excellence. Mittlerweile wäre es undenkbar, würde nicht auch einer weiblichen Figur die Aufklärung eines Verbrechens zugetraut. Die bekanntesten (Privat- oder Amateur-)Detektive wie Sherlock Holmes, Hercule Poirot, Dorothy Sayers' Lord Peter Wimsey und ihre Nachfolger stehen noch ganz in der Tradition des gebildeten, wissenschaftlich denkenden C. Auguste Dupin', während sich die Detektive der *hard-boiled school* à la Dashiell Hammett (Sam Spade in *The Maltese Falcon*, 1930) oder Raymond Chandler (Philip Marlowe in *The Big Sleep*, 1939) ganz anderer, moralisch zweideutiger Methoden bedienen, die kaum etwas mit der feinen europäischen Art ihrer Vorgänger verbindet. Und wenn dann noch das Motiv des gerechtfertigten Mordes durchgespielt wird und der Ermittler den Mörder zwar stellt, ihn aber entwischen lässt, steht eine zentrale Gattungsregel auf dem Prüfstand (wie in *Waage und Schwert* von Steven Dewart). Die erfolgreiche Aufklärung des Mordes bleibt jedoch das Ziel jeder Ermittlung. Am Ende ist der Täter identifiziert, die Ungewissheit behoben, die Angst besiegt. Ob dann auch Recht und Ordnung wieder hergestellt sind und für wie lange, beschäftigt nicht nur die *hard-boiled*-Helden. Vor allem das Prinzip der Serie, das Edgar Allan Poe mit seinen drei Dupin-Geschichten bereits angelegt hatte, unterstreicht die Unabschließbarkeit der Aufklärung und Brüchigkeit der wiederhergestellten ‚heilen Welt‘ am Ende der Geschichte: Kaum ist ein Fall gelöst, klingelt das Telefon: „Wir haben eine Leiche.“

Während die Motive mehr oder weniger gleich bleiben – enttäuschte Liebe, Eifersucht, Hass, Besitzgier –, erweisen sich die im Laufe der Literaturgeschichte des Kriminalromans vielfach variierten Frauenrollen als besonders aufschlussreich, auch weil sie auf fundamentale mentalitätsgeschichtliche Veränderungen unserer Gesellschaft Bezug nehmen. Setzte die klassisch gewordene Figurenkonstellation den Mann als Helden, der das Abenteuer der Aufklärung eingeht, und die Frau als Opfer, die nur lieben, leiden, wahnsinnig werden und sterben kann, so tritt mit Agatha Christies Miss Marple die erste populär gewordene Ermittlerin auf, die noch manches mit E. T. A. Hoffmanns Fräulein von Scuderi verbindet, die aber zugleich den Weg frei machte für selbstbewusste, zupackende, feministisch eingestellte Detektivinnen oder Kommissarinnen, die

seit den 1980/90er Jahren in den *Kriminalromane[n] von Frauen für Frauen* (so der Titel der einschlägigen Studie von Evelyne Keitel, 1. Aufl., Darmstadt 1998) die Krimi-Szene bereichern. Mit den neuen, facettenreichen Frauenrollen im Kriminalroman eröffneten sich neue Handlungsspielräume in neuen gesellschaftlichen Milieus. Die AutorInnen experimentieren seitdem auch mit der Erzählperspektive (Simone Weilandt in *Der Wunderbaum* und Paula-Sophie Brink in *Verspielt*). Frauen agieren souverän auf beiden Seiten: auf der des Bösen und des Guten, wobei die Täterinnen seltener, aber eben auch mit brutalster Gewalt (u. a. in Martin Thormanns *Der Florist*) und meistens mit mörderischer List vorgehen (in *Der Kern der Dinge* von Stefanie Börnicke und Friederike Weimar oder in *Der Wunderbaum* von Simone Weilandt). Noch immer sorgt der unheimliche Mord in heimatlicher Umgebung für spannende Unterhaltung.

Die Variationen der Gattungsnormen gehen auch beim Kriminalroman oft mit Parodie, (schwarzem) Humor, Freude am erzählerischen Experiment und der Kunst der Anspielung einher. Das Spiel mit den Regeln bestärkt die „Lust am Text“ (Roland Barthes), es belohnt sozusagen die Kennerschaft der LeserInnen, macht sie zu KomplizInnen des Erzählers bzw. der Erzählerin. Das intellektuelle Vergnügen, das der spannend geschriebene Kriminalroman verspricht, beruht nicht zuletzt auf dem Wiedererkennen der Spielregeln und ihres jeweiligen Einsatzes, ihrer Infragestellung oder Dekonstruktion.

Dennoch: Im Kriminalroman geht es nicht um die Darstellung des „Schönen und Guten“, sondern um die des „Bösen und Wahren“, kurz: um die Erhellung der Schattenseiten der modernen Gesellschaft, in der ein Verbrechen stets für weitere, noch komplexere Probleme steht – Probleme, die mit der Aufklärung des Falls nicht behoben sind. Das anonyme Verbrechen, das als geheimnisvolles Rätsel inszeniert wird und gelöst werden muss, damit die Angst besiegt wird, spielt auf Abgründe der menschlichen Existenz an, die bereits im antiken Mythos thematisiert werden und die ihre Faszination in der modernen Welt nicht vollkommen eingebüßt zu haben scheinen. Das lebensgefährliche Rätsel der Sphinx scheint auf, wenn es darum geht, mit analytischem Denken, Wissen und Vertrauen in die menschliche Vernunft das existenzielle Rätsel zu lösen und die mit dem Unwissen verknüpfte Todesangst zu bannen. Schon im antiken Mythos ist der Mensch des Rätsels Lösung. Und es ist der Mensch zugleich das Rätsel.

Brunhilde Wehinger

Universitätsverlag Potsdam

Sechs kurze Krimis über abgründige Verbrechen, unverwechselbare Tatorte (Potsdam-Sanssouci u. a.) und höchst eigenwillige Ermittler/innen, die ein hohes Risiko eingehen, um die rätselhaften Fälle zu lösen und schließlich für Klarheit und Aufklärung zu sorgen.

Unterhaltsam und spannend erzählt von Stefanie Börnicke & Friederike Weimar, Paula-Sophie Brink, Steven Dewart, Martin Thormann, Simone Weifandt. Mit einem Nachwort von Brunhilde Wehinger.

Steven Dewart

Waage und Schwert

Stefanie Börnicke &
Friederike Weimar

Kern der Dinge

Simone Weifandt

Der Wunderbaum

Stefanie Börnicke &
Friederike Weimar

Zurück Am Neuen Palais

Martin Thormann

Der Florist

Paula-Sophie Brink

Verspielt

ISBN 978-3-86956-350-3

Online



9 783869 563503

